

Alfred Morrys

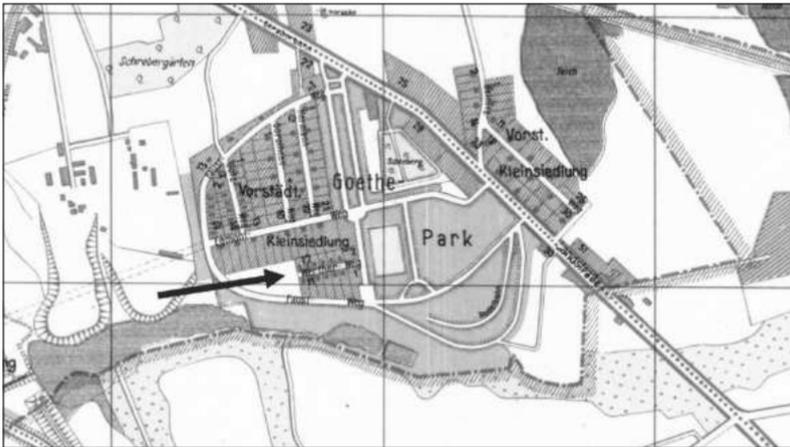
Im Haarsbreite



Alfred Morys

Um Haaresbreite

Wiebers Verlag



Bildausschnitt Goethepark mit Wertherweg (Pfeil)

Alfred Morys, Jahrgang 1925,
 pensionierter Realschullehrer.
 Er lebt in einem kleinen Taunusdorf
 in der Nähe Bad Nauheims.

Um Haaresbreite

Biografie von

Alfred Morys

WW WIEBERS
VERLAG

Impressum

Alfred Morys, Um Haaresbreite
2., ergänzte Auflage 2017

© 2017 Wiebers Verlag, Berlin

<http://www.wiebers-verlag.de>

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch auszugsweise – nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlags wiedergeben werden.

Cover und Umschlaggestaltung:
Christiane Weimann, Kalle Max Hofmann

ISBN 978-3-942606-98-1

Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Dieses Buch widme ich meiner geliebten Ehefrau Wilma.

Teil I

Inhalt

Teil I	11
Teil II	171
Nachwirkungen	359
Foto-Galerie	394
Bild-Nachweis	400

Inhalt Teil I

Arme und traurige Kindheit.....	11
Ziegenhütejunge.....	21
Erinnerungen an eine unbeschwerte Zeit.....	30
Abenteuer an der Grenze	42
Wie die Alten sangen, so zwitschern die Jungen	46
Kinder – früher und heute	51
Funkstunde	56
Gefährliches Grenzabenteuer.....	62
Missglückter Versuch	68
Lob von falscher Seite	82
Schamhaftigkeit	92
Staatsbeamter nach drei Jahren	98
Der junge Benjamin und ein zum Tod verurteiltes Schiff	102
Auf verlorenem Posten	119
Zeit des Ausruhens.....	119
Neue Aufgaben.....	121
Kampf mit der Müdigkeit.....	123
Unser Obermaat.....	125

Wir machen Gefangene	127
Ein scharfer Hund	129
Eine tragische Figur	131
Gefährliche Unternehmung mit schlimmen Folgen	133
Das unvermeidbare Ende wirft seine Schatten voraus . . .	137
Alles fließt in beängstigender Weise	140
Eine Entscheidung für das Leben	142
Auf dem Weg in eine bessere Zukunft	144
Ausgeträumt!	149
Unverhofftes Glück in tiefster Not	154
Der letzte Akt	157

Arme und traurige Kindheit

Es waren die Jahre vor Hitlers Machtergreifung. Der verlorene Weltkrieg und die verheerenden Folgen waren überall zu spüren. Unerfüllbar hohe Reparationsforderungen der Siegermächte und leere Kassen unserer Regierungen verbunden mit daraus resultierenden Schuldenbergen lähmten die Wirtschaft. Gebietsabtretungen in meiner ostoberschlesischen Heimat und der damit verbundene Hass zwischen Deutschen und Polen, hohe Arbeitslosigkeit – bis zu sieben Millionen deutscher Männer waren ohne Arbeit – und die damit verbundene Armut lasteten auf allen. Die politische Zerrissenheit ließ untereinander Aversionen und Zorn aufkommen, Straßenkämpfe zwischen Kommunisten und den Braunhemden der SA waren an der Tagesordnung.

Im Osten meiner Heimatstadt Beuthen, nahe der neu gezogenen deutsch-polnischen Grenze, bildete sich ein Stadtviertel, wo bittere Armut herrschte, weil die meisten Männer arbeitslos waren und kommunistische Ideen weite Verbreitung fanden. Aus der Not heraus geboren stahl man einfach das, was einem das Schicksal vorenthielt. Asozialität entwickelte sich, und die Polizei war nicht in der Lage, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Die meisten Leute wohnten in Holz- oder Blechbaracken.

In diese desolaten Verhältnisse hinein wurde ich am 16. Mai 1925 geboren. Meine Mutter war 28 Jahre alt. Sie verdiente sich ihren kargen Unterhalt als Putzfrau im Hygienischen Institut. Ihre exotische Schönheit mit den schwarzen Haaren und der brünetten Hautfarbe muss meinen Vater betört haben, obwohl ihre Herkunft nicht dem geistigen Hochmut seiner Familie entsprachen.



Sie kam vom Dorf, hatte zehn Geschwister und war es gewohnt, von klein auf schwer zu arbeiten. Zwei Brüder von ihr waren im Krieg gefallen und zwei Schwestern an Cholera gestorben. Sie hatte es schwer, in der Familie ihres Mannes aufgenommen und ästiniert zu werden. Einen Ausspruch ihrer Schwägerin konnte sie bis ins hohe Alter nicht vergessen:

»Emil, warum willst du diese Frau heiraten? Sie kommt vom Mist (gemeint war wohl das Dorf) und ist deiner Intelligenz nicht gewachsen.« Mein Vater heiratete sie. Ob wegen ihrer eventuell bestehenden Schwangerschaft oder aus besitzergreifender Liebe ist für mich im Nachhinein nicht festzustellen. Ich kann mir heute vorstellen, dass Unsicherheit und Angst um die Zukunft die seelische Verfassung meiner Mutter geprägt hat. Jedenfalls habe ich mir oft Gedanken darüber gemacht, warum Ernst mein Wesen bestimmte und nicht Gelöstheit und Optimismus, warum ich kontakt- und bindungsarm gegenüber meinen Mitmenschen erscheine und introvertiert vieles schwarz sehe und Angst vor der Zukunft habe.

Mein Vater, zwei Jahre jünger als meine Mutter, kam nach einer Gasvergiftung mit stark angeschlagener Gesundheit aus dem Weltkrieg. Ein Herzfehler war die Folge davon, und seine Chancen, eine dementsprechende Arbeit zu finden, waren naturgemäß schlecht. Er war in der Weimarer Republik sieben Jahre arbeitslos. Etwas Geld verdiente er sich, als er bei den deutsch-nationalen Landesschützen einen Gitarren- und Mandolinenclub gründete und für diese Instrumente Privatunterricht gab.

Über meine Geburt und die näheren Umstände ist mir später nichts berichtet worden. Nur ein Ereignis lag meiner Mutter drückend auf ihrer Seele, weshalb sie später oft davon erzählte. Bald nach der Geburt wurde sie wieder schwanger, und zwar in Form einer Bauchhöhlenschwangerschaft, die erhebliche Risiken in sich barg. Eine Austragung des Embryos war unmöglich, so dass hier operiert werden musste. Diese Art von Operation war damals noch lebensgefährlich. In dieser prekären körperlichen und seelischen Situation hatte meine arme Mutter auch noch für mich als Säugling zu sorgen.

Ich lag neben ihr im Krankenhaus, weil keine andere Möglichkeit bestand. Ich glaube, damals litt meine Mutter mehr wegen des Zustandes ihres kleinen, geliebten Alfred Luzian als wegen ihres bedrohlichen Zustandes. Für mich war die Situation so unbefriedigend, dass ich oft weinen musste. Die Krankenschwester, genervt wie wohl auch meine Mutter und eventuell andere Patienten, sperrte mich kurz entschlossen in das Klo ein. Meine Mutter war untröstlich und haderte mit ihrem Schicksal.

Ein, zwei Jahre später betreute mich nachmittags ein Schulmädchen, indem es mich in einem armseligen Kinderwagen spazierenfuhr. Die Rücksichtnahme auf das kleine Kind war hier nicht optimal. Wettrennen mit Schulfreundinnen waren an der Tagesordnung, und für die hier oft notwendige Sicher-

heit musste mein Schutzengel sorgen. Wie mir später gesagt wurde, stellte sie mich oft in einer zügigen Durchfahrt bei ihrem Hause ab. Ohrenscherzen, ja sogar eine Mittelohrentzündung quälten mich oft in dieser Zeit.

Mit vier Jahren erkrankte ich so schwer, dass meine geliebte Mutter und mein Vater sogar mit meinem Ableben rechnen mussten, weil hohes Fieber mich immer mehr schwächte. In der entscheidenden Nacht der Krise – meine Mutter war vor Erschöpfung eingeschlafen – kam ich zu mir und sagte zu meinem Vater:

»Papelle, wenn ich gestorben bin, bekommt ihr ein schöneres Kind als mich.« Mein Vater war erschüttert und weinte hemmungslos. Ich weiß nicht, welches Gelübde damals meine Eltern abgelegt haben, um einen Höheren inständig zu bewegen, hier doch Gnade walten zu lassen.

Im Oktober 1944 erhielt ich im Schützengraben von einem Kameraden einen Brief meines Vaters, wo er mir meine damalige Rettung mitteilte und den lieben Gott noch einmal inständig bat, mich heil aus dem Krieg nach Hause kommen zu lassen.

Ich kam zwar nach Deutschland, aber meine geliebte schlesische Heimat habe ich nicht mehr gesehen. Mein Vater ist als Zivilist im Januar 1945 von den Russen nach Sibirien verschleppt worden. Bis heute, wo ich mich dem 80. Jahr meines Lebens nähere, habe ich von ihm nichts mehr gehört.

Mit sechs Jahren kam ich in die Volksschule 3 in meiner Heimatstadt Beuthen O.S. (heute Bytom). Sie lag im Zentrum der Stadt, und ich kleiner Kerl musste stets eine halbe Stunde laufen, um dorthin zu kommen. Im Sommer geschah dies stets barfuß, weil meine Eltern kein Geld für teures Schuhwerk hatten.

Auf dem Rückweg von der Schule kam ich immer am Marktplatz vorbei. Obst, das etwas angefault war, legten die Händler beiseite. Ich hatte dabei die Auswahl, und der arme

Bub aß sich satt an Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Weintrauben und Bananen, die es bei uns am kargen Mittagstisch nicht gab. Tagsüber war ich wegen der Berufstätigkeit meiner Mutter oft allein. Mein Vater arbeitete nach 1933 als Bauarbeiter in einer sozialen Gemeinschaft, die Siedlungshäuser am Stadtrand meiner Heimatstadt erstellte.

Große Aufmerksamkeit schenkte ich als achtjähriger Bub, der neugierig in den Straßen der Stadt umherlief, den Aufmärschen und Umzügen der politischen Parteien. Fahnen aller Art waren zu sehen, und zünftige Marschmusik sollte recht viele Zuschauer anlocken. Ich trippelte stets hinterher, während oft Parolen hinausgeschrien wurden und politische Lieder aus heiseren Kehlen Leidenschaften bei den vielen Menschen entfesselten.

In dieser spannungsgeladenen Atmosphäre verstand ich vieles nicht, aber eins merkte ich intuitiv: Unheil lag in der Luft. Schlägereien waren oft die Folge davon. »Proletarier aller Länder vereinigt euch!« wurde skandiert. »Sieg Heil« tönte es auf der anderen Seite. Rote Fahnen mit Sichel und Hammer und schwarz-weiß-rote flatterten überall. Auch Männer mit feldgrauen Uniformen und Stahlhelmen auf dem Kopf marschierten durch die Straßen. Dabei ertönten alle schmissige preußische Märsche.

Mit meinen Freunden aus der Nachbarschaft ging ich oft durch das Kaufhaus Woolworth, wo vor allem Kinderspielzeug unser Gemüt anregte. Wir hatten keins, und ein Spieltrieb, der in uns schlummerte, wartete auf seine Befriedigung. Die drückende Gewissheit, kein Geld in der Tasche zu haben, machte uns traurig.

Josef und Erhard machten mir vor, wie man trotzdem in den Besitz einiger schöner Dinge kommen konnte. Ich zögerte, es ihnen gleichzutun, wurde aber von einer kleinen Mundharmonika so fasziniert, dass ich sie unbedingt haben wollte. Ungeübt in derlei Dingen und nicht raffiniert genug, wurde ich

sofort erwischt. Ich dachte nicht an die Säulen, die alle mit Spiegeln verkleidet waren. Viele Augen konnten so sehen und nicht nur die Verkäuferin, die hinter der Ladentheke stand. Der Kaufhausdetektiv sperrte mich kleinen Kerl daraufhin in einem Lagerraum ein, wo ich meinen Kummer und die Angst vor meinem strengen Vater ausweinen konnte.

Natürlich, als ich am späteren Nachmittag schuldbeladen nach Hause kam, hatten meine »Freunde« schon dem Vater genüsslich berichtet, dass ich beim Klauen erwischt worden bin. Eine Tracht Prügel war die Folge, und der Wunsch, für die Zukunft auf derartige Aufregungen zu verzichten, grub sich schwer in meine junge Seele ein.

Die Müllhalde und Spielzeugteile daraus stellten mich schon zufrieden. Besser gestellte Schulfreunde wie Klaus Klövekorn und Peter Faber, die mich ab und zu nach Hause mitnahmen, ließen mich auf dem Dreirad oder Roller fahren oder mit dem aufziehbaren Brummkreisel spielen. Ich war dann für kurze Zeit selig.

Mir wurden sogar einst ein paar verrostete Schlittschuhe geschenkt, die mich in den strengen Wintern mit großer Freude erfüllten. Die vielen Wege voller mit Schnee waren festgetreten, und ich konnte nun mit der neuen Erwerbung selig darüber hinwegschieben. Aber auch hier ereilte mich ein schmerzhaftes Ereignis. Ich stürzte eines Tages gegen einen Holzzaun, aus dem schräg nach oben ein verrosteter Nagel herausragte. Ausgerechnet darauf musste ich mit dem Gesicht stürzen. Der Nagel durchbohrte meine Unterlippe, und



ich blieb wie gekreuzigt mit ausgebreiteten Armen am Zaun hängen. Ein Nachbar hob mich weinenden Knaben hoch, stillte mit dem Taschentuch die Blutung und brachte mich nach Hause, wo wie so oft keiner da war. Er wusch mir mit einem Handtuch die Wunde aus, nahm einen Stofflappen und befahl mir, diesen so lange gegen meine Wunde zu pressen, bis meine Eltern kamen.

Sehr erschrocken waren diese, als sie eine Schüssel voller Blut auf dem Tisch stehen sahen. Der unbekannter Helfer war nicht auffindbar, und meine untröstliche Mutter dankte dem Schutzengel, dass alles so glimpflich abgelaufen war. Ein schwarzer Punkt unter der Lippe erinnert mich heute noch an dieses schmerzhaft Ereignis.

Mein Volksschulklassenlehrer bereitete einst einen Elternabend vor, wo ich wegen meiner Schüchternheit einen winzigen Auftrag bekam. Ich sollte nur Titel und Verfasser eines Gedichtes ansagen. Andere Klassenkameraden hatten die Ehre, den Text dieses Gedichtes vorzutragen. Diese kleine Aufgabe stürzte mich schon in eine Panikstimmung. Vor diesen vielen Leuten, meinen Eltern? Würde ich nicht stottern oder gar steckenbleiben? Was ist, wenn ich die Reihenfolge der Wörter verwechselte. Ich hatte zu sagen: »Ein Freund ging nach Amerika von Peter Rosegger.« Ich übte unaufhörlich. »Ein Freund von Peter Rosegger ging nach Amerika, nein. Nach Amerika ging der Rosegger Peter. Das kann doch nicht sein! Ging der Peter wirklich nach Amerika?«

Ich wollte mich schließlich krank stellen, um der Blamage zu entgehen. Wer sollte dann für mich einspringen, um so etwas Wichtiges vorzutragen? Es half alles nichts. Ich musste mir ein Herz fassen, um da durchzukommen. Endlich war es so weit, und ich brachte mit meinen sieben Jahren diesen wichtigen Auftrag mit Bravour zu Ende. Lasst mich mit solchen Sachen in Zukunft zufrieden, habe ich gedacht. Ich bin

kein Mensch für die Öffentlichkeit. Noch heute bleibe ich bei einem Klaviervortrag – ich spiele für einen Laien ganz passabel – aus Angst davor, steckenzubleiben, wirklich stecken. Einen Beruf dieser Art hätte ich wirklich nicht ausüben können, ohne vorher in einer wirksamen therapeutischen Behandlung gewesen zu sein.

Um unser armes Leben in meiner Kindheit zu unterstreichen, kann ich hier anführen, dass meine Mutter nur einmal genügend Geld aufbrachte, um mit mir kleinem Knirps in eine Konditorei zu gehen. Trotz dieser Armut oder gerade deswegen liebte mich meine Mutter abgöttisch. Wahrscheinlich war ich das einzige, was in ihrem Leben wirklich von Belang war. Diese Liebe hat mich geprägt, und sollte ich in meinem Leben etwas bleibend Gutes getan haben, dann war sie die Ursache dafür.

Bis in mein Mannesalter hinein war ich der Auffassung, dass Frauen halbe Engel und die besseren Menschen sind. In dem männermordenden Krieg, wo ich lange Zeit keine Frau sah, war meine Sehnsucht nach ihnen besonders groß. Das Frauenbild meiner Mutter stand dabei gewiss verschleiert im Unterbewusstsein dahinter. Erst viel später merkte ich, dass Frauen genauso gut oder schlecht sein konnten wie Männer.

Ein schreckliches Erlebnis aus meiner Kinderzeit ist mir noch lebhaft in meinem Gedächtnis geblieben. Ich erwähnte bereits, dass der Ortsteil meiner Heimatstadt keinen guten Ruf hatte. Asoziales Verhalten und kriminelle Übergriffe – häufig aus der Armut geboren – machten oft Schlagzeilen. Mein Vater besaß ein altes, klappriges Fahrrad. Bei einem Arztbesuch ließ er es unabgeschlossen vor dem Haus stehen. Er war der Meinung, dass so etwas doch niemand stehlen würde. Natürlich war das Rad weg, als er herauskam. Eines Tages, als mein Vater und ich einen kleinen Spaziergang machten, kam uns

ein Mädchen, das trällernd auf einem Fahrrad daherradelte, entgegen. Wir erkannten sofort, dass es unser Fahrrad war. Mein Vater hielt das Mädchen an und fragte freundlich:

»Woher hast du das Rad?« Das Mädchen, das einen etwas verwahrlosten Eindruck machte, fing an zu heulen.

»Ich hole meinen Vater. Sie wollen uns das Rad stehlen!« Das Verhalten des Mädchens ließ den Schluss zu, dass hier etwas nicht stimmte, sonst hätte das Mädchen ruhig auf die Frage meines Vaters antworten können.

Es dauerte auch nicht lange, bis zwei verwegen aussehende Männer im Laufschrift auf uns zueilten. Mein ängstliches kindliches Gemüt erkannte die drohende Gefahr, und ich erschrak heftig. Ich suchte den Körperkontakt zu meinem Vater, der schützend seinen Arm um mich legte. Der voraus-eilende Mann hielt sich nicht mit irgendwelchen Fragen oder Erklärungen auf, sondern schlug meinem Vater mit der Faust ins Gesicht und versuchte, ihm das Fahrrad zu entreißen.

Ich blickte Papa verängstigt an und merkte, dass ihm zornentbrannt die Adern an seiner Schläfe anschwellen und er im Gesicht ganz rot wurde. Dies war nach meinen kindlichen Erkenntnissen dann immer der Fall, wenn ein drohender Gefühlsausbruch sich ankündigte und ich oft dabei eine Tracht Prügel bezog. Ohne Vorahnung ließ mein Vater das Rad los und versetzte dem Asozialen einen solchen Faustschlag in dessen hasserfülltes Gesicht, dass er zur Seite fiel und mit der einen Gesichtshälfte auf ein nach oben stehendes Metallband aufschlug, das den Balken einer Barriere umschloss, um den Autoverkehr auf dieser Nebenstraße zu unterbinden. Als der Mann halbwegs hochkam, sah ich, dass fast die Hälfte seines Ohres herabhing und die offene Wunde heftig blutete. Inzwischen hatte sich eine zahlreiche Zuschauergruppe um uns geschart.

Der andere Mann war nicht tatenlos, zog ein Messer und versuchte zuzustechen. Mein Vater schützte mit einem Arm

seine Brust, und mit der anderen Hand versuchte er, den drohenden Stich abzuwehren. Dieser traf dann die Handfläche und durchbohrte fast die ganze Hand. Dieses unfaire Verhalten führte aus der Zuschauermenge einen halbwegs Betrunkenen auf den Plan, der wohl gerade aus dem Wirtshaus kam. Er hob eine Bierflasche hoch über den Kopf des Messerstechers und ließ sie hinabsausen.

Der Kampf war beendet. Die Kontrahenten verließen schimpfend den Platz der Auseinandersetzung. Die Menschenansammlung löste sich langsam auf, und man war befriedigt, aus dem armen, tristen Alltag mal etwas Spannendes vernommen zu haben. Fernsehen und aufregende Filme hat es damals noch nicht gegeben. Vorfälle dieser Art waren in dieser Gegend keine Seltenheit. Polizeieinsatz und Gerichtsverhandlungen waren nicht vonnöten. Was aus dem Fahrrad geworden ist, weiß ich heute nicht mehr. Vielleicht ist ein Unbeteiligter damit verschwunden.

Ziegenhütejunge

Mit dem Einzug in das Siedlungshäuschen im Jahre 1935 tat sich für mich als zehnjährigen Buben eine neue Welt auf.

Mein neues Umfeld, in dem ich nun aufgewuchs, fiel flach vom Rande meiner Heimatstadt ab zur neuen deutsch-polnischen Grenze. Unten floss ein Bach entlang, der zwei Teiche miteinander verband, den Gruben- und den Grenzteich. Auf dieser abfallenden Fläche wurde nach 1933 eine Parkanlage geschaffen, der Goethepark. Am Rande des Parks entstand eine Wohnanlage aus ungefähr fünfzig Siedlungshäusern. Zwischen ihnen liefen Straßen entlang, die nach Goethes Werken benannt wurden.

In eine dieser Siedlungen zogen meine Eltern mit mir Einzelkind ein, und zwar in das Haus Wertherweg Nr. 10. Ein kleiner Garten ermöglichte es meinen Eltern, Gemüse und Kartoffeln anzubauen und Ziegen, Hühner und Enten zu halten. Nach einer langen Zeit der Armut konnten wir uns teilweise selbst versorgen, und mein Vater hatte wieder Arbeit als Kesselheizer oder Maschinenwärter. Als Kriegsinvalide konnte er nicht im Bergbau eingesetzt werden. Das hatte den Nachteil, dass er weniger verdiente. Sein Monatsverdienst von ungefähr 110 deutschen Reichsmark reichte aber dafür, dass wir keinen Hunger zu leiden brauchten.

Hinter dem Grenzteich erhob sich eine ungefähr zehn Meter hohe, zusammenhängende Böschung, die sich dann oben in einer sanft ansteigenden Ackerbaufläche bis zu der Ortschaft Hohenlinde (ab 1921 Łagiewniki) fortsetzte. Die Grenze verlief am oberen Rand der Böschung.

Das neue Stück Land um das kleine Haus mit dem dahinter liegenden Stall und Hof sollte nun Leben beherbergen, wie ich es bisher noch nicht gekannt habe. Tiere und Pflanzen kamen damit in meinen Lebenskreis, die mich kleinen Jungen in einer Weise fesselten, wie es nichts anderes vorher so vermocht hätte. Ich als introvertierter Knirps erfasste nun mit allen Sinnen das neue, ungewohnte Leben. Ich brauchte nicht mehr zu träumen, sondern hatte plötzlich alles, was an Leben der verschiedensten Formen aufzunehmen war. Wie staunte ich, als aus kleinen Samenkörnchen Blumen, Salat und Gemüse aus der Erde herauswuchs, wie in Monaten kleine Obstbäume da standen, wo vorher das Unkraut wucherte, wie aus einer geteilten Kartoffel mehrere Stauden später eine große Anzahl von Kartoffeln hervorbrachten. Nun brauchte ich nicht mehr so häufig in die Geschäfte zu gehen, um für meine Mutter Salat, Gemüse und Kartoffeln zu holen.

Und wie staunte ich erst über die Tiere, die bald den ganzen Hof belebten. Wie freute ich mich, wenn der bunte Hahn sein Kikeriki hinausschmetterte und die Hühner dabei uninteressiert am gockelhaften Gebaren dieses farbenprächtigen Angebers im Boden scharrten und Fressbares aufpickten, wie dieser sie dann besprang und ich zornig wurde, weil ich glaubte, dieser Lümmel täte ihnen weh. Wie wunderte ich mich, wenn die Hühner ab und zu aus dem Stall die Hühnerleiter hinunterstiegen, nachdem sie ein Ei gelegt hatten und dabei ungeheuer gackernd angaben, etwas Wichtiges und Wesentliches getan zu haben. Langsam formte sich in meiner Vorstellung eine Welt zusammen, die aufreizend schön und interessant war.

Mein Verstand wurde manchmal auch auf eine harte Probe gestellt, wenn ich darüber grübelte, warum die Hühner so lange auf mehreren Eiern saßen und dabei das Fressen vernachlässigten. Meine Mutter behauptete dann, dass aus diesen Eiern später kleine Hühnchen herausschlüpfen. Ich wollte

dies nicht glauben, so unfassbar kam mir diese Geschichte vor. Ich war dann voller Spannung und beobachtete die Eier genau, wenn die Hühner für kurze Zeit das Gelege verließen.

Welches Wunder tat sich in mir auf, wenn ich ein feines Klopfen im Ei an der Schale vernahm und diese dann hier und da aufbrechen sah. Was kam dann, oh Wunder, plötzlich für ein niedliches, kleines Wesen daraus hervor: wunderbar gelb, und es konnte sofort auf den eigenen kleinen Beinchen stehen. Wie hatte ich diese lieblichen Geschöpfe so gern! Bei den Enten, die wir besaßen, passierte genau das Gleiche. Wie folgten sie dann mit vielen ihresgleichen der Mama und taten alles, was diese ihnen vormachte. Am Abend, wenn es kalt wurde, verkrochen sie sich unter den Federn ihrer Mutter, die geduldig aushielt bis zum nächsten Morgen, wo das Leben und Lernen weiterging, bis es dann alle selbstständig in die »Hand« nehmen konnten, ja bis ... All das nahm ich in allen Einzelheiten auf, verwundert, aber mein Verstand war wohl noch nicht in der Lage und erwachsen genug, dass ich mir über das Leben und die ganze Schöpfung besondere Gedanken machte. Die Frage, wie das kommt, wer dies alles gemacht hat, spielte in meinem kleinen Gehirn noch keine Rolle. Ich fand alles nur allerliebste und wunderschön.

Der Gedanke, dass Tiere auch geschlachtet werden und uns zur Nahrung dienen, war für mich unerträglich. Wie oft habe ich eine Ente verscheucht, um sie vor dem Schlachten zu bewahren. Meine Großmutter, die einst eine Gans unter ihrem Rock zwischen die Beine klemmte, um ihr den Hals durchzuschneiden, konnte ich von da an nicht mehr leiden.

Und erst das Erlebnis mit den Ziegen, die uns mit Milch versorgten, war wegen der Dramatik des Geborenwerdens aufregend und für mich unvergesslich. Was brachten sie für kleine, niedliche Geschöpfe zur Welt, die bald nach der Geburt aufstanden, von ihrer Mama abgeleckt wurden und dann so süß umhersprangen, dass ich meine helle Freude daran

hatte. Dass Leben so eine köstliche Sache ist, kam mir damals noch nicht in den Sinn. Dieses süße, verhaltene Meckern, das sie vor Lebenslust von sich gaben, ist mir heute noch nach siebzig Jahren so präsent im Gedächtnis geblieben, als wenn diese kleinen Kerlchen heute noch ihren Willen zum Leben ausdrücken wollen. Ich nahm damals diese kleinen Wesen oft in den Arm und drückte sie herzlich an mich.

Aber die große Freude und das Staunen blieben nicht ohne Folgen. Meine Eltern spannten mich bei ihrer Arbeit mit den Tieren ganz gehörig ein. Die Enten musste ich täglich zum Grenzteich führen; denn das Wasser war ihr eigentliches Element, in dem sie nach Herzenslust schwammen, tauchten und wild schnatterten. Dabei fiel mir stets das Lied ein: »Alle meine Entchen schwimmen auf dem See, Köpfchen in das Wasser, Schwänzchen in die Höh'.«

Am Abend brachte ich sie wieder nach Hause. Sie waren folgsam und wussten anscheinend, wo es in der Nacht Schutz gab und wo sie etwas zu fressen vorfanden. Als ich etwas älter war, passierte es zuweilen, dass sie am Abend nicht aus dem Wasser herauswollten. Steine, die ich hinter sie warf, veranlassten sie auch nicht, herauszukommen. Mir blieb dann nichts anderes übrig, als in das kalte Wasser zu steigen und hinter ihnen her zu schwimmen. Manchmal entwickelte sich dabei ein Wettschwimmen, wenn sie hartnäckig waren und beweisen wollten, dass sie schneller schwimmen konnten als ich. Sie schnatterten laut, wenn ich sie mit meinem geübten schnelleren Kraulstil erreichte und voller Zorn wegen ihrer Unbotmäßigkeit an den Füßchen packte und unter Wasser tauchte. Dann zogen sie es endlich vor, als geschlagene Gegner langsam mit mir nach Hause zu watscheln.

Für die Ziegen war ich oft mit Sack und Sichel unterwegs, um Gras und Klee an Stellen zu schneiden, die niemandem gehörten. Oft ging ich auch auf verbotenes Gelände und musste höllisch aufpassen, dass ich dabei nicht erwischt

wurde. Mit dem gefüllten Sack wäre es dann sehr unbequem gewesen, einem Eigentümer zu entkommen. Die Begegnung mit dem polnischen Zollbeamten stand mir dabei immer als drohendes Beispiel vor Augen.

Auch in die Stadt schickte mich meine Mutter. Dort kaufte ich für die Hühner Körnerfutter und für die Ziegen Weizenkleie und alte Kartoffeln, dass sie neben dem Gras auch feuchtes Weichfutter in den Magen bekamen.

Eine oberhalb vom Goethepark liegende Gemeinschaftswiese diente den Ziegen als Weideland, und ich war oft mit ihnen unterwegs, um sie mit Stricken an Pfähle zu leinen, wo sie kreisförmig dann das ganze Gras abweiden konnten.

Manchmal ging ich auch mit drei Ziegen hinaus auf eine große freie Wiese zwischen dem Park und einem Bach, der sich an der deutsch-polnischen Grenze entlangschlängelte. Hier konnte ich die Ziegen frei weiden lassen und mich bequem meiner Lieblingsbeschäftigung hingeben, dem Lesen. Ich legte mich dabei, auf der Seite liegend, ins Gras und stützte den Kopf mit dem rechten Unterarm ab.

Mein ausgeprägtes Vermögen, Phantasien zu entwickeln, führte mich oft beim Lesen in Welten, die ganz anders waren als das reale eintönige Dasein, das mich hier im Goethepark umfing. Die Welt des Orients mit seinen Wüsten, Gebirgen und Schluchten, wo ein gewisser Kara Ben Nemsî mit seinem Wunderpferd Rih und dem wortgewaltigen Diener Hadschi Halef Omar einmalige Abenteuer erlebte, nahm mich voll und ganz gefangen, so dass ich manchmal vergaß, auf meine Ziegen zu achten. Und erst dieser Old Shatterhand mit seiner Donnerfaust und seinem Freund Winnetou, was waren das für prächtige Gestalten, die ich über alles liebte. Wie meisterhaft verstanden sie es, Böses und Schlechtes in der Welt in die Schranken zu weisen und dem Guten zum Sieg zu verhelfen, nach dem wir armen Kinder uns besonders sehnten. Bücher dieser Art übten eine besondere Faszination auf mich aus.

Es kam mitunter vor, dass der Parkwächter meine Ziegen verjagen musste, wenn sie sich an den Sträuchern der Parkanlagen zu schaffen machten. Ein gehöriges Donnerwetter von ihm war dann die Folge oder die Androhung, meine Pflichtvergessenheit dem Vater zu melden. Vorsorglich hatte er sich die Adresse mit meinem Namen und der Straße schon aufgeschrieben.

Einmal, ich war wieder so vertieft in meine spannende Lektüre, schaute ich kurz auf und sah Moppa, die älteste der drei Ziegen, wie sie genüsslich an jungen Blattsprossen ihren Hunger stillte. Ich sprang wie elektrisiert auf und lief barfuß, nur mit einer Turnhose bekleidet, auf dem schnellsten Weg zu der Übeltäterin und versuchte sie dann zu den anderen zweien zu treiben. Sie schlug zunächst eine falsche Richtung ein, und ich war erstaunt, wie schnell sie laufen konnte. Ich holte sie aber trotzdem ein und trat ihr vor Zorn mit dem bloßen rechten Fuß in den Hintern. Sie war eine solche Behandlung von mir nicht gewohnt und vergrößerte ihr Tempo. In einem großen Bogen eilte sie dann zur Nella und Rieke. Dort ließ ich von ihr ab und begab mich zu meinem geliebten Buch.

Ein Schrecken durchfuhr mich, als ich das Entsetzliche sah! Einige Seiten fehlten in dem Buch und hingen teilweise den noch kauenden Übeltätern aus dem Maul. Ich war empört über diese geistlose Tat. Gerade das große Abenteuer, wo Old Shatterhand Nschotschi, der Schwester seines Freundes Winnetou, die Liebe zu ihr gestehen wollte, war nun im Magen der Ziegen, die nichts damit anfangen konnten, außer zu verdauen. Ich schrie meine sonstigen Freundinnen an, die mich dabei aber nur dumm und verständnislos anglotzten.

Drei Seiten fehlten in dem Buch, und ich musste mich mit meinem Unwissen abfinden. Darüber hinaus bekam ich Angst vor der Rückgabe dieses Buches beim Borromäusverein der katholischen Kirche.

Angst und Enttäuschung waren aber bald verflogen, als ich feststellte, dass Winnetou mit seiner unfehlbaren Silberbüchse seinen Freund aus einer großen Gefahr durch den Spitzbuben Santer und seiner verbrecherischen Bande befreien konnte. Ich kam wieder ins Träumen und bemerkte dabei nicht, dass eine noch größere Gefahr auf meine Ziegen und insbesondere auch mich zukam.

Moppa, Nella und Rieke hatten es mir anscheinend übelgenommen, dass ich ihnen gegenüber so zornig war. Sie waren inzwischen an dem Graben angekommen und hatten ihn, was bisher noch nie vorgekommen war, überschritten. Dabei kamen sie auf polnisches Gebiet, wo sie sich den besten Futterplatz aussuchten. Dies war ausgerechnet der Rand eines Getreideackers, wo die saftige Saat schon zehn Zentimeter aus dem Boden ragte. Kurz dahinter befand sich eine Buschreihe, welche die Sicht auf das Hinterland versperrte. Als ich diese Sachlage nach einem kurzen Aufblicken von meinem Karl May mit großem Schrecken im Herzen wahrnahm, hastete ich Hals über Kopf dorthin, um das Schlimmste zu verhindern. Aber das denkbar Schlimmste wurde noch übertroffen von der Feststellung, dass plötzlich, aus der Buschreihe hervortretend, ein furchteinflößender Zollbeamter in voller Uniform, ein Gewehr in der Hand haltend, finster auf mich zutrat.

Ich brachte zunächst kein Wort heraus, so erschrocken war ich. Der Zöllner schritt auf den Acker, ergriff das Halsband einer Ziege und sagte in gebrochenem Deutsch:

»Ziegen hier alle verhaftet!« Ich fing an zu stottern und weinte heftig.

Er sagte ungerührt: »Werde mitnehmen auf Polizei!« Mir verschlug es zunächst die Sprache. Es war das Schlimmste, was mir je in meinem Leben widerfahren ist. Im Innern schrie ich: »Herrgott hilf!« Ich hatte schon oft in meinem jungen Leben Situationen erlebt, wo alles am seidenen Faden hing

und wo »Er« der einzige war, der helfen konnte. Mir fiel nichts anderes ein, als stoßweise klagend und weinend zu stammeln:

»Lieber, lieber Herr Zollbeamter, wir sind sehr arm, sind acht Kinder, haben Hunger, Mama und Papa sehr traurig, böse auf mich, wenn ich komme ohne Ziegen!«

Ich überschlug mich fast im Flehen. Der Zollbeamte betrachtete lang mich Weinenden. Mitleid war in seinem finsternen Gesicht zunächst nicht zu erkennen, und ich befürchtete das Schlimmste. Er war für mich Bebeden nun der mächtigste Mensch auf Erden geworden, von dem Leben und Tod abhing. Dieser Mann schaute mich prüfend an, schulterte dann sein Gewehr, zog seine Rogatka (polnische Militärmütze) tiefer in sein Gesicht und sprach, sich seiner Autorität und Allmacht bewusst seiend:

»Du holen Rosen!« Er deutete mit der Hand zur Rodelbahn mitten im Park, wo tatsächlich an den Seitenhängen die schönsten gelben und roten Rosen blühten. Zu diesem Zweck überreichte er mir ein Taschenmesser.

Herrgott, sollte ich gerettet sein? Ich konnte es noch nicht fassen. Ich eilte so schnell ich konnte zu der angegebenen Stelle, schaute nach rechts und links, oben und unten und vergewisserte mich, ob kein Parkwächter oder deutscher Zollbeamter in der Nähe war. Die Luft war Gott sei Dank rein, und ich begann einen Rosenstrauch zu schneiden und zu legen, wie er mir früher in dieser Pracht nicht unter die Augen gekommen war. Dass meine Finger bei dieser erlösenden Arbeit gelitten haben, ist mir gar nicht in den Sinn gekommen.

Bei meiner Rückkehr stellte ich fest, dass der Zöllner inzwischen zwei Ziegen am Halsband festhielt und die dritte daneben stand. Er übergab sie mir mit den Worten:

»Da, du hast Ziegen. Ich geben heute Abend meine schöne junge Frau Rosen. Vier kleine Kinder sich auch freuen. Auch jung wie du.« Ich überreichte ihm die Rosen und stellte dabei

fest, dass dieser Mann nicht mehr finster schaute, sondern mit einem gewissen Schalk in den Augen die Rosen und das Taschenmesser übernahm.

So glücklich war ich in meinem ganzen Leben noch nicht nach Hause gekommen. Von nun an sah ich die polnischen Zöllner mit anderen Augen an. Heute weiß ich, dass gerade diese menschlich verbindenden Werte die Welt verändern könnten.

Erinnerungen an eine unbeschwerte Zeit

Wir wohnten schon ein Jahr in unserer Siedlung. Unsere Kleinfamilie war intakt, das Vieh in Stall und Hof gedieh, mein Vater hatte Arbeit, wir waren gesund. Wir kannten keine Not mehr und waren rundum glücklich, vor allem wir Kinder auf dem Wertherweg waren so eng miteinander verbunden, als wenn wir alle Geschwister wären und eine Familie bildeten. Neben meinen Verpflichtungen mit dem Erledigen der Hausaufgaben, dem Besorgen von Futter für die Tiere und dem zeitweiligen Ziegenhüten hatte ich viel Freizeit, die ich mit meinen Freunden zu nutzen wusste.

Im Rückblick, wenn ich mein langes Leben im Geiste an mir vorbeilaufen lasse, muss ich feststellen, dass die Zeit zwischen dem zehnten und dem vierzehnten Lebensjahr die schönste war.

Wir tummelten uns im Grenzteich, tauchten und schwammen um die Wette, angelten mit selbstangefertigten Angeln, ließen Drachen steigen, lasen Karl May und bezeichneten uns als Westmänner, die keine Greenhorns sein wollten. Das Versteckspielen in den weitverzweigten Strauchanlagen, das Anschleichen und Überraschen und das Hinaufklettern auf Bäume bereitete uns einen besonderen Spaß. Da der größte Teil des Jahres in diesem osteuropäischen Kontinentalklima sehr warm war, liefen wir draußen barfuß herum, spärlich bekleidet und waren sehr beweglich.

Neben dem vielen Spielen und Lesen sorgte mein Vater dafür, dass die Kultur in Form von vielem Musizieren nicht zu kurz kam. Er als Gitarrenspieler, der das Singen über alles liebte, war der Grund dafür, dass ich in dieser Zeit fast alle Volkslieder kennenlernte. Ich bin ihm heute sehr dankbar

dafür, dass ich dieses alte deutsche Volksgut interessiert in mich aufnahm. Aus diesem Grunde stimmt es mich traurig, dass vieles heute in Vergessenheit geraten ist und Schlager und Beatmusik die Szene heute beherrschen.

Um selbst aktiv an der Musik teilzunehmen, brachte mir mein Vater das Mandolinespiel bei, und später kaufte er mir ein Tafelklavier. Das Üben unter seiner Anleitung gehörte gerade nicht zu den schönen Dingen in meiner Kindheit. Es spielte sich meistens am Abend ab, wenn mein Vater von der Arbeit kam und ich vom vielen Spielen müde war. Das musste notgedrungen zu Konflikten führen; denn mein Vater war streng, verlangte Gehorsam und war nicht der Auffassung, mich zu einem Weichling heranzubilden. Noch heute tue ich mir als alter Mann leid, wenn ich daran denke, wie meine Fingerkuppen auf den harten Metallsaiten wund und empfindlich wurden, bevor sich darauf eine schützende Hornhaut entwickelte. So manche Ohrfeige musste ich einstecken, wenn ich müde und unkonzentriert Fehler machte.

Mein Vater Emil, sonst ein ruhiger und bedächtiger Mann, konnte in seinem Zorn, der sich steigerte, Kurzschlusshandlungen begehen, vor denen ich mich besonders fürchtete.

Eines Abends kündigte sich die Dramatik des Geschehens schon an, als ich mehrfach falsch spielte und an seinen Schläfen und der Glatze das Anschwellen von Adern bemerkte sowie eine Hautrötung, die ständig zunahm. Meine Mutter, die nebenan schon im Bett lag, rief ständig:

»Emil, nun lass doch schon den Jungen in Ruhe, er ist müde und muss ins Bett.«

Ich machte weiterhin Fehler auf Fehler. Mein Vater brüllte. »Nicht f, fis musst du spielen! Noch einmal dasselbe!«

Jetzt spielte ich gis statt g. Meine Mutter quengelte weiter, und da platzte meinem Vater der Kragen. Er sprang auf, nahm seine Gitarre, hob sie über seinen Kopf und schlug sie mit aller Kraft auf die Ecke der Küchenherdplatte. Die Splitter

von dieser Kraftanstrengung flogen in der ganzen Küche umher.

»Und nun geh ins Bett«, schrie er mich an.

Die verbogene Ecke der Küchenherdplatte erinnerte noch nach Jahren an diesen Gefühlsausbruch. Nach dem Einmarsch der Russen kam unser geliebtes Siedlungshäuschen in den Besitz einer polnischen Familie. Die Leute werden gedacht haben, was sind die Deutschen doch für merkwürdige Leute, dass sie sich an einer unschuldigen Küchenherdplatenecke vergreifen.

Mein Vater war eine Autoritätsperson, vor der ich mich fürchtete. Innerlich abgelehnt aber habe ich ihn niemals. Ich habe ihn trotz der Strenge und der gelegentlichen Ohrfeigen geachtet; denn die Strafen fand ich gerecht und war mir meiner Schuld stets bewusst. Wir Kinder haben oft in unserer Lebenslust und unserem Übermut Dinge getan, die nicht ganz in Ordnung waren. Meine Mutter liebte ich dagegen aus vollem Herzen.

Diese Gegensätzlichkeit des Einwirkens auf mich und meine Reaktionen auf beide Elternteile halte ich in Hinsicht auf die Erziehung und meine Entwicklung für äußerst günstig. Diese drohende Strafe in meinem Bewusstsein hat mich vor so manchen Dummheiten bewahrt.

Obwohl ich die Strafen meines Vaters fürchtete, haben wir Knaben auf dem Wertherweg unter meiner Anführung – ich war der Älteste – Dinge getrieben, die an der Grenze des Erlaubten waren. Das Klettern auf unsere Siedlungshäuser bereitete uns einen besonderen Spaß. Dies war leicht zu bewerkstelligen, denn die Häuschen waren klein und hatten keinen Überbau. Von dort oben machte es uns einen Heiden Spaß, als Mutprobe drei Meter hinunter auf den aufgelockerten Gartenboden zu springen.

Magda Niedergesäß, ein Mädchen aus dem Haus Nr. 11, erlaubte meinem Vetter und mir eines Tages, als ihre Eltern nicht zu Hause waren, auf das dortige Haus zu klettern. Ihr kleinerer Bruder, der immer schmutzig war, hieß allgemein »Gulliktaucher«. Diesen Spitznamen nahm der Sechsjährige gerne an; denn was ein Gullik war, wusste er noch nicht und das Tauchen schien er als Glanzleistung des Jungentums zu betrachten. Es blieb also aus, dass er uns bei seinen und unseren Eltern verpetzte wegen dieser häufigen Titulierung. Als wir also auf dem Dach des Hauses seiner Eltern standen, veranlassten wir Gulliktaucher, unten in der Küche am Kamin die Klappe zu öffnen. Jetzt konnten wir mit ihm ein Gespräch beginnen, während wir von oben in den Schornstein hineinsprachen und er unten an der Kaminklappe antwortete.

»Bist du da?« – »Ja, ich höre euch.« –

»Siehst du uns?« – »Nein, ich kann den Kopf nicht in die Klappe hineinstecken.«

Während des Gesprächs kam mein Vetter Walter auf die originelle Idee, in den Kamin hineinzupinkeln. Er fragte dabei:

»Regnet es?«

»Ja, ziemlich stark«, antwortete Gulliktaucher. Er fragte aber gleich weiter, klug wie er war:

»Aber wie kommt das, draußen scheint doch die Sonne?«

»Ganz einfach, ich pinkle in den Schornstein hinein«, antwortete Walter.

»Du Schwein!« tönte es von unten. »Macht ja, dass ihr vom Haus verschwindet, sonst sage ich es euren Eltern.«

Das war uns dann doch zu riskant, und wir mussten unten alle Überredungskunst aufwenden, auch mit der Gabe von fünf Pfennig, um ihn zum ehrlichen Schweigen zu veranlassen. Ich als der Ältere hatte das bange Gefühl, dass wir in unserem Tatendrang etwas zu weit gegangen waren.

Eine andere Geschichte schien mir harmloser und ungefährlicher zu sein: Mein Großvater hatte in unserem Schrank einen Anzug hängen, der bei der ärmlichen Gesellschaft am Wertherweg kaum zu sehen war. Nach meinem heutigen Dafürhalten war es ein Covercoat, eine Art von Smoking-Mantel. Mein Großvater nannte dieses Bekleidungsstück »Kowako«. Dieses überlange Jackett hatte meine Aufmerksamkeit erregt. Da mein Großvater sehr korpulent war, veranlasste ich Walter und Hubert, zusammen in diese Jacke hineinzusteigen und draußen hin und her zu marschieren, natürlich sollten sie dies im Gleichschritt tun, wie es in dieser Zeit üblich war.

Das Bild, das beide Freunde dann auf der Straße boten, war urkomisch. Da marschierte plötzlich ein schwarzes Jackett mit vier Beinen und einem Kopf auf der Straße, mal langsam, dann schneller werdend und schließlich im Laufschrift, wobei der Gleichschritt nicht aufgegeben wurde. Der Anblick war so lustig, dass Fenster geöffnet wurden und Leute ans Hoftor kamen, um sich dieses Schauspiel nicht entgehen zu lassen. Gelacht wurde schallend, und wir Kinder überschlugen uns fast dabei. Dies musste dann mehrfach auf dem Wertherweg wiederholt werden.

Der sechsjährige Nachbarsjunge Erich Franke war eifrig hinter uns älteren Buben her und wollte auch ein Westmann im Sinne von Winnetou sein. Wir sagten zu ihm:

»Du musst erst eine Aufnahmeprüfung bestehen, bevor du würdig bist, Westmann genannt zu werden.« Zu diesem Zweck nahmen wir ihn in unser Schlafzimmer, als die Eltern nicht da waren. Walter verkroch sich unter dem Bett und hielt das eine Ende eines kleinen Teppichs in den Händen. Ich dummer, phantasiebegabter Lümmel, der doppelt so alt war wie Erich, stellte ihn auf die Mitte des weichen Teppichs, wo dieser treu in großer Erwartungshaltung dem Kommenden entgegenfieberte. Ich beging nun einen Stilbruch, indem ich

Westmännisches mit Soldatischem verwechselte, was uns in dieser Zeit oft geboten wurde. Ich sagte zu Klein Erich:

»Gerade stehen! Stillgestanden, rechts um, links um, ganze Abteilung kehrt!« Ich korrigierte dann seine Haltung und machte es ihm vor. Bei der Wiederholung des Ganzen, als es gerade »Abteilung kehrt!« hieß, zog plötzlich Walter unter dem Bett den Teppich und Erich fiel der Länge nach auf die weiche Unterlage. Erich und ich lachten lauthals und konnten uns nicht beruhigen. Nach einer Weile fragte Erich:

»Was war das?« Da antwortete Walter unter dem Bett:

»Das war Winnetou.« Wir lachten wieder alle, als Walter unter dem Bett hervorkroch. Wir fanden dieses läppische Erlebnis als den Gipfel der Komik. Klein Erich lachte am meisten und war nun stolz, Westmann zu sein.

In der Nummer zwei am Wertherweg lebte ein junges, sehr zurückhaltendes, eigentlich isoliert lebendes Ehepaar namens Sobek. Sie hatten ein kleines Kind von etwa drei Jahren, das sie überaus sorgfältig pflegten und liebevoll erzogen. Im Winter, der in Oberschlesien langmund streng sein konnte, lag fast durchgehend von Dezember bis Ende Februar Schnee. Für uns Kinder bedeutete der Schnee ein Wintervergnügen besonderer Art. Schneeballschlachten waren an der Tagsordnung, von Bäumen sprangen wir in hohe Schneewehen und bauten Schneemänner von verschiedener Größe. Wintersport trieben wir mit selbstgebastelten Fassbrettern, die wir Skier nannten. Die Hänge rutschten wir auch mit Holzpantoffeln hinunter. Alte, verrostete Schlittschuhe kurbelten wir, auf Schnee und Eis sitzend, mühsam an Absätzen unserer Schuhsohlen fest. Die Vorbereitungen für das kommende Vergnügen dauerten manchmal länger als das Schlittschuhfahren selbst. Für neue Wintersportgeräte hatten meine Eltern kein Geld.

Um auf das Ehepaar Sobek zurückzukommen, muss ich berichten, dass der Vater für sein Kind einen Schneemann baute, der unsere Kunstwerke weit in den Schatten stellte. Wir waren direkt etwas neidisch auf diese Schöpfung. Der Schneemann hatte einen breitkrepfigen Hut auf, seine Augen bestanden aus runden schwarzen Kohlestücken, die Augenbrauen waren durch Kohlegrieß angedeutet. Ein Mund entzückte durch knallrot aufgeworfene Lippen. Der weiße Mantel wurde durch richtige Knöpfe, die in Abständen in den Schnee eingedrückt wurden, angedeutet. Das Schönste an dem ganzen Schneemann war die lange rote Nase. Es war eine besonders schöne dicke Möhre.

Wie staunten das Ehepaar Sobek und alle Vorbeigehenden am nächsten Morgen, als die rote Nase an einer Stelle zu finden war, die aus Gründen der Schamhaftigkeit zu dieser Zeit in der Öffentlichkeit höchste Priorität des Verschweigens genoss. Man lachte trotzdem allgemein hinter vorgehaltener Hand, nur das Ehepaar Sobek war verständlicherweise beschämt und verärgert, weil die Leute annehmen konnten, dass sie es vielleicht selbst getan hätten. Ich nehme an, dass Herr Sobek gewiss die Finsternis am Abend ausgenutzt hat, um der Möhre die Stelle zu verschaffen, wo sie auch hingehört, um nicht weiterhin noch röter zu sein, als ihr normalerweise zusteht.

Ich weiß nicht, ob sie mich als den ältesten Buben im Verdacht hatten. Jedenfalls wurde ich in Zukunft von diesem Ehepaar mit völliger Nichtachtung gestraft, sie waren aber klug genug, sich nicht mit meinen Eltern über eine Möhre und ihren unpassenden Aufenthaltsort zu unterhalten und mich dabei anzuklagen. Mich stimmte das froh; denn schlechte Gedanken im Zusammenhang mit meiner Person hätten gewiss meiner Fröhlichkeit geschadet.

Einen Schlitten besaßen wir Gott sei Dank, auf dem wir von der Rodelbahn im Goethepark auf die verschiedenste Art hinunterfahren. Mal saßen wir vorwärts oder rückwärts darauf, mal auf dem Bauch oder dem Rücken, mal lag ein Freund und ich saß rittlings auf ihm, oder wir banden mehrere Schlitten aneinander und sausten gemeinsam die Bahn hinunter. Der Erfindungsreichtum und die Freude machten solche Tage zu einem großen Erlebnis.

Einst, als ich morgens gegen halb acht Uhr durch den hohen Schnee zur Königshütter Landstraße stapfte, um zur Schule zu gehen, bot sich mir ein lustiger Anblick im Schnee. Ich sah Fußspuren, die nur von meinem Großvater stammen konnten. Er war an Werktagen schon früh unterwegs, um in der Stadt einige Liter Ziegenmilch zu verkaufen. Was mich zum Lachen brachte war sein Name V (für Viktor) Morys. Dieser Name stand nicht etwa auf einem Stück Papier, sondern war sorgfältig in den Schnee hineingepinkelt. Ich freute mich, dass der alte Herr noch soviel Sinn für Humor hatte; denn schließlich war er schon siebzig Jahre alt, ein bedeutendes Alter für diese Zeit. Ich wollte mich jetzt nicht unwürdig erweisen; denn schließlich muss Humor mit Humor beantwortet werden. Ich schrieb also auf die gleiche Art und Weise ›Alfred‹ darunter. Ich glaube nicht, dass irgendwo sonst Großvater und Enkel auf diese Art miteinander kommunizierten.

Das Haus Nummer eins auf dem Wertherweg gehörte dem Ehepaar Dambietz. Die junge schöne Frau Dambietz brachte es durch ihr Aussehen und ihren Charme fertig, dass ich mich schon als zwölfjähriger Bengel um ihre Aufmerksamkeit bemühte. Ihre beiden Söhne gehörten auch mit zu dem auserwählten Kreis meiner Spielgefährten. Sie waren beide jünger als ich.

Für meine kindliche Aufmerksamkeit war es damals höchst verwunderlich, dass ihr der Vater beim Bau des Stalles wie überall auf dem Wertherweg darin ein Plumpsklo einrichtete, das aber neben dem Erwachsenensitz einen viel kleineren Kindersitz hatte. Ich fand das höchst bemerkenswert und lustig. Sonst hätte ich dies nicht fast siebzig Jahre im Gedächtnis behalten.

Eine zweite Besonderheit ihres Anwesens bestand darin, dass sie im Garten eine Schaukel besaßen, die uns Kinder anzog. Wir waren deshalb glücklich, wenn Heinz und Jolle uns aufforderten, in ihren Garten zu kommen. Mein gleichaltriger Schulfreund Styrnol und ich benutzten diese Schaukel, um unsere Wettkämpfe auszutragen. Wegen der Gefährlichkeit dieser Sportart wagten nur wir beide es, und alle anderen schauten zu.

Wir schaukelten uns kräftig hoch, und wenn die Schaukel von hinten oben nach vorn heruntersauste und wieder im Steigen begriffen war, sprangen wir ab und ließen uns vom Schwung nach vorn tragen. Wir flogen regelrecht durch die Luft, und wo wir mit den Füßen aufkamen, markierten wir die Stelle mit einem Zeichen. Mal war ich weiter geflogen und mal mein Freund Styrnol. Wenn ein Sprung besonders weit gelang, erhielten wir den Beifall der Anwesenden. Einmal klatschte sogar Frau Dambietz bei einem meiner weiten Sprünge und rief laut: »Bravo!« Dieses Lob bedeutete für mich sehr viel. Warum dies so war, konnte ich mir damals noch nicht erklären.

Eines Nachts, als meine Eltern und Großeltern nicht zu Hause waren, durfte ich mit Heinz und Jolle in deren Schlafzimmer übernachten. Frau Dambietz pflegte, ehe sie das Schlafzimmer verließ, ihren beiden Söhnen einen Gutenacht-kuss zu geben. Ich war beeindruckt; denn Ähnliches war bei mir zu Hause nicht üblich, obwohl ich mich sonst über Liebe und Zärtlichkeit meiner Mutter nicht beklagen konnte. Ich

war an diesem Abend sehr beglückt und wurde rot bis über beide Ohren, als ich Außenstehender auch von dieser charmannten jungen Mutter geküsst wurde.

Ihr Mann war am Beuthener Stadttheater Kulissenschieber, also für uns Jungen mit einem wichtigen Beruf betraut. So richtig konnten wir Jungen uns kaum etwas darunter vorstellen. Erst als man uns erklärte, was der Mann tat für die Beuthener Kultur, stellten wir uns dann alles sehr plastisch vor.

Meine Phantasie ging sogar soweit, dass ich mir vorstellte, beim Fliegenden Holländer wäre der Herr Dambietz vor den vielen Zuschauern vom Schnürboden gefallen. Alles war erschrocken. Man hielt diese Szene für zum Schauspiel gehörig. Plötzlich rappelte sich Herr Dambietz mühsam hoch, sagte: »Gestatten Dambietz« und verließ humpelnd den Bühnenraum, während schlagartig der Vorhang fiel.

Der Grenzteich war für uns Jungen von großer Bedeutung. Wir schwammen und plantschten darin nach Herzenslust. Am Abend oder nach einem Regen war das Wasser besonders angenehm für uns. Da eine Badehose für uns ein Luxusgegenstand war, schwammen wir, wenn Erwachsene in der Nähe waren, in der Turn- oder der Unterhose. Waren wir allein, dann badeten wir nackig, so wie der Herr uns geschaffen hat. Die Turnhose war in den heißen Sommern das alleinige Bekleidungsstück. Diese leichte Kleidung machte uns beweglicher und unternehmungslustiger.

Der Teich bot viele Möglichkeiten, sich zu betätigen. Mal warfen wir Steine ins Wasser, um den Weitesten zu ermitteln, mal schwammen oder tauchten wir um die Wette. Das weite Tauchen war meine Spezialität. Von klein auf bis ins hohe Mannesalter hatte ich einen breiten Brustkasten mit einem größeren Volumen an Luft. Die ermöglichte es mir, den Teich, der ungefähr hundert Meter breit war, bis zur Hälfte durchzutauchen. Selbst vor Schilf hatte ich dabei keine Angst.

Waren die Stängel langstielig, dann machte mir das Tauchen darin keine Schwierigkeiten. Ich wagte es sogar, das verfilzte Schilf zu überwinden, indem ich mich breit darüber hinwegzog.

Meine Eltern waren meistens nicht dabei, so dass ich mir so manche Dummheiten erlauben konnte. Meinem Übermut hat gewiss der Schutzengel so manchmal der Gefährlichkeit den Stachel genommen. Den Abenteuern eines Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsis entnahm ich, dass der Held in gefährlichen Situationen tauchte und sich mit Hilfe eines Schilfhalmes länger unter Wasser aufhalten konnte. Ich versuchte das natürlich auch und war erstaunt, dass es ging.

Als eines Tages ältere Jungen aus der Stadt um die Wette tauchten, mischte ich mich unter sie und fragte sie, ob ich mittauchen dürfe. Sie waren einverstanden und behandelten mich herablassend und sagten:

»Wir raten dir, lieber bei der Mama zu bleiben.« Das Mami war aber plötzlich weg und war für mehrere Minuten nicht zu sehen. Ich schwamm unter Wasser zuerst zur Seite zum Stengelschilf und hielt mich dort ungefähr vier Minuten auf. Als ich dann unvermutet vor ihnen auftauchte, konnte ich ihre ausgestandene Angst und die plötzliche Erleichterung verstehen. Sie behandelten mich nun als Wunderknaben und fragten mich, wie ich so etwas fertigbringe. Bei der Erklärung habe ich dann wohlweislich auf die Wahrheit verzichtet und etwas von Luftreserven gefaselt.

Das Wasser war für mich kein feindliches Element, vor dem ich Angst hatte. Dies wird wohl auch der Grund dafür gewesen sein, dass ich mich während des Krieges freiwillig zur Kriegsmarine gemeldet hatte. Das Sterben fürs Vaterland schien mir im Wasser des Meeres weniger schlimm zu sein als das Hinabstürzen aus einem Flugzeug. Schon von Kindesbeinen an hatte ich eine Höhenphobie, weil ein Verwandter mich als vierjähriges Kind einst im vierten Stock eines höhe-

ren Mietshauses über das Geländer des Balkons hob und dabei fragte:

»Soll ich jetzt loslassen?«

Das Angeln im Grenzteich machte mir einen großen Spaß. Erlaubnisscheine gab es dafür damals noch nicht, und man konnte sogar mit einem Netz das Wasser durchziehen, ohne eine Behörde um Erlaubnis zu ersuchen.

Eine Erscheinung aber forderte meinen unendlichen Zorn heraus. Manchmal kamen größere Jungen an den Teich und fingen größere Mengen kleinere Fische, um sie zu Haus dann an Enten und Gänse zu verfüttern. Sie taten es mit einem Kä-scher, in den sie Brotkrümel und gekochte Kartoffelstückchen legten. Die vielen armen Fischchen taten sie dann in eine Büchse und stellten diese an das Ufer des Teiches. Wir vom Wertherweg hassten dies; denn im Geiste schien der Grenz-teich uns zu gehören, weil wir am nächsten daran wohnten. Außerdem konnten wir uns ausrechnen, dass diese Fische uns später beim Angeln fehlten. Mitleidig schaute ich oft in die Büchsen und sah viele Fischlein, die wegen Sauerstoffman-gels schon auf dem Rücken schwammen und ihre weißen Bäuche nach oben drehten.

Einige Tritte meinerseits gegen die verhassten Büchsen be-förderten die Fischlein in ihr Element, wo sie auch hingehör-ten. Jetzt musste ich mich aber sputen; denn Zorn und Prügel erwarteten mich. Da der Goethepark mit seinen weitläufigen Strauchanlagen mir bestens vertraut war und ich über schnelle Reaktionen und Beine verfügte, konnte ich der Strafe entrinnen.

Abenteuer an der Grenze

An einem wunderschönen Frühlingsmorgen – vielleicht war es sogar am Ostersonntag – verließen der Nachbarsbub Hubert und ich unsere kleinen Siedlungshäuser, um zur Kirche zu gehen. Unsere Eltern legten offenbar Wert darauf, dass dieser Sonntag, wenn auch ohne die Erwachsenen, so doch durch die Kinder geheiligt wird.

Die Sonne schien von einem azurblauen Himmel in einer Weise, dass dem zehnjährigen Hubert und dem dreizehnjährigen Alfred das Herz im Leibe ein derartiges Glücksgefühl bereitete, dass sie auf dem Weg laut sangen, piffen und ranneten und vor Unternehmungslust kaum wussten, was sie tun sollten.

Wir wussten nicht, dass der lange Winter, gepaart mit Dunkelheit und Kälte, nun besiegt wurde von einem Erscheinungsbild, das in uns ein ganz anderes Lebensgefühl erzeugte. Es setzte Lebenskräfte in uns frei, die Freude und Übermut in uns aufkommen ließen. Am liebsten hätten wir uns sogleich die Schuhe ausgezogen und wären barfuß über die frischen Wiesen gelaufen, wobei einige Purzelbäume der inneren Seelenlage angemessen gewesen wären. Dies ging aber nicht; denn wir



hatten ja die guten Sonntagsklamotten an. Sie hinderten uns auch daran, über die nahen Zäune zu klettern.

Von der nahen Stadt hörten wir in der glasklaren Luft von den Kirchen das vielstimmige Glockengeläut zu uns herüberdringen. Der Gedanke, lange in der Kirche brav zu sitzen, erfüllte uns mit Unbehagen. Er lag wie eine schwer zu erfüllende Verpflichtung auf unserer Seele.

Da sahen wir zum Glück am Ufer des nahen Grubenteiches ein unbefestigtes Floß auf dem Wasser schwimmen. Es war verhältnismäßig klein, und zwei Holzstangen lagen am Ufer. Wir betrachteten das Ganze als eine Einladung, der wir uns kaum entziehen konnten. Im Nu waren wir auf diesem Wasserfahrzeug und drückten das Floß mit den Stangen auf das freie Wasser hinaus. Was war das für ein Gefühl, als wir Seeleute wie Piraten dem Abenteuer entgegenfuhren.

Mitten auf dem Teich, als Hubert auf der einen und ich auf der anderen Seite unsere Bewegungen nicht ganz unter Kontrolle hatten, begann das Floß auf meiner Seite etwas tiefer einzusinken. Meine einzigen Schuhe, die ich besaß, standen schon bedenklich unter Wasser. Ich rief aufgeregt:

»Hubert, mach dich schwer, geh weiter an das Ende des Floßes!« Hubert reagierte, drehte sich um und ging einen Schritt voran. Zu seinem Schrecken stand er jetzt mit seinen Schuhen im Wasser und rief entsetzt:

»Mach dich schwer! Meine schönen Schuhe!« Ich ging daraufhin kräftig in die Hocke und wunderte mich, als ich plötzlich bis zu den Knien im Wasser stand. Das Floß kam nun durch unsere Dummheit in eine Schaukelbewegung, die sich so stark fortsetzte, dass ich bald bis zum Bauch im Wasser stand.

Kein Gedanke mehr an unsere Sonntagsanzüge, weil wir selbst in großer Gefahr waren. Unsere gegenseitigen ängstlichen Rufe änderten gar nichts an der Situation, sondern sorg-

ten nur dafür, dass das Floß plötzlich eine Drehbewegung machte und wir beide voll in das Wasser stürzten.

Huberts angsterfüllter Ruf »Ich kann nicht schwimmen« brachte mich in eine furchtbare Situation. Ich, der Ältere, hab ihn umgebracht, dachte ich schreckerfüllt. Er darf nicht untergehen! Herrgott, hilf! Zum Glück war das Wasser des Grenzteiches jahrelang mein Element, wo ich es im Schwimmen und Tauchen zu wahrer Meisterschaft brachte. Schließlich wies eine Urkunde darauf hin, dass ich bei den Schwimmmeisterschaften der dreizehn Beuthener Volksschulen als Zweitbester aus dem Wettkampf hervorging.

Im Nu war ich bei dem schreienden Hubert, ergriff ihn am hinteren Kragen seiner Jacke und zog ihn schwimmend zum polnischen Ufer des Teiches, welches näher als das deutsche war. Er behinderte mich dabei stark, weil er sich dauernd an mir festklammern wollte. Ich schrie ihn an, das zu unterlassen, wenn er gerettet werden wollte.

Erschöpft, aber glücklich kamen wir an der Böschung des Ufers an, krabbelten hinauf und legten uns so nass wie wir waren ins Gras. Wir bewegten uns zunächst nicht. Die ganze Schwere und Gefährlichkeit unseres Abenteuers wurde uns jetzt bewusst und wir bedauerten zutiefst, nicht in die Kirche gegangen zu sein. Zwei Dinge gingen uns jetzt im Kopf herum: Was machen wir mit den nassen Sachen? Kann uns der polnische Zollbeamte sehen? Zum Glück war das Gelände mit Sträuchern bewachsen und bot uns ein ideales Versteck. Die Sonne stieg immer höher am Himmel und brannte voll und heiß, als wenn sie unsere Nöte erkannt hätte. Wir zogen uns ganz nackt aus, breiteten alle triefenden Sachen auf dem Gras aus und hofften, dass sie so trocken werden, dass unsere Eltern nicht merken, was wir durchgemacht haben. Dann legen wir uns selbst ins Gras und schliefen bald wohligh warm vor Erschöpfung ein.

Sich widerstrebende Gefühle plagten unser Inneres. Wir waren zunächst froh, hatten aber gleichzeitig Angst vor unseren Eltern, weil wir nicht nach Hause kamen, und gleichzeitig befürchteten wir, dass polnische Zöllner uns beobachtet haben könnten und eine Rückkehr ins Elternhaus weiter verzögert würde. Weiter befürchteten wir, für die späte Rückkehr und den Zustand unserer Sachen eine Tracht Prügel zu erhalten, wie es früher üblich war. Wir kamen überein, die Lebensgefahr zu verschweigen. Dies versprach mir Hubert, weil die Schuld mir als dem Älteren besonders auf der Seele brannte.

Mir war klargeworden, dass ich eine schwerwiegende Sünde begangen hatte. Dass auf Schuld Strafe folgte, war für mich eine sichere Erkenntnis. Wie sagte einmal meine fromme Mutter:

»Die kleinen Sünder bestraft der liebe Gott sofort, die großen lässt er so lange laufen, bis auch sie das Schicksal ereilt.«

Mir fiel dabei eine andere Geschichte ein, wo ich erst kurz vorher den Unwillen des lieben Gottes heraufbeschworen habe. Mit einigen Freunden bei einem Besuch der heiligen Messe habe ich bei der Wandlung dreimal sehr heftig auf meine Brust geklopft und dabei »mea culpa« gesagt. Meine Freunde lachten über diesen angeblichen Witz. Die Strafe folgte auf dem Fuße. Auf dem Heimgang rutschte ich aus und fiel mit meinen Sonntagssachen in eine Schmutzpfütze. Mein guter Vorsatz danach hat anscheinend nicht lange angehalten.

Nach etwa vier Stunden erhoben wir uns, zogen die inzwischen getrockneten Sachen an, schlichen geduckt zum Graben, der den Grenzteich mit dem Grubenteich verband, sprangen darüber und waren in Sicherheit auf deutschem Gebiet. Uns war bewusst, dass wir ein Strafgericht zu erwarten hatten, und wir schlichen wie geprügelte Hunde unserem Schicksal entgegen. Meine Strafe fiel besonders streng aus, weil ich der Ältere und Unvernünftigere war.

Wie die Alten sangen, so zwitschern die Jungen

Diese deutsch-polnische Grenze war knapp 200 Meter von unserem Siedlungshaus entfernt. Sie war zwischen dem deutschen und dem polnischen Volk ein dauerndes Problem, welches in seinen Auswirkungen ständig zu gegenseitigen Vorwürfen Anlass gab, die sogar in Hass ausarteten und schließlich zum Kriege beitrugen.

Es wäre damals undenkbar gewesen, sich vorzustellen, dass mehrere Jahrzehnte später beide Völker einmal in einem vereinigten Europa keine bewachte und trennende Grenze mehr zwischen sich haben würden. Der Weg bis dahin aber sollte lang und bitter werden.

Für uns Kinder damals war die Grenze ein Ärgernis. Sie engte die Möglichkeiten des Spiels erheblich ein. Wir verstanden nicht, warum Orte wie Hohenlinde, Schlesiengrube, Tarnowitz, Miechowitz oder die Städte Königshütte oder Kattowitz für uns unbekannt sein sollten, lagen sie doch zum Greifen nahe vor unseren Augen.

Die komplizierten Verhältnisse der Erwachsenen konnten wir nicht durchschauen, bis später im staatsbürgerlichen und heimatkundlichen Unterricht auch in uns Kindern auf beiden Seiten das Gift der Ablehnung und der gegenseitigen Verachtung in unsere Seelen hineingelegt wurde.

Deshalb nahmen wir Kämpfe zwischen uns Jungen schon vor Kriegsausbruch vorweg und betrachteten uns mit feindseligen Gefühlen, obwohl wir uns gegenseitig kaum etwas getan hatten. Diese Auseinandersetzungen entbehrten aber Gott sei Dank Gefühlen des Hasses und hatten noch einen spielerischen Charakter.

Polnische Jungen aus Hohenlinde kamen oft an die Grenze und betrachteten uns von oben gewiss in einem Neidgefühl, wie wir im Grenzteich so glücklich schwammen, tauchten und herumplantschten. Auch am Graben des Baches konnten sie sehen, wie wir Wettbewerbe veranstalteten im Hinüberspringen über diesen ein bis drei Meter breiten Graben. Wir hatten den Eindruck, dass sie gern dabei gewesen wären, um mit uns im Weitsprung ihre Kräfte zu messen.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber auf einmal bewarfen sie uns mit Lehmbrocken ihrer nahe gelegenen Felder. Auch wir fanden plötzlich, dass es sehr reizvoll war, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Es wurde also ein Kampf – ich denke, dass hier die spielerische Komponente noch gegen ernstere Gefühle der Antipathie überwog – der sehr ungleich war. Sie warfen von oben nach unten und wir von unten nach oben. Ihre Munitionsbevorratung war riesengroß wegen der nahen Felder, während wir uns Steine und Lehmbrocken mühsam zusammensuchen mussten. Ernsthafte Verletzungen gab es Gott sei Dank nicht; denn wir konnten die heranfliegenden Brocken gut erkennen und rechtzeitig ausweichen. Wir waren doch behände und reaktionsschnell.

Mich ärgerte diese Auseinandersetzung mit den ungleichen strategischen Voraussetzungen. Auf die Dauer mussten wir unterliegen. Plötzlich überkam mich so etwas wie vorwitzige Unternehmungslust. Durch einen an der Seite liegenden schmalen Hohlweg, wo in regenreichen Zeiten Wasser von oben in den Graben floss, schlich ich unerkannt auf polnisches Gebiet, verharrte hinter der polnischen Jungenschar eine Weile und stürmte dann mit Gebrüll in diese Gruppe hinein, nahm zwei Jungen links und rechts in eine Umarmung und kugelte mit ihnen gemeinsam die Böschung hinunter. Unten wurden sie gleich von meinen Freunden in Empfang genommen und als Gefangene am Weglaufen gehindert.

Die Frau Niedergesäß, die vor ihrer nahen Siedlung stehend den ganzen Vorgang beobachtet hatte, brüllte plötzlich:

»Der Alfred hat zwei polnische Gefangene gemacht. Bringt sie hierher, wir sperren sie ein!«

Mir war die ganze Angelegenheit höchst zuwider; denn diese Frau war mir und meinen Eltern bekannt als gehässig und streitsüchtig im Umgang mit der ganzen Siedlungsgemeinschaft. Es wurde uns einmal erzählt, dass sie meine Eltern anzeigen wollte, weil wir anlässlich eines Staatsfeiertages die Hakenkreuzfahne nicht hinausgehängt hatten.

Die Auseinandersetzung zwischen uns Jungen hatte durch dieses Ereignis ein plötzliches Ende gefunden. Uns war nicht mehr danach zumute, jetzt in einen Freudentaumel zu verfallen. Wir merkten, dass die beiden Jungen Angst hatten und sehnsüchtig zu ihren Freunden nach oben schauten. Diese waren gerade im Begriff, umzukehren und die Stätte niedergeschlagen zu verlassen. Ich, der nun das Recht hatte, Entscheidungen zu treffen, klopfte den beiden polnischen Jungen auf die Schulter, gab ihnen die Hand und ließ sie freudig weglaufen. Später hörte ich bei einer anderen Auseinandersetzung, dass die polnischen Jungen mich »ten zorny Pieron« nannten. Was das bedeutet, weiß ich allerdings nicht.

Ein anderes Mal sah das Abenteuer mit den polnischen Jungen ganz anders aus. Das Gelände war da etwas flacher, und wir brauchten uns beim Werfen nicht so anzustrengen, um den Gegner mit unseren Lehmbrocken zu erreichen. Wir bewarfen uns wieder nach Herzenslust, ohne dass auf beiden Seiten dabei ernsthafte Verletzungen auftraten. Ich hatte eine kleine Vertiefung, eine Mulde gefunden, wo ich mich versteckte. Vor mir auf dem Boden hatte ich meinen Munitionsvorrat, ungefähr zehn trockene Lehmbrocken, gelagert. Ich vermutete, dass unsere Gegner, die heute in der Überzahl waren, hervorbrechen könnten, um uns in die Flucht zu schla-

gen. In dem Fall wäre ich aufgesprungen und hätte meine Brocken gut zur Verteidigung eingesetzt. Bevor es soweit war, kam ein in der Nähe stehender deutscher »Stadtfrack«, so nannten wir Jungen alle Buben, die nicht zu der Clique der Goetheparkjugend gehörten, auf mein Versteck zu und sprang, obwohl ich ihn vorher warnte, in meine Vertiefung hinein. Jetzt passierte das, was ich befürchtete. Diesen Bengel nahmen unsere Widersacher unter »Feuer«.

Plötzlich zerplatzte ein Lehmbrocken mitten auf meiner Stirn zwischen den Augen, und ich war zunächst wie benommen. Als ich wieder klar denken konnte, hatte ich einen solchen Zorn gegen den Stadtfrack, dass ich aufstand und eine wüste Prügelei mit ihm begann. Wie zu erwarten, änderte sich die Kampfplage augenblicklich. Unsere Leute wurden in die Flucht geschlagen, und die Polen triumphierten, als sie ein kleines Stück auf deutsches Gebiet vordrangen. Wir zwei Ringenden waren sofort von ihnen umzingelt. Sie feuerten uns an und waren höchst begeistert, dass nun ihre »Feinde« sich selbst bekriegen. Meine Freunde nahmen, diese Schwächung nicht verkraftend, Reißaus, und ich konnte nun meinen Kampf in anderer Art und Weise fortsetzen. Plötzlich und unerwartet ergriffen die Polen Partei für »ten zorny Pieron« und standen auf meiner Seite. Mich kannten sie anscheinend schon, und was man kennt, das ist einem vertraut.

Diese ungewohnte Parteinahme verstärkte meine Kräfte, und der Stadtfrack lag besiegt am Boden. Wie ich einst huldvoll meine zwei Gefangenen entlassen hatte, schickten sie jetzt den Stadtfrack weg und nahmen mich, freundlich mit mir gebrochen deutsch und polnisch redend, mit in ihr Hinterland. Ich hatte natürlich Angst wegen irgendwelcher Verwicklungen; denn dem polnischen Grenzbeamten konnte unser Scharmützel nicht unentdeckt geblieben sein. Aber die Furcht machte wegen der Freundlichkeit der Neugier Platz,

weil ich wusste, dass die Jungen nichts Böses im Schilde führten.

An einer geeigneten Stelle machten sie ein Feuer, gespeist mit getrocknetem Kartoffelkraut, und warfen eine Anzahl von Kartoffeln in die Glut. Nachher verspeisten wir sie. Die besten davon boten sie mir an, und wir verstanden uns prächtig.

Als es dunkel wurde, verabschiedete ich mich von jedem durch Handschlag, und wir kamen überein, uns nicht mehr gegenseitig zu bewerfen.

Hätten 1939 die Kinder die anstehenden Probleme zu beurteilen gehabt, dann wäre es sicher nicht zu den fürchterlichen Auseinandersetzungen gekommen, die eine halbe Welt in Flammen setzte und fünfzig Millionen Tote als Mahnung hinterließ.

Als wir im nächsten Frühjahr an einem heißen Tag zum ersten Mal wieder im Grenzteich unsere Badefreuden auskosteten, oben über den Böschungen, hart an der Grenze, standen die polnischen Jungen da und schauten sehnsuchtsvoll auf unser Treiben. Ich winkte ihnen und forderte sie auf, bei uns an diesem Genuss teilzunehmen. Sie ließen es sich nicht zweimal sagen und stürzten sich auch in das begehrte Wasser. Meine Freunde hatten nichts dagegen, und so war etwas geschehen, worüber einer seine helle Freude hatte: Der liebe Gott.

Kinder – früher und heute

Meine achtjährige Volksschulzeit war geprägt von einer absolut autoritären Erziehung, wo für persönliche Freiheit kein Raum war. Die Lehrer waren Staatsbeamte, die durch starke Rückendeckung immer recht hatten und bei Auseinandersetzungen immer recht behielten. Eltern setzten erst gar nicht ihr Gewicht als Miterzieher ein, um in so manchen Meinungsverschiedenheiten ihre Kinder zu schützen. Wir Kinder wussten dies und baten erst gar nicht um Unterstützung. Die Prügelstrafe war damals auf beiden Seiten weitverbreitet, und es wäre schlimm gewesen, wenn wir für ein Vergehen in der Schule zweimal Prügel bezogen hätten.

Die Lehrer von damals setzte oft den Rohrstock ein, um erfolgreich dieses Mittel zu nutzen, wenn sie ihre festgeschriebenen Lehrziele nicht erreichen. Der Schulrat stand hinter ihnen, einer hatte Angst vor dem anderen. Heute als kenntnisreicher Beobachter des Schulwesens möchte ich behaupten, dass die Erfolge beim Vergleich der beiden Systeme wesentlich größer bei der alten Schule waren. Ich konnte mich jedenfalls gut behaupten, als ich als Volksschüler beim Wechsel zur Lehrerbildungsanstalt mit vorwiegend Gymnasialschülern in einer Klasse war.

Im siebten und achten Schuljahr war ich in einer Jungenklasse mit fast 60 Schülern. Koedukation mit Mädchen zusammen hat es damals nicht gegeben. Unser Klassenlehrer und die Fachlehrer mussten streng sein, um sich bei vielen Rabauken einer proletarischen Arbeiterjugend durchzusetzen. Auch als wir noch kleiner waren in den unteren Klassen, machten wir des öfteren Bekanntschaft mit dem Rohrstock oder einer saftigen Ohrfeige. Die Strafprozeduren entbehrten oft einer

gewissen Komik nicht. Bei Zusammenkünften mit ehemaligen Mitschülern wurde dies oft kolportiert unter dem Gelächter aller. Anklagen gegen die Lehrer wurden dabei seltsamerweise nicht zum Ausdruck gebracht.

Wie sahen diese Strafaktionen aus?

Nach der täglichen Durchsicht der Hausaufgaben sagte Herr Sciuk streng:

»Wieder haben einige ihre Hausaufgaben nicht gemacht! Grziwotz, raus! Du Lümmel, was hast du dazu zu sagen?«

»Herr Lehrer, nicht schlagen, bitte, bitte! Ich mach das nach, wenn mein kleines Brüderchen nicht dauernd schreit. Dann kann ich besser schreiben und rechnen!«

»Hast du das nicht schon gestern versprochen?«

»Bitte, bitte, Herr Lehrer!«

»Komm her! Was, du willst nicht? Bleib stehen, du Faulenzer!«

Herr Sciuk rannte zweimal um die Bankreihen, bis er seinen Grziwotz hatte. Er legte ihn unter dem dauernden Wehklagen des Delinquenten über die Bank, zog seine Hose am Hintern genüsslich straff und dann ging's los ... ratata, drei Schläge, die verdächtig hohl klangen.

»Grziwotz, was war das?«

»Nichts, Herr Lehrer!« antwortete der kleine Genosse jammervoll. Herr Sciuk zog die Hose vorsichtig herunter und hielt unter dem Gelächter der Klasse plötzlich ein Kaninchenfell triumphierend hoch.

»Was soll das?« fragte der Gestrenge

»He...Herr Le...Lehr...Lehrer«, weinte und stotterte der kleine Kerl, »wir ha...haben gestern, gestern ei...einen Hasen geschl... geschlachtet und ich wu...wusste nicht, wo ich das Fell hin...hintun soll...sollte.«

Von nun an nannten wir unseren Klassenkameraden nicht Grziwotz sondern Fellache.

Ein Beispiel aus dem sechsten Schuljahr ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Es handelt sich da um ein Vergehen, das in uns Jungen ein Schuldgefühl erzeugte. Die Sühne hierfür empfanden wir als gerecht. Ich erwähne dieses Ereignis deshalb, weil ich der Auffassung bin, dass heutzutage in der Schule zu wenig gestraft wird und Jungen wie auch Mädchen ein Schuldbewusstsein langsam verloren haben.

Unser Klassenlehrer, Herr Schwiese, ein älterer, kleiner, bebrillter Mann, wurde von uns allen wegen seiner Güte geliebt. Er hielt es unter seiner Würde, zum Rohrstock zu greifen und doch gab es Situationen, wo dies notwendig war. Wir nannten ihn liebevoll »Ujek«, das heißt polnisch Onkel. Die polnische Sprache war im oberschlesischen Grenzgebiet noch nicht ganz ausgestorben. Uns Jungen war bei unserer Handlungsweise nicht bewusst geworden, dass Güte oft missbraucht wird.

Was war geschehen? Wir haben Herrn Schwiese aus heute nicht mehr erkennbaren Gründen geärgert. Die Folge war eine Strafarbeit wohl mit dem Thema »Warum müssen Kinder artig und gehorsam sein?«. Einsicht fehlte bei uns, und der Vergleich mit strengen Lehrern wurde bei uns nicht angestellt. Wir beschlossen, den Herrn Schwiese auf die Art und Weise zu verdreschen, wie das gefürchtete Lehrer mit uns machten. Er wurde einfach, das heißt sein Stellvertreter, der Wintermantel, auf die Bank gelegt, und wir schlugen mit dem Rohrstock auf ihn ein. Jeder von uns hatte der Gerechtigkeit wegen nur einen Schlag auszuführen.

Das Gefühl der Genugtuung dauerte nicht lange bei uns an; denn nach der letzten Stunde, als Herr Schwiese seinen Mantel anzog, bemerkte er, dass seine Brille in der Manteltasche zerschlagen war und die Knöpfe abgeplatzt waren. Wir erschranken; denn so weit wollten wir in unserem Rachedurst nicht gehen.

»Wer war das?« fragte unser guter Lehrer streng.

»Keiner! Wer das war, frage ich?« klang es fordernder und lauter.

»Morys, Styrnol, Grziwotz, Ossadnik, Kurpannek ... Na wird's bald!«

Alles schwieg. Herr Schwiese war zornrot im Gesicht.

»Na, wenn es keiner war, dann waren es alle!« Der Lehrer wusste nicht, wie recht er damit hatte.

»Rauskommen, aufstellen!« befahl er.

Wir wussten, was uns blühte. Seine Gutmütigkeit konnte nicht so weit gehen, dass er uns ungeschoren gehen ließ. Jeder von uns kam dran, musste sich vor dem Lehrer aufstellen, den Arm ausstrecken in der Weise, dass die Innenseite des Handtellers nach oben zeigte. Viele hatten Angst vor dem Schlag mit dem Rohrstock und zuckten zurück, so dass der Schlag ins Leere ging. Es kam manchmal dabei vor, dass der Lehrer zu unserer Schadenfreude strauchelte und beinahe hingefallen wäre, wenn die Wucht des Schlages zu stark gewesen war.

Herr Schwiese aber wollte im Grunde genommen nicht weh tun, und deshalb legte er auch nicht zuviel Kraft in die Schläge. So mancher von uns schrie dabei »aua, aua ...«. Andere verbissen den Schmerz; denn sie waren wohl zu Haus und in der Schule an so manches gewöhnt. Der Schlag zwickte und brannte auf der Hand, und die Innenseite wurde daraufhin rot und schwoll an.

Wir Jungen gingen daraufhin ruhig nach Hause, ohne dass wir dies unserem lieben Ujek übelnahmen. Wir hatten nur das bekommen, was wir verdient haben. Uns hatten diese Strafen nicht geschadet, wir hatten sie verdient und sind trotzdem rechtschaffene Männer geworden. Es kommt immer dabei auf das Maß und den goldenen Mittelweg an.

In meiner achtjährigen Volksschulzeit sind mir von den vielen Lehrern, die in meinen Klassen in den Beuthener Volksschu-

len I, III und XIII als Lehrer und Erzieher tätig waren, nur zwei bekannt, die ihre Autorität missbrauchten zum Schaden der Kinder. Wir hatten Angst vor ihnen und fürchteten sie, weil wir den Eindruck hatten, sie liebten die Kinder nicht, weil sie nur den Erfolg ihrer Aufgabe im Sinn hatten, den sie mit aller Härte zu erreichen suchten.

Der eine hieß mit Namen Seliger und hatte die Aufgabe, allen Beuthener Schülern, die nicht schwimmen konnten, diese Fertigkeit beizubringen. Er tat dies neben seinen Erklärungen ausschließlich mit dem Rohrstock, den er auf den nackten Rücken und Gesäßen der verängstigten Schüler herumtanzen ließ. Mir ist heute noch unklar, warum sich dies die Elternschaft und die Schulaufsicht auf die Dauer gefallen ließen. Ich persönlich war Gott sei Dank davon nicht betroffen, ich gehörte zu den Schwimmern, aber aus sicherer Entfernung konnte ich dieses makabre Schauspiel beobachten. Angst und Furcht, die normalerweise jeder Nichtschwimmer vor dem Wasser hatte, wurden verstärkt durch das tyrannische Gehabe eines Mannes, der sich wohl selbst nicht leiden konnte. Die blutunterlaufenen Striemen am Körper ihrer Kinder mussten doch die Eltern spätestens am Samstagabend entdecken, wenn sie diese in die Zinkbadewanne steckten.

Hier haben wir ein eklatantes Beispiel dafür, wie das Verhältnis von Autorität und Freiheit nicht sein sollte. Wir Deutschen neigen offenbar dazu, Extremsituationen bzw. Extremverhältnisse zu schaffen, wo man die »goldene Mitte« vermisst. Zwischen absolutem Zwang und absoluter Freiheit gibt es viele Möglichkeiten, wo sich Menschen wohl fühlen.

Funkstunde

Um einen Lehrer ranken sich heute noch nach Jahrzehnten Erzählungen, wo man das Schmunzeln oder heiteres Lachen kaum unterdrücken kann, obwohl wir Jungen damals gewaltige »Schiss« vor diesem Lehrer hatten. Er hieß Lochowitz, war groß und hager mit einem markanten Gesicht, wo entweder gefährliche Strenge zu erkennen war oder ein ironisches Lächeln den Mund verzog. Im Ersten Weltkrieg war er Oberleutnant, und diese Stellung hatte so deutliche Spuren in seinem äußeren Gehabe hinterlassen, dass wir uns nicht wunderten, wie seine frühere Kompanie behandelt zu werden. Unterrichtserfolg ging ihm über alles. Beim nächsten Schulbesuch musste die Klasse so spüren, als wenn der General seine Kompanie inspizierte.

Wenn er die Klasse betrat, spritzten wir hoch, standen stramm und sagten auf sein »Guten Morgen, Klasse!« wie aus einem Munde »Guten Morgen, Herr Lochowitz!«.

»Noch einmal, ich höre nichts! Guten Morgen, Klasse!«

Wir brüllten: »Gu...ten Mor...gen, Herr Lo...cho...witz!«

»Als ich heute morgen nachdachte, kam mir der Gedanke, dass einige von euch das Einmaleins nicht sicher beherrschen. Eine ›Funkstunde‹ wird wohl vonnöten sein!«

Uns fiel vor Schreck das Herz in die Hosen, denn diese Funkstunde war so gefürchtet, dass wir alle nicht mehr sicher waren, ob wir überhaupt noch das Einmaleins beherrschten.

Der Herr Lochowitz stieg auf die erste Viersitzebank – wir hatten in jeder Klassenhälfte sechs davon –, prüfte seinen Rohrstock, indem er ihn genüsslich mit beiden Händen durchbog. Dann ging es los, Schlag auf Schlag, indem er hoch über uns hinwegschritt. Wir duckten uns schon sicherheits-

halber. Unvermittelt und schnell fragte er, indem er mit dem Stock auf einen von uns deutete:

»Sechs mal sieben ist?«

Wehe, man wusste es nicht gleich oder gab eine falsche Antwort. Der Stock sauste dabei blitzschnell über den Rücken. Wir duckten uns schon, bevor das Unheil über uns hereinbrach. Langbeinig stakste das Gewitter über uns hinweg, mal vor, mal zurück.

»Sieben mal neun ... sechs mal acht ... neun mal neun!«

Wir waren froh, wenn Herr Lochowitz von unserer Seite herunterstieg und die andere Hälfte der Klasse heimsuchte. Und so ging es weiter, bis jeder von uns ein paarmal dran war. Glücklicherweise schätzte sich dabei der, der keine Bekanntschaft mit dem Stock gemacht hat. Ich möchte heute nicht wissen, wie viele von uns eine falsche oder gar keine Antwort gaben, weil der Schreck sie lähmte und sie so schnell nicht reagieren konnten. Bei ruhiger Überlegung hätten sie das Ergebnis sicher gewusst. Diese ›Funkstunde‹ hatte sicher in den Träumen von uns Kindern eine Rolle gespielt. Oft brachten wir nur stotternd das Ergebnis zustande.

Mein Vetter Walter hatte besonders dabei zu leiden. Er war das Lieblingsobjekt des Lehrers. Rothaarig, voller Sommersprossen im Gesicht, langsam im Denken und Reagieren war er eine geeignete Zielscheibe. Er wurde manchmal herausgerufen, musste um die Bankreihen marschieren und dabei singen:

»Sechs mal sechs ist sechsunddreißig,
ist der Lehrer noch so fleißig,
sind die Kinder faul,
haut er ihnen aufs Maul.«

Dabei wurde das Einmaleins auf andere Weise weitergeübt. Es war für uns eine Selbstverständlichkeit, draußen zu singen, dass der Lehrer faul ist und wir ihm aufs Maul hauen.

Hinzufügen möchte ich noch, dass Walter bei der ›Funkstunde‹ halbwegs unter der Bank lebte.

Herr Lochowitz war auch unser Musiklehrer. Er liebte es besonders, Marschlieder mit uns mehrstimmig einzuüben. Unmusikalische Jungen, welche die Töne nicht trafen und brummten, versuchte er herauszufinden, indem er beim Dirigieren ganz besonders nah an unser Gesicht kam, um zu hören.

Mein Vetter, der Unglücksrabe, glaubte schon, falsch zu singen, wenn Herr Lochowitz in die Nähe kam. Er mimte dann zu singen und tat seinen Mund auf und zu. Dies fiel natürlich auf, und Walter wurde vor den Klassenchor gestellt und musste allein singen. Er sang natürlich falsch, und die ganze Klasse grölte. Herr Lochowitz, mit dem Grölen sehr zufrieden, forderte ihn nun auf, so zu singen, wie er es vorher tat. Nun machte der Walter seinen Mund auf und zu, wobei man nichts hörte. Herr Lochowitz lachte laut mit der Klasse und sagte süffisant:

»So betrügt uns der Kerl schon die ganze Zeit.«

Der Lehrer zeigte sich menschlich, ließ den Stock im Schrank und verzichtete darauf zu strafen.

Sauberkeitsappelle wurden zum Beginn des Unterrichts vom »geliebten« Herrn Lochowitz oft durchgeführt. Hände mit besonders unsauberem Fingernägeln und der oft nicht gewaschene Hals waren seine Spezialität im Untersuchen. Aber auch das Taschentuch musste blendend weiß sein. Hatte er einen Unhold erwischt, die Hälse vieler Bergmannskinder ermangelten oft der Behandlung mit Seife, tönte Herr Lochowitz:

»Schwientek, dieses Ferkel, Morys, Kaczmarek raus, ergreift ihn, verseht ihn auf dem Korridor unter dem Wasserhahn mit einer ausreichenden Wäsche!«

Schwientek, der das kalte Wasser fürchtete, wurde dann von den beiden Hilfwilligen aus der Bank gezerrt und unter

Wehklagen des Delinquenten zur Wäsche gezerrt. Ich weiß nicht, warum ausgerechnet mein Vetter Walter der Günstling des Lehrers im Waschen war. Vielleicht versuchte dieser als »Psychologe«, Walters angegriffenes Selbstbewusstsein wieder aufzubauen. Er schickte ihn auch manchmal während des Unterrichts hinaus in die Stadt, wo Walter für ihn etwas besorgen sollte.

Einmal sollte er einige Birnen holen und kam mit Glühbirnen wieder zurück. Die gewünschte Aufwertung war gleich wieder verpufft, als er Walter einen Esel nannte und sich über ihn lustig machte.

Ein andermal sollte Walter etwas auf der Stadtverwaltung abgeben. Es dauerte aber sehr lange, bis mein Vetter zurückkam.

»Wo warst du so lange?« wurde Walter angeherrscht.

»Ich, ich bin mit so mit einem Ding wie auf dem Rummel gefahren, da ging man in eine Kabine rein, fuhr rauf und im Bogen wieder runter, wie auf dem Riesenrad, nur hat man von oben nicht die Stadt gesehen.«

»So, und warum hat es so lange gedauert?« fragte der Lehrer scharf.

»Ich, ich bin zwanzigmal rauf und runter gefahren.«

»So, so ... fährt der Kerl zwanzigmal mit dem ›Vater unser‹, während wir hier hart arbeiten. Zur Strafe schreibst du zehnmal: Ich soll in der Schulzeit nicht ›Vater unser‹ fahren, wenn meine Kameraden hart arbeiten! Weiterhin sagst du mir morgen, was ›Vater unser‹ auf Latein heißt!«

Walter setzte sich mit hochrotem Kopf unter dem Gelächter der Klasse in die Bankreihe und schien befreit zu sein von einer Last, die seine Seele bedrückte.

Ich brauche gar nicht so zu tun, als wenn ich zu den von Herrn Lochowitz bevorzugten Schülern gehörte. Mich hat es auch einmal in der Weise erwischt, dass ich diesen Vorfall zeit lebens nicht vergessen werde. Ich kam einst zu spät zur

Schule, weil in der Nacht viel Schnee gefallen war. Der geliebte Herr Lochowitz hatte Unterricht in meiner Klasse. Zu allem Unglück war ich mit hängendem Kopf gegen einen Briefkasten gelaufen. Meine Stirn blutete, und ich war voller Vorahnungen von einem Unwetter, das bald über mich hereinbrechen würde.

Natürlich hatte der Unterricht schon begonnen, als ich mit großer Angst im Herzen an der Klassentür anklopfte.

»Herein!« donnerte es von drinnen. Ich öffnete und stotterte, noch an der Tür stehend:

»Herr Le...Leh...rer Lo...lo...cho...witz, i...ich ...« Weiter kam ich nicht.

»Hinaus auf die Straße, dort kannst du deine Erklärung anbringen!« schnauzte der Allgewaltige.

Ich schritt wie ein geprügelter Hund hinunter und stellte mich der Schule gegenüber auf den Bürgersteig. Das Fenster unseres Klassenzimmers ging auf, und Herr Oberleutnant a.D. erschien mir drohend wie ein Racheengel.

Er rief: »Ich höre!«

Ich stotterte laut: »Herr Lo...lo...cho...«

»Halt, Titel und Name lauter!«

Ich schrie: »Herr Titel und Name, ich ...«

»Weißt du nicht, was Titel ist?« schrie er, und ich konnte das Gelächter der Klasse hören.

»Titel heißt Beruf. Noch einmal, lauter.«

Ich schrie, dass sich meine Stimme fast überschlug:

»Titel heißt Beruf, ich, ich ...«

Er unterbrach mich und rief ärgerlicher werdend: »Knallkopf, du sollst sagen: Herr Lehrer Lochowitz!«

Ich wieder: »Herr Lehrer Lochowitz«, und fast weinend, »ich bin mit dem Kopf gegen den Briefkasten gelaufen, entschuldigen Sie!«

»Komm rauf«, sagte er darauf versöhnlicher. Ich kam schuldbeladen in die Klasse. Der Lehrer sah meine Wunde an

der Stirn, nahm mich an der Hand und führte mich an meinen Platz. Mich ließ er von nun an in Ruhe.

Des Rätsels große Frage ist heute: War dieser Mann zu Schuldgefühlen fähig oder hatte er nur Angst, seine Härte übertrieben zu haben. Ich persönlich neige zu der Auffassung, dass er im Grunde genommen ein Clown war mit einer autoritären Attitüde. Er kannte wohl die Empfindungsfähigkeit einer Kinderseele nicht. Vielleicht wollte er nur humorvolle Effekte schaffen, um zweifelhafte Freude zu erzeugen. Dies hat er wohl früher schon oft vor seiner Kompanie getan.

Gefährliches Grenzabenteuer

Meine Heimatstadt Beuthen war von drei Seiten von polnischem Staatsgebiet umgeben. Jenseits der Grenze war ein Gebiet Oberschlesiens, reich an Bodenschätzen und deshalb stark industrialisiert, das wie auch meine Heimat früher einmal zum österreichischen Kaiserreich gehörte. Durch die drei schlesischen Kriege fiel es an den siegreichen König Friedrich II. und wurde ein Teil des preußischen Königreiches. Dieser König ließ im vier Kilometer von Beuthen entfernten Gebiet die erste Hütte errichten, die aus dem Eisenerz das heißbegehrte Eisen und den Stahl herstellte. Verständlicherweise erhielt die danach aufblühende Stadt den Namen Königshütte.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde dieser Teil meiner Heimat trotz einer für Deutschland günstig ausfallenden Abstimmung durch den Beschluss der Siegermächte abgetrennt und dem neuentstandenen Staat Polen einverleibt. Die Bevölkerung war leider gespalten in ihrem Zugehörigkeitsgefühl nach Herkunft und Rasse in Deutsche und Polen. Diese Trennung erzeugte in den Menschen starke Aversionen. Es kam zu blutigen Kämpfen zwischen den polnischen Insurgenten und den deutschen Freikorps und Heimatschutzverbänden.

Um illegale Grenzübertritte zu vermeiden, patrouillierten auf beiden Seiten Zollbeamte entlang. Die polnische Seite schien dieses Problem ernster anzugehen; denn ihre Beamten erschienen uns fast wie uniformierte Soldaten, die alle mit Gewehren bewaffnet waren, während die deutschen Beamten wie mit Pistolen bewaffnete Polizisten aussahen. Wir Kinder fürchteten die polnischen Zollbeamten; denn ab und zu hörten wir Schüsse von drüben, vorwiegend wenn es dunkel war.

Martialisch sahen sie aus mit ihren hohen Schildmützen, genannt Rogatka.

Schmuggler nutzten alle Verstecke aus, um ihre Waren von einer Seite auf die andere zu bringen. Mangelwaren auf beiden Seiten wurden durch günstige Angebote von der anderen Seite ausgeglichen. Um es auf einen Nenner zu bringen, kann man sagen, dass kleinere Industrierzeugnisse nach Polen geschmuggelt wurden, während Agrarerzeugnisse von Polen nach Deutschland wanderten. Fleisch und Wurstwaren, Butter und Eier waren in Polen erheblich billiger. In der Nacht hörten wir manchmal den gefährlichen Ruf »Stoi a dzielatsch« zu uns herüberdringen. Da ich bis heute kein einziges Wort dieser Sprache verstehe, nehme ich an, dass dies »stehen bleiben oder ich schieße« heißt.

In unseren dichten Strauchanlagen haben wir manchmal Schmuggelgüter gefunden, die aus einem für uns unerklärlichem Grunde liegengelassen wurden.

Viele nicht so begüterte Deutsche gingen mit Grenzübertrittskarten offiziell nach Polen und aßen sich dort kräftig satt an Fleisch, Wurst und Eiern für vergleichbar wenig Geld. Auf dem Rückweg wurde dabei so manches am Körper versteckt über die Zollstation hinweg mitgenommen. Mir wurde erzählt, dass so manche Frauen sich Wurstkränze um den Bauch gebunden haben oder Rinderfilets wechselten unter der Brust die Grenze. Eine besonders kluge Dame soll sogar ein halbes Pfund Butter unter den Hut gelegt haben und erstaunt gewesen sein, dass nach einer länger dauernden Kontrolle die Butter in verräterischen Rinnsalen über das Gesicht lief.

Offizielle Grenzübertritte an den Zollstationen sind in Scharen vorgekommen, weil auf beiden Seiten der Grenze Deutsche wohnten, die sich oft gegenseitig besuchten. Meine Großeltern, der Onkel Bernhard, seine Familie, meine Eltern und ich gehörten dazu; denn Tante Lene hatte einen polni-

schen Mann, den Onkel Karl. Sie hatten drei hübsche Töchter, die für mich der reizvollste Teil dieser Verwandtschaft waren. Ich, als ihr interessiert begutachteter Vetter, war außerordentlich schüchtern im Umgang mit ihnen, während sie, vor allem die zwei jüngeren, Magda und Heidel, äußerst kontaktfreudig meine Nähe suchten. Sie sprachen polnisch und deutsch, wobei man nicht wusste, welches eigentlich ihre Muttersprache war. Sie lebten in Schlesiengrube (Chropaczów), kamen uns aber auch manchmal mit ihren Eltern im Goethepark besuchen. Der Gedanke, dass so liebenswerte kleine Geschöpfe durch eine unbarmherzige Grenze von mir getrennt sind, war für mich ein Ärgernis, mit dem ich nicht fertig wurde. Hätte ich nur Schwestern gehabt, dann hätte das Mysterium Weiblichkeit für mich nicht einen solch magnetischen Zauber ausgeübt.

Mein Blick ging oft über die für uns Kinder so unnütze Grenze, die unseren Freiheitsraum unnötig einengte. Ich sah täglich die polnischen Landarbeiter und Bauern, die Zollbeamten mit ihren fürchterlichen Gewehren, und dieses jenseitige Gebiet entwickelte sich in meinem kindlichen Bewusstsein zu einem Eldorado der unbekannteren Möglichkeiten. Wenn ich mit Sack und Sichel unterwegs war, um Gras und Klee auf Wiesen und Feldrainen für unsere Ziegen zu schneiden, übte das polnische Randgebiet einen besonderen Reiz auf mich aus. Einmal, das Gras stand besonders hoch, sichelte ich fleißig dort, um den Sack zu füllen. Plötzlich erhob sich nicht weit von mir ein Zöllner aus dem hohen Gras, martialisch, militärisch, in voller Uniform, mit Gewehr. Ich erschrak fürchterlich. Vor Schreck konnte ich mich kaum bewegen. Er kam einige Schritte auf mich zu und rief:

»Stoi!«

Meine Erstarrung war aber schnell gewichen vor dem Wunsch zu fliehen und frei zu sein. Mit der Sichel in der Hand, barfüßig, leicht, nur mit der Turnhose bekleidet, flog,

ja rannte ich davon. Der Zöllner verzichtete darauf, noch einmal Stoi zu rufen oder mir nachzulaufen; denn die deutsche Staatsgrenze war in unmittelbarer Nähe. Vielleicht fand er es auch unter seiner Würde, arme Kinder zu fangen und sie tödlich zu erschrecken. Vermutlich begnügte er sich mit meinem halbgefüllten Sack, um mit ihm, ihn als Kopfkissen benutzend, seinen Schlaf fortzusetzen.

Mein lebhaftes Interesse am polnischen Gebiet wurde von einem Jungen namens Max Karliczek geteilt. Er war etwas älter als ich, etwa 14 Jahre, während ich nur 12 oder 13 Jahre alt war. Wir zwei kamen eines Tages auf die wahnwitzige Idee, unsere Verwandten in Polen zu besuchen. Seine wohnten in Hohenlinde, während meine nur zwei Kilometer weiter in Schlesiengrube wohnten. Die offiziellen Wege kannten wir von den Verwandtenbesuchen über die in der Nähe liegende Zollstation. Jetzt sollte es aber heimlich über die grüne Grenze gehen. Auf Max konnte ich mich verlassen; denn seine Eltern waren Ziegenbockhalter. Verschiedentlich war ich schon dort, wenn unsere Ziegen zwecks niedlichen Nachwuchses von Maxens Bock beglückt werden sollten. Ein gewisser Geruch aus dieser Haltung war Max zu eigen, was ich allerdings nicht störend fand.

Eines Nachmittags war es soweit. Genügend Landarbeiter und Kleinbauern mit Fahrzeugen und Kindern waren auf den Feldern und waren dabei, ihre Geräte und Ernteerträge auf die Pferdewagen zu laden. Es war gegen fünf Uhr, und man rüstete sich, den verdienten Feierabend anzutreten. Alle Deckungen, wie Sträucher, Bodenerhebungen, bewachsene Feldraine ausnutzend, schlichen wir uns unter diese polnischen Menschen. Unseren Eltern hatten wir vorsorglich nichts davon erzählt; denn sie hätten uns aus verständlichen Gründen nicht die Erlaubnis dazu gegeben.

Dort angekommen, spielten wir mit einigen am Rande liegenden Dingen und warteten, bis die Leute den Heimweg an-

traten. Wir schlossen uns ihnen an und täuschten Zugehörigkeit vor. Das Schlimmste unseres Abenteuers stand uns noch bevor. Das Zollhäuschen mit dem gefährlichen Zollbeamten davor kam uns immer näher. Dort angekommen machten wir ein freundliches Gesicht, das unbefangen aussah. Dabei hatte ich eine große Angst, dass der Zöllner der gleiche sein konnte wie der, der mich beim Sicheln überrascht hatte. Mein Gesicht hielt ich vorsichtshalber etwas zur Seite, um nicht erkannt zu werden. Wir hörten genau hin, was die Erwachsenen für einen Gruß anbringen und plapperten diesen nach. Es klang wie »dzien dobre Pan«. Danach atmeten wir erleichtert auf; denn das Gefährlichste unseres Abenteuers lag hinter uns.

Am Rande von Hohenlinde trennten wir uns und verabredeten, uns um neun Uhr abends an der gleichen Stelle zu treffen, um den nach unserer Auffassung weniger gefährlichen Rückweg anzutreten. Wir waren schon so klug, zu wissen, dass die Dunkelheit ein guter Verbündeter für unser Vorhaben war.

Ich eilte danach, nun befreit von der Anspannung des eben erlebten Abenteuers, hoffnungsfroh nach Schlesiengrube, um meine geliebten Cousinen wiederzusehen.

Wie erschrocken war Tante Lene, als sie mich sah. Freude und Frucht waren in ihrem Gesicht deutlich zu erkennen.

»Junge, was machst du für Sachen, wo kommst du her? Wo sind deine Eltern?«

Ich sagte ganz ruhig: »Ich kam über die ›grüne Grenze‹ und wollte euch wiedersehen.«

Meine Tante war wie erstarrt und rief ängstlich: »Ach du lieber Gott, musst du deiner Mutter solche Ängste bereiten? Wie kommst du jetzt nach Hause? Weißt du nicht, dass du erschossen werden kannst, wenn du nach dem Anruf des Zollbeamten nicht stehen bleibst?«

Ich antwortete ruhig, meine gespielte »Männlichkeit« mit einem Blick auf die Mädchen voll auskostend: »Ihr braucht

keine Angst zu haben. Der polnische Zöllner kann uns am Abend nicht sehen. Wir kennen da alle Wege und Verstecke. Vor dem deutschen Zollbeamten haben wir keine Angst. Er ist ja nur mit einer Pistole bewaffnet.«

Erst jetzt konnten mich meine Cousinen begrüßen. Sie taten dies, indem sie mich küssten. Dies war das ganze Abenteuer wert gewesen. Wir unterhielten uns danach ganz angeregt und tauschten alle Neuigkeiten gegenseitig über unsere Familien aus. Telefone gab es in unseren Kreisen nicht und Briefe wurden nur sehr selten geschrieben.

Tante Lene machte sich die ganze Zeit Gedanken, wie sie sich in dieser Situation verhalten sollte. Mir war damals gar nicht klargeworden, in welcher schwierigen Situation ich sie mit meinem Besuch gebracht habe. Behielt sie mich bei sich, dann stürzte sie meine Eltern in große Ängste, ließ sie mich gehen, dann machte sie sich schuldig, wenn mir auf dem Rückweg etwas zustoßen sollte. Heute, nachdem ich die Situation als Erwachsener überschauere, hätte mir klar sein müssen, warum sie immer stiller wurde und mich für einen ungezogenen Buben halten musste. Ihre Töchter dagegen waren um so lebhafter. Ich merkte gar nicht, wie schnell die Zeit verlief.

Rechtzeitig verabschiedete ich mich von meinen lieben Verwandten und trat den Rückweg an. Die Tante begleitete mich mit den Cousinen noch bis Hohenlinde, wo sie mich dann entließen, wohl Angst in ihrem Herzen habend, ob der kleine Frechdachs sicher bei seiner Familie ankommen würde.

Wir kamen glücklich noch vor zehn Uhr zu Hause an, und meine Ausrede, ich hätte lange mit Max gespielt, hatte weiter keine nachteiligen Folgen für mich. Nur Mamas Bitte, in Zukunft früher nach Hause zu kommen, wollte ich dankbar beherzigen.

Missglückter Versuch

Durch das Lesen von vielen Abenteuerromanen erwachte in mir der Wunsch, viel zu erleben und fremde Länder zu sehen. Mein kleiner Kreis am Wertherweg im Goethepark ließ in dieser Hinsicht nur eng beschränkte Erlebnisse zu. Eines Tages wurde in unserer Volksschulklasse für unseren Jahrgang ein Aufruf verlesen, dem ›Jungvolk‹ beizutreten. Man lockte dabei mit Fahrten in die Natur, Zeltlagern, Spielen, Wettkämpfen, Singen von jugendgemäßen Liedern, Lagerfeuern und vielem anderen mehr.

Erscheinen sollte man auf dem Schulhof zu einem bestimmten Zeitpunkt. Folgende Kleidung wurde als gewünscht vorausgesetzt: kurze schwarze Hose, gelbes Hemd, festes Schuhwerk und ein schwarzes Halstuch mit Lederknoten. Dieser schriftlich ausgefertigte Aufruf schien meinen Wünschen sehr entgegenzukommen.

Als ich voller Vorfreude die Einladung meinen Eltern zeigte, war meine Mutter, die mich vorbehaltlos liebte, gleich einverstanden, meinen Wunsch zu erfüllen. Mein Vater, der politisch sehr versiert war, lehnte den Nationalsozialismus ab. Er war deutsch-national im konservativen Sinne eingestellt. Vorstellungen des früheren Kaiserreichs und vor allen Dingen die Verteidigung des ostoberschlesischen Reichsgebietes, an der er persönlich teilgenommen hatte, schienen ihn noch zu beschäftigen. Er hatte besondere Aversionen, speziell gegen Hitler. Ich wusste aus Bemerkungen meiner Mutter, dass beide nach der letzten Wahl 1934 Hitler nicht gewählt hatten, das heißt die NSDAP.

Über die politische Einstellung meines Vaters habe ich nie etwas vernommen. Wahrscheinlich wollte er mich nicht in

einen Zwiespalt bringen, der für die Zukunft gefährlich geworden wäre. Nach dem Krieg habe ich von seinem Bruder erfahren, dass mein Vater der Meinung war, dass Hitler durch seine hassefüllten demagogischen Reden und die Physiognomie seines Gesichtes leicht als Verbrecher zu erkennen war.

Besagter Onkel Bernhard war vor 1933 wohl durch die Arbeiterklasse Kommunist geworden und wanderte nach der Machtübernahme gleich ins Gefängnis. Mein Vater erwirkte nach einigen Wochen seine Freisetzung durch einen Brief an die Partei, dass sein Bruder im Grunde genommen unpolitisch sei und im Ersten Weltkrieg als junger Soldat bei dem Sturm auf Langemarck durch vier Kugeln in die Beine schwer verwundet worden ist. Es war eine tragische Entwicklung, dass ausgerechnet diese beiden Brüder, die Gegner des politischen Systems waren, im Januar 1945 als Zivilisten von den Russen nach Sibirien verschleppt wurden. Onkel Bernhard kam nach einigen Jahren nach Hause, während mein Vater schon am 9. September 1945 an Entkräftung gestorben ist. Diese Nachricht bekamen wir vom Deutschen Roten Kreuz nach dem Ende des kalten Krieges zwischen Ost und West.

Ein zweiter Erziehungsfaktor neben dem meiner Eltern war zunächst für mich mitbestimmend. Das war der Einfluss der katholischen Kirche. Die Oberschlesier waren fast alle katholisch und die Kirche versuchte mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, uns Kinder nicht ganz in die nationalsozialistische Ideologie abgleiten zu lassen. Durch das abgeschlossene Konkordat mit der Reichsregierung 1934 bekam sie auch gewisse Rechte. Eine Koedukation in der Erziehung mit Jungen und Mädchen zusammen gab es damals noch nicht. Zweimal in der Woche wurde in der Schule Religionsunterricht erteilt, ebenfalls zweimal, und zwar am Dienstag und Freitag, morgens vor dem Schulbeginn, mussten wir zur Schulmesse in die Kirche gehen. Die Kommunion und die Firmung wur-

den von den Geistlichen gut vorbereitet und waren ein großes Ereignis in den Familien.

Den Zwiespalt zwischen Kirche und Staat merkten wir Kinder damals nicht, und die Gefahr, die auf den einzelnen Pfarrern in ihren Äußerungen lastete, ahnten wir nicht. Wir dachten uns auch nichts, als nach der Firmung 1938 der Ortspfarrer jedem ein Kruzifix schenkte und uns aufforderte, es an unsere Spinde zu hängen und das, was wir im Unterricht in Hinsicht auf die Bibel und den Katechismus lernten, nicht zu vergessen. Dem Pfarrer war damals anscheinend schon klar, dass kommende Kasernierung und Militarisierung in unserer Jugend in Zukunft eine große Rolle spielen würde.

Die Aufforderung, in das ›Jungvolk‹ einzutreten, beschäftigte mich sehr und ich träumte davon, wie bei den Pfadfindern große Abenteuer zu erleben. Von den Gefahren der politischen Beeinflussung, die auf uns zukam, ahnten wir naiven Kerle natürlich nichts.

Mein Vater stand nun in seiner Entscheidung vor einem Dilemma. Erlaubte er es mir, dann, das wusste er, würde die politische Beeinflussung den Geist seines Sohnes in andere Bahnen lenken, die ihm unsympathisch waren. Verbot er es mir, zum ersten Treffen dort hinzugehen, dann beäme er Widerstand von seiner Frau und Tränen von mir.

Mich jetzt über die politische Lage aufzuklären, war ihm wiederum für meine Zukunft zu riskant. Ich sollte durch innere Widersprüche keine Schwierigkeiten im Leben haben und keine Gefahren, die sicher die Folge davon wären. Er griff also zu einer List, die ich in meiner Einfältigkeit nicht durchschauen konnte.

An dem Nachmittag des Antretens meines Jahrgangs auf dem Schulhof war es besonders heiß. Mein Vater sagte zu mir:

»Du gehst hin und sagst dort, deine Eltern hätten kein Geld, um die gewünschte Kleidung zu kaufen. Vorher holst

du aber wie sonst auch Küchenabfälle von einigen Leuten aus der Stadt, denen wir Ziegenmilch verkaufen.«

Die Küchenabfälle bestanden aus Kartoffelschalen, Obstresten und Blättern von Kraut und Gemüse.

»Nimm den Sack mit«, erinnerte mich noch mein Vater. Ich machte mich nun bei der Hitze auf den Weg. Ich lief barfuß, wie es damals bei der armen Arbeiterbevölkerung im Sommer üblich war. Statt der gewünschten schwarzen Hose und des gelben Hemdes hatte ich nur eine Turnhose an. Wir Kinder liefen damals alle so im Sommer herum. Ich lief im Schatten der Häuser, um nicht allzusehr ins Schwitzen zu geraten.

Ich sammelte also das Gewünschte, und als ich meinen Sack halbwegs voll hatte, ging ich zu dem vereinbarten Treffen auf dem Schulhof.

Dort erschrak ich zunächst beim Anblick meiner Schulkameraden, die fast alle wie aus dem Ei gepellt uniformiert standen. Ich kam mir völlig deplaziert vor. Ich schämte mich sogar. Es war aber schon zu spät, um wegzulaufen; denn das Kommando »In Reih und Glied der Größe nach antreten!« ertönte bereits. Da ich zu damaliger Zeit mit meinen 12 Jahren sehr klein war, stellte ich mich als letzter am Ende der Reihe hin. Mein Abfallsack stand neben mir, auch in Reih und Glied. Es muss ein Bild für die Götter gewesen sein.

»Wer ist dieser Kerl da hinten mit dem Sack?« tönte der Fähnleinführer. Mir war bekannt, dass diese Burschen so angeredet werden wollten. Alles lachte nach dieser spöttisch-ironischen Frage. Ich hatte das Gefühl, dass meine Schulkameraden sich schon merklich von mir distanzierten. Ich wurde unsicher.

»Wie kommst du mir vor, in diesem Aufzug zum Dienst zu erscheinen?« fragte der Stimmgewaltige streng. Ich fing an zu stottern und sagte schüchtern: »Mein Vater lässt sagen, dass wir kein Geld für diese Uniform haben.«

»So, so, habt ihr das nicht? Aber einen Sack habt ihr, nein eigentlich zwei.« Wieder lachte alles. Meine Träume vom Pfadfindertum waren plötzlich grausam ausgeträumt!

»Was ist denn da drin?« fragte der Fähnleinführer. Ich antwortete, etwas zorniger geworden wegen der schmachvollen Behandlung: »Küchenabfälle für unsere Ziegen!«

»So, so, ich dachte schon, du hättest deine Uniform im Sack drin, um sie uns vorzuenthalten«, sagte nun der Fähnleinführer süffisant. Wieder lachte alles, und dann tönte er streng:

»Geh nach Hause zu deinen Ziegen! Solche Mehl- und Saftsäcke können wir in der Jugend unseres Führers nicht gebrauchen!«

Ich atmete auf. Diese Aufforderung, aus dieser beschämenden Situation herauszukommen, war für mich eine seelische Befreiung. Mein Traum vom »Jungvolk« war damit ausgeträumt und zu Hause angekommen, weinte ich bitterlich. Meine Mutter trauerte mit, nur das Gesicht meines Vaters schien undurchdringlich zu sein. Heute weiß ich, dass sich ein schalkhafter, verschmitzter Zug dahinter verbarg.

Seit diesem Vorfall gingen fast zwei weitere Jahre ins Land. Diese Zeit verbrachte ich ohne Jungvolk zu Hause in meiner gewohnten Umgebung. Meine Pflichten in Hinsicht auf die Erfordernisse der Schule erfüllte ich ohne die Hilfe meiner Eltern. Die Autorität der Lehrer und ihre »Hilfsmittel« sie durchzusetzen waren so zwingend, dass ich das Notwendige dafür tat, ohne zusätzlichen Druck meiner Eltern zu bekommen. Weitere Pflichten bestanden für mich im Beschaffen des Futters für die Ziegen und des Hütens derselben an schönen Tagen. Sonst gehörte die Zeit mir, die ich für die vielen Möglichkeiten des Spielens nutzte. Meine Leidenschaft gehörte dem Ballspiel. Wir hatten im Goethepark einen Rasenplatz, der dafür vorgesehen war.

Die Möglichkeiten, das Fußballspielen mit allem, was dazu gehört, auszuüben, scheiterten an der Armut meiner und der Eltern der Freunde. Ein Lederball konnte nur ein Wunschtraum sein. Gummibälle verschiedener Größe waren gerade noch auftreibbar. Wenn die Not am Mann war und wir Schuhe anhatten, kickten wir auch mit Blechbüchsen oder mit allem, was einigermaßen rund war. Eine Bekleidung mit einem dazugehörigen Dress kam auch nicht in Frage. Die eine Mannschaft spielte mit Hose und Hemd, die andere mit entblößtem Oberkörper. Meine Position war die eines Tormanns oder rechten Läufers. Ich konnte nur mit dem rechten Bein den Ball treten. Mein Freund Max Hoppe spielte den Mittelstürmer. Er war fast zwei Köpfe größer als ich, und es war kurios, uns zuzusehen, wenn wir uns die Bälle zuspielten. Man nannte uns »Max und Moritz« wegen der Namen.

Auf den Bänken der Parkanlagen saßen im Frühjahr und Sommer oft Liebespärchen, deren Verhalten uns Knaben, die wir von jeglicher Aufklärung verschont geblieben waren, recht merkwürdig und absonderlich vorkam. Was hatten die nur dauernd mit ihren Köpfen vor, die anscheinend wie zusammengewachsene Zwillinge stets eine Mund-zu-Mund-Beatmung vornahmen? Wenn wir uns bis auf Hörweite durch die Sträucher an sie heranrobbten, staunten wir noch mehr über ihr ungewöhnliches Liebesgeflüster. Beendet wurde diese Art von unverschämter Neugierde, als mein Vetter einst in einen Haufen hineinrobbte und dann fürchterlich stank.

Meine Mutter erzog mich auf eine subtile, aber wirksame Art. Sie liebte mich einfach, und ich wiederum konnte ihr nicht weh tun. Sie schimpfte mit mir nicht lauthals und schlug mich niemals. Ich gehorchte, wenn sie traurig war und ich manchmal das nicht tun wollte, was sie von mir verlangte. Einmal bat sie mich, in der Stadt etwas einzukaufen, was sie dringend brauchte. An diesem Spätnachmittag passte mir dieser

Wunsch gar nicht. Ich hatte mich mit einigen Jungen verabredet, für zehn Pfennig in das benachbarte Bobrek ins Kino zu fahren. Dort spielte gerade ein Wildwestfilm der besonderen Art. Tom Mix war der Leinwandheld, der uns Jungen faszinierte wegen seiner Art, mit allen Unholden und bösen Kreaturen für uns begeisternd fertig zu werden. Das schnelle Ziehen seines Revolvers und die Schießkünste faszinierten uns.

Da meine Mutter an diesem Nachmittag viel zu tun hatte, war sie sehr traurig, als ich das Fahrrad nahm und wegfuhr. Es war schon finster bei meiner Rückkehr. Licht hatte ich an meinem Fahrrad nicht. Polizeiliche Kontrollen waren damals bei dem schwachen Verkehr unüblich. Autos hatten nur wenige reiche Leute. Ich fuhr also wegen meines schlechten Gewissens recht schnell den Parkweg von der Königshütter Landstraße hinunter zu den zwölf Häuschen am Wertherweg. Da passierte das Missgeschick! Ich fuhr mit Karacho in einen Kieshaufen hinein, der bei meiner Hinfahrt dort noch nicht lag. Die Folgen dieses Sturzes trieben mir die Tränen in die Augen. Meine Blessuren an den Ellbogen und Knien hätte ich noch gern in Kauf genommen, wenn das Vorderrad nicht ganz verbogen gewesen wäre. Ich nahm also das ganze Fahrrad auf die Schulter und marschierte humpelnd nach Hause.

Schuldgefühle peinigten mich, als ich beklommen die Haustür öffnete. Mein Vater war zu meinem Schrecken schon zu Hause und die anschließende Tracht Prügel nahm ich geduldig hin. Sogar meine Tränen versiegteten dabei. Wie gesagt, die kleinen Sünden straft der Herr sofort, die großen lässt er lange ungesühnt. Dieses Missgeschick war für mich eine eindrucksvolle Lehre, die wirkungsvoller war als jede lange Standpauke.

Mein Vater, dessen tragisches Ende in Sibirien mich oft an ihn denken lässt, war in meiner Kindheit eine absolute Autorität. Ich dachte damals als Kind, er hätte keine Liebe zu mir.

Dem war aber gewiss nicht so. Die letzte Klarheit darüber bekam ich in der Festung Gironde Süd. Einige Tausend deutscher Soldaten hatten die Aufgabe, den Seehafen Bordeaux an der Trichteröffnung der Gironde zu blockieren. Kein alliiertes Schiff sollte den Hafen anlaufen können. Nachdem die letzten beiden Kriegsschiffe, der Zerstörer 24 und das Torpedoboot 24, von der englischen Luftwaffe versenkt worden waren, hatten wir, die Überlebenden, als Seebataillon »Narvik« die Aufgabe, eine provisorische Frontlinie zwischen dem Atlantik und der Gironde zu halten. Im Oktober 1944 kam es zu einer lang anhaltenden Regenperiode, die große Teile des Landes unter Wasser setzte. Unser Zug hatte die Aufgabe, die Straße zwischen St. Vivien und Lesparre am Ventsac-Kanal zu halten. Die Brücke darüber war gesprengt worden. Dort am Damm waren die MG-Stellungen.

Meine Kameraden und ich hatten das Vergnügen, alle vier Stunden von unserer Unterkunft im Regen ungefähr 150 Meter die Straße entlang zum Ventsac zu laufen und dort vier Stunden zu wachen, dass kein Franzose unbemerkt in unsere Unterkünfte eindringen konnte. Unser körperlicher Zustand in dieser Zeit war katastrophal. Wir waren stets hungrig, nass und müde. Die Unterbringung in der Zwischenzeit war menschenunwürdig und sehr bedrückend. Wir schliefen in Erdlöchern, die quadratisch eine Seitenlänge von ungefähr 1,50 Metern hatte und eine Tiefe von etwa 80 Zentimetern. Wegen der nasskalten Witterung stieg das Grundwasser in diesem Loch. Wir waren gezwungen, einige Bretter darüber zu legen. Über diesem Loch wölbte sich ein halbrundes Wellblech, das uns beim Schlaf vor Regen schützen sollte.

In einem solchen Loch waren vier Mann untergebracht. Wir konnten noch nicht einmal bequem auf dem Rücken liegen, sondern lagen auf der Seite und mussten uns des Nachts auf Kommando nach einer gewissen Zeit herumdrehen und

erschöpft weiterschlafen bis die Ablösung kam und wir wieder für vier Stunden Wache zu stehen hatten.

Die Gefährdung des Lebens kam ständig dazu; denn Tief-fliegerangriffe und Granateinschläge zermürbten uns zusehends. In dieser demoralisierten seelischen Verfassung hatte ich im »Heinrichsbau« ein Erlebnis, das mich tief erschütterte. Ich war damals 19 Jahre alt, und der Gegensatz zu der liebevollen Behütung durch meine Mutter und dem jetzigen Zustand am Rande der Existenz konnte nicht größer sein. Ich zitterte vor Kälte und Nässe, war hungrig und voller Angst und dem Weinen oder Fluchen nahe.

In diesem Augenblick kam ein Kamerad an unserem Heinrichsbau vorbei und rief:

»Morys, du hast einen Brief.«

Ich dachte, dieser Kerl will sich einen Scherz mit mir erlauben. Wie kann ich einen Brief bekommen, wenn ganz Frankreich inzwischen von amerikanischen, englischen und französischen Truppen besetzt war? Ich wusste nicht, dass deutsche Wasserflugzeuge in der Nacht vom Bodensee aus starteten, in der Girondemündung landeten und uns mit Post aus der Heimat versorgten.

Mit zittrigen Fingern öffnete ich diesen Brief, und was ich da las, trieb mir die Tränen in die Augen. Ich wollte laut heulen, aber meine drei Kameraden lagen neben mir und die Vorstellung, dass Männer, vor allem Soldaten, nicht weinen, geisterte in meinem getrübbten Verstand umher.

Nach zwei Seiten des Berichts aus der Heimat schrieb mein Vater, dass ich trotz meines gegenteiligen Eindrucks an seiner Liebe nicht zu zweifeln bräuchte. Er liebe mich sehr und sei immer stolz auf mich gewesen. Er äußerte die Hoffnung, dass ich heil aus diesem fürchterlichen Krieg nach Hause kommen und dass mich der liebe Gott beschützen möge. Ich solle im Gebet Zuflucht zu ihm nehmen. Mir kratzte es im Hals und

ich war zunächst nicht fähig, meinen neugierigen Freunden Auskunft über das Gelesene zu geben.

Ich wusste nicht, dass inzwischen die sowjetischen Truppen auf die Grenzen meiner Heimat zumarschierten und dass dieser Brief das letzte war, was ich von meinem Vater je vernehmen sollte. Es war das letzte Lebenszeichen, bevor er als Zivilist durch die Sowjets in Sibirien tragisch ums Leben gekommen ist.

Diesen Brief bewahre ich heute noch nach mehr als einem halben Jahrhundert als ein Lebensdokument von großem Wert auf.

Um wieder auf meine Kindheit zurückzukommen, fällt mir eine Geschichte ein, die auf Vaters Härte in der Erziehung ein besonderes Licht wirft. Ich lag am Abend schon im Bett und schlief, als ein Nachbar bei uns auftauchte. Da die Gastfreundschaft in meiner Heimat einen besonderen Wert darstellte, riss mich mein Vater hart aus dem Schlaf und forderte mich auf, oben auf der Königshütter Landstraße in einem Lokal zwei Flaschen Bier und ein Päckchen Zigaretten zu holen. Meine Mutter protestierte und sagte empört:

»Emil, du wirst doch den Jungen jetzt nicht zu dieser Zeit und in dieser Kälte hinausschicken!«

Mein Vater ließ sich nicht erweichen und beharrte auf seinem Vorhaben.

Ich gehorchte mit Gefühlen von Zorn und Angst. So aus der Geborgenheit und Wärme des Bettes herausgerissen und plötzlich draußen in eisiger Kälte bei hohem Schnee im Finstern allein zu sein war doch etwas zuviel für mich. Ich wollte im Zorn und vor Angst sterben. Ich stapfte durch den hohen Schnee an den Parkanlagen vorbei und setzte mich hinter ein Gebüsch. Im Geiste stellte ich mir vor, wie mein Vater dieses Vorhaben bereuen würde, wenn ich nicht mehr nach Hause käme. Ich malte mir alles so schön dramatisch aus, aber nach

einer halben Stunde fror ich so jämmerlich, dass ich mich wieder auf den Weg machte.

Nach meiner verzögerten Rückkehr befragt, log ich und behauptete, ich hätte noch einige Straßen weiter laufen müssen, um das Gewünschte zu erhalten.

Heute, nach einem Abstand von vielen Jahren bin ich froh darüber, als Einzelkind nicht verzärtelt und verwöhnt aufgewachsen zu sein. Ich habe also von beiden Elternteilen profitiert – Liebe und Strenge waren Erziehungsfaktoren, die gegenteilige Fehlentwicklungen in meinem Leben bisher vermieden haben. Meinen Eltern bin ich sehr dankbar und habe eine gute Erinnerung an sie.

Die Zeit verlief wie im Fluge. Ich war zufrieden mit meinem Alltag im Goethepark am Wertherweg mit den vielen Möglichkeiten, die sich mir und meinen Freunden boten, um froh und unbeschwert die Kindheit zu verbringen. Inzwischen waren meine Schulfreunde in die Hitlerjugend gekommen und waren der Auffassung, mir fehle etwas Wesentliches. Sie prahlten mit ihren Erlebnissen in dieser paramilitärischen Organisation. Sie sprachen vom Marschieren, dem Singen neuer Marschlieder, den Zeltlagern und den Geländespielen. Ich war etwas neidisch, aber wenn ich an die schmählich verlaufene Vorstellung meiner Person beim Eintritt in das Jungvolk dachte und hörte, dass es sich immer noch um den gleichen Fähnleinführer von damals handelte, bekam mein Wunsch, auch mitzumachen, einen Dämpfer.

Als ich hörte, dass am Sonntag alle im Schwimmbad antreten sollten, wollte ich unbedingt dabeisein. Dort wäre ich in meinem Element und ich glaubte, mir könne keiner etwas vormachen, was Klassenkameraden wussten.

Ich ging also in das Schwimmbad, um mir alles anzusehen, und zwar aus der Ferne als Unbeteiligter. Die Kerle kamen in Uniform und waren alle sehr stolz darauf. Der Fähnleinführer

ließ sie in Dreierreihen antreten und gab dann das Kommando »Abzählen«. Als er sich vergewissert hatte, dass alle da waren, gab er das Kommando:

»Wegtreten in die Kabinen zum Umziehen! In zehn Minuten steht ihr alle wieder in Reih und Glied da!« Ich war erstaunt, dass alles so klappte wie bei den Soldaten.

Nachdem alle wieder in Reih und Glied dastanden, hielt der Fähnleinführer eine Ansprache:

»Kameraden, wir als die Jugend unseres Führers wollen seinem Wunsch gemäß ›zäh wie Leder sein, flink wie die Windhunde und hart wie Kruppstahl‹. Ich habe mir gedacht, dass wir heute den ›inneren Schweinehund‹ in uns bekämpfen und alle, ganz gleich, ob Schwimmer oder Nichtschwimmer, vom Drei-Meter-Brett ins Wasser springen. Angst braucht keiner zu haben, denn ich werde unten im Wasser drei gute Schwimmer postieren, die sogleich alle Nichtschwimmer zur Treppe geleiten.«

Ich bemerkte bei allen Nichtschwimmern ein großes Erschrecken bei dieser Ankündigung. Aber auch Schwimmer, die noch nicht vom Dreimeterbrett gesprungen waren, zuckten zusammen. Es war eine völlige Stille eingetreten, und man wusste nicht, ob man weinen oder lachen sollte.

Der Fähnleinführer ließ sich nicht als Angsthase betrachten und machte den ersten Sprung vor.

Alle marschierten nun mit gemischten Gefühlen zum Sprungbrett. Der Anführer vom Ganzen ging langsam, sich seiner Würde voll bewusst, die Treppe hoch. Mit einem eleganten Kopfsprung kam er im Wasser auf, und ich vermisste den Beifall seiner Getreuen. Es schien hier mehr Angst als Darstellungslust vorzuherrschen.

Vor jedem Sprung hatte der Betreffende mitzuteilen, ob er Schwimmer oder Nichtschwimmer sei. Die Schwimmer wagten selten einen Kopfsprung. Meistens war es ein gekonnter Sprung mit angezogenen Knien und Aufkommen mit dem

Gesäß. Die Nichtschwimmer zögerten auf dem Brett lange und mussten oft ermahnt werden, zu springen. Zum Teil sah ich sogar Todesangst in ihren Gesichtern. Mir taten die armen Kerle leid, wie sie zitternd da oben standen und mit Schauern in die Tiefe starrten. Manche wollten gar nicht springen, und ihnen musste erst gedroht werden, ins Wasser gestoßen zu werden. Es war teilweise ein Drama, was sich da abspielte. Viele fielen mit einem Angstschrei ins Wasser, und die drei Rettungsschwimmer wussten sofort, wann sie helfend eingreifen mussten.

Mich juckte die ganze Zeit der Ehrgeiz, hier dem Fähnleinführer auf meinem ureigensten Gebiet einen Denkkettel zu verpassen und alte Schmach auszutilgen.

Ich begab mich stöhnend, voller Zurückhaltung und mit vorgespielter Angst zögernd auf das Brett und sagte zitternd:

»Nichtschwimmer.«

Der Fähnleinführer erkannte mich und rief: »Aufpassen, da ist ja wieder der Mehlsack von damals!«

Ich sprang also, bevor ich ein verstehendes Grinsen auf den Gesichtern meiner Schulkameraden wahrnahm, mit einem Schrei und einem verunglückten Bauchplatscher ins Wasser und ging sofort auf Tiefe. Ich konnte mir mit Schadenfreude vorstellen, wie unser lieber Fähnleinführer jetzt ängstlich und nervös wurde, als der Mehlsack nicht mehr auftauchte.

Ich hörte aufgeregtes, gedämpftes Schreien von oben und begann unter allen Leuten, die im Schwimmbad waren, hinwegzutauchen und in kraftvollen Zügen am Schwimmbadboden bis zum Nichtschwimmerteil vorzudringen und dann unerkant unter den vielen Kindern wieder aufzutauchen.

Da die Schwimmbäder damals kein so klares Wasser wie heute hatten, war mein Wegtauchen von keinem mitverfolgt worden. Die noch anhaltende Aufregung am Sprungbrett veranlasste mich, schnell das Weite zu suchen und dem

Schwimmbad den Rücken zu kehren. Auch meine Freunde wussten nicht, dass ich es auf diesem Gebiet fertigbrachte, bis zu zwei Minuten unter Wasser zu bleiben. Mit etwas Stolz und Genugtuung, es diesem Fähnleinführer für seinen »Saft- und Mehlsack« heimgezahlt zu haben, ging ich zu Hause meinen gewöhnten Verpflichtungen und Spielen nach.

Ich war überzeugt davon, dass dieser Fähnleinführer in Zukunft etwas vorsichtiger sein würde, seinem Führer zu gefallen.

Lob von falscher Seite

Dem Jungvolk und der Hitlerjugend war ich dank der List meines Vaters und einem Zufall, der mir zu Hilfe kam, nicht zum Opfer gefallen. Ich war also bis 1939 ideologisch noch unverbildet und sehr naiv und kindlich. Im Wettrennen um meine Gunst siegte bis dahin nicht der an Bedeutung immer mehr zunehmende Nationalsozialismus, sondern der Einfluss der katholischen Kirche. Religionsunterricht, Schulgottesdienst, heilige Kommunion und Firmung ließen in mir eine kindliche Gläubigkeit aufkommen, die mich zunächst schützte vor Unglauben und Kirchenfeindlichkeit. Am Sonntag in die Kirche zu gehen war in unseren Kreisen ein Wert, dem sich alle bewusst waren.

Die Verführung und Verunsicherung meines kindlichen Gemüts kam von einer anderen Seite, von der meine Eltern und ich es nicht erwartet hätten.

Ein Aufruf in der Schule am Ende der Volksschulzeit kurz vor Ostern verwirrte uns und war geeignet, unsere Entwicklung in ganz andere Bahnen zu lenken.

Dieser Aufruf war wieder einmal ganz nach meinem Geschmack. Ich sagte schon einmal, dass mein Verlangen nach Abenteuern, dem Locken der Ferne und dem Kennenlernen anderer Länder und Menschen ungebrochen war. Ich war mit meinen Eltern aus Mangel an Geld noch nie verreist, und meine Sehnsucht nach etwas Neuem war ungebrochen.

Der erwähnte Aufruf wurde mit dem Wunsch begründet, dass die Arbeiterjugend des verrauchten ober-schlesischen Industriegebiets auf das Land kommen müsste, um gesund zu werden und andere reizvolle Teile Deutschlands kennenzulernen. Viele von uns waren natürlich begeistert und die El-

tern froh, dass ihr kümmerlicher Geldbeutel eine Auffrischung verdiente. Den Pferdefuß, der sich dahinter verbarg, ahnten wir natürlich nicht. Ob mein Vater, den ich für sehr klug hielt, skeptisch war, habe ich nicht bemerkt. Er und meine Mutter gaben ihre Zustimmung. Sie wussten dabei auch nicht, dass damit für mich eine Zeit begann, wo ich über einen Zeitraum von sieben Jahren fast durchweg kaserniert einer Beeinflussung ausgesetzt werden würde, die mich sehr ernst werden ließ und am Ende fast den Verlust meiner menschlichen Existenz bedeutet hätte.

Unser Stadtpfarrer schien die Dinge schon besser zu durchschauen und hatte uns aus diesem Grund, wie schon beschrieben, zur Firmung 1938 ein Holzkreuz geschenkt mit der Bitte, es in unseren Spind zu hängen, den Glauben an Gott nicht zu verlieren und der Kirche treu zu bleiben.

Dieser Aufruf, der mein Leben grundlegend verändern sollte, galt dem Landjahr, denn dort sollte auch mein zukünftiger Beruf entschieden werden.

Unsere Reise führte uns quer durch Deutschland in das bei Frankfurt am Main gelegene Städtchen Friedrichsdorf. Diese Ortschaft lag am Taunusrand und ist trotz ihrer geringen Größe bekanntgeworden durch die Tatsache, dass hier das Telefon durch den Lehrer Philipp Reis erfunden wurde. Außerdem hat sie eine geschichtliche Bedeutung als Stadt der Hugenotten und wirtschaftlich als Stadt des Zwiebacks, der in großen Mengen hergestellt wurde.

Uns Buben fiel es zunächst nicht auf, dass wir kleinen Zivilisten von 14 Jahren jetzt Uniformen bekamen und in ein Haus gesteckt wurden, das sich Landjahrlager nannte. Wir waren ungefähr hundert Jungen. Unsere Vorgesetzten waren Zugführer, so mussten wir diese Herren anrufen, während der Leiter vom Ganzen der Lagerführer war. Dieser Lagerführer entpuppte sich bald als gefürchtete, militärische Autoritätsperson. Wie uns später bekannt wurde, hatte dieser

Führer vorher gerade seinen Militärdienst absolviert und betrachtete uns als junge Rekruten.

Für mich war bald mein Träumen von abenteuerlichen Erlebnissen und dem Schauen urwüchsiger Natur ausgeträumt. Wir wurden, wie es im Militärjargon heißt, »geschliffen« wie Soldaten einer strengen Zuchtanstalt. Ich vermute, dass sich dieser Lagerführer dafür an uns rächen wollte, was ihm in seiner Rekrutenzeit angetan wurde. Nun waren wir die unschuldigen Opfer. Wir mussten eingerissene Spinde und Betten immer wieder neu in Ordnung herrichten zur Strafe für »unordentliches« Verhalten, im neben dem Lager liegenden Hof viele Runden laufen oder eine Anzahl von Liegestützen absolvieren. Natürlich gehörte zum Ritual auf dem Sportplatz das Exerzieren und Marschieren mit dem Absingen eingedrillter Marschlieder. Wenn dies alles nicht klappte, hieß es:

»An den Sportplatzrand im Laufschrift marsch, marsch, hinlegen, auf, hinlegen, auf, robben!« So ging alles weiter, bis dieser Herr zufrieden war.

Ich litt in dieser Zeit ungeheuer. Persönliche Zuwendungen fehlten, auch freundschaftliche Gefühle, eine anheimelnde Atmosphäre. Morgens um sechs Uhr vor dem Wecken lag ich schon wach im Bett aus Furcht vor dem Tag und seinen Überraschungen, hörte das Bimmeln eines vorbeifahrenden Zuges an einer Straßenkreuzung und hatte den sehnsuchtsvollen Wunsch, nach Hause mitzufahren und wieder Kind sein zu dürfen in der liebevollen Betreuung meiner Mutter.

Unser im Spind hängendes Kreuz hat so manche spöttischen Bemerkungen von Seiten der Führungskräfte zur Folge gehabt, dass wir es bald verborgen haben und dem Wunsch unseres Pfarrers nicht mehr entsprechen konnten. Am ersten Sonntag nach der Ankunft im Landjahrlager, vielleicht war es sogar am Ostersonntag, fragte der Lagerführer:

»Wer ist katholisch? Wer will in die Kirche gehen?« Wir meldeten uns fast alle. Wir marschierten also im Gleichschritt mit dem Absingen zünftiger Nazilieder zur Kirche und wohnten wie zu Hause einer heiligen Messe bei. Uns kam dabei die veränderte politische Situation nicht in den Sinn. Ich weiß heute nicht, ob ich damals so kurzsichtig war oder ob wir Kinder im allgemeinen kein Gespür für Veränderungen in der Mentalität der Menschen und ihrer Zeit hatten?! Aufgefallen war uns nur, dass der Lagerführer gelangweilt während des Gottesdienstes am Rande saß und Zeitung las.

Ein zweites Mal wurden wir nicht mehr gefragt, ob wir in die Kirche gehen wollten.

Nachdem die Führungskräfte uns hundert Jungen im Griff hatten und wir in allem willige Gefolgsleute waren, ging der Lagerführer daran, einen Spielmannszug aufzubauen. Dazu brauchte er Querflötenspieler, Trommler, Hornisten und Fanfarenbläser, Lyraspieler, einen Kesselpauker und einen Tambourmajor. Er fragte zunächst alle, wer zu Hause ein Instrument gespielt hatte. Daraufhin meldeten sich einige. Es waren aber zu wenige, und dann kam er auf die Idee, zu fragen, wer musikalisch war und gern sang. Dies hatte Erfolg, und der Stamm seines Spielmannszuges war vorhanden. Ich, der mir von dieser Entwicklung mehr Freiheit und weniger Drill versprach, meldete mich auch. Ich wurde Lyraspieler.

In meinen Wünschen hatte ich mich aber grundlegend getäuscht. Es wurde nicht weniger nervliche und physische Belastung, sondern mehr. Zuerst wurde im Haus geübt und gedrillt, bis die Locke, das Vorspiel, klappte. Dann wurden die Märsche eingeübt.

Da unser Diktator und militärischer Ehrgeizling von Noten nichts verstand, hatte ich die Ehre, als Notenkundiger die Melodien der Märsche auf einem Klavier vorzuspielen. Danach wurde geübt.

Das dicke Ende kam dann, als wir auf dem Sportplatz alles im Marschieren übten. War der Meister unzufrieden, dann wurde wieder militärisch gedrillt. Der Tambourmajor musste seinen Stab hochwerfen, sich überschlagen und geschickt fangen, der Kesselpauker seine Klöppel wirbeln und wir anderen gekonnt unseren Part spielen. Der Kerl brachte uns sogar den Parademarsch bei. Er scheute sich nicht, uns mit den Instrumenten zur Strafe hüpfen zu lassen, wenn ihm etwas nicht gefiel. Und dauernd hieß es »Das Spiel auf, das Spiel ab«, bis alles zu seiner Zufriedenheit ausfiel.

Bei allen nationalsozialistischen Veranstaltungen hatten wir dann das Vergnügen, aufzutreten, auch bei Platzkonzerten. Bei einem Vorbeimarsch an Größen der Nazihierarchie, auch dem Gauleiter von Hessen, glänzten wir kleine Kerls und bekamen den meisten Beifall. Auf einem Musiklager auf der Loreley, wo Wettkämpfe ausgetragen wurden, schnitten wir als die Besten von Hessen ab.

Wir bekamen dann den Befehl, zu Fuß nach Nürnberg zum Reichsparteitag zu marschieren. Er fand aber wegen der drohenden Kriegsgefahr nicht statt; denn unser »Gröfaz« (größter Führer aller Zeiten) hatte vor dem 1. September 1939 anderes vor, nämlich in einem grandiosen Krieg unser leichtgläubiges Volk zugrunde zu richten.

Aus war es nun mit allem Ruhm und aller Ehre. Unser Lagerführer Schneider musste alle Knaben, die unter seiner Obhut standen, auf Bauernhöfe in die Nachbardörfer schicken, weil arbeitende Männer in der Landwirtschaft langsam rar wurden.

Ich kam zu einem Kleinbauern, der eine kleine Gastwirtschaft betrieb, nach Rodheim. Täglich mussten wir morgens ohne das verabscheute Marschieren zu unserem Bauern gehen und tagsüber auf den Feldern arbeiten. Wir taten es gern, waren alle fleißig; denn wir entkamen zum Glück dieser Drillanstalt. Am Spätnachmittag liefen wir wieder zum Land-

jahrlager nach Friedrichsdorf. An Sonntagen wurde die Gegend um Friedrichsdorf inspiziert, wie zum Beispiel die naheliegende Saalburg mit all ihren Relikten aus römischer Vergangenheit. Geschont wurden wir an diesen Tagen; denn wir hatten ja Kraft zu behalten für unsere schwere Landarbeit.

An einem dieser Sonntage entschied sich mein weiteres Schicksal. Der Lagerführer wurde wohl von höherer Stelle aufgefordert, einige Jungen zu benennen, die nach seiner Ansicht geeignet waren, als Lehrer Kinder zu erziehen, die dann dem »Neuen Deutschland« gut zu Gesicht standen. Ich weiß nicht, wie er dazu kam, mich auszuwählen; denn ich war durch die Herkunft und mein Elternhaus absolut unpolitisch.

Er empfing mich mit folgenden Worten:

»Morys, möchtest du Arschpauker bzw. Steißstrommler werden?«

»Herr Lagerführer, ich weiß nicht, was das ist.«

»So, du weißt es nicht. Du kennst dich wohl nicht im Gasenjargon aus? Willst du Lehrer werden?«

Mir blieb zunächst die Sprache weg. Blitzschnell überlegte ich. Mein kluger Vater war als Erwachsener Arbeiter, weil seine Eltern nicht das Geld für ein Studium aufbringen konnten. Ich hatte also nun die Chance dank des nationalsozialistischen Erziehungsmonopols, trotz der Mittellosigkeit meiner Eltern einen geistigen Beruf zu erlernen. An die ideologische Beeinflussung dachte ich damals noch nicht. Lehrer zu sein, so wie es das Erziehungsideal dieser Bewegung wollte, dafür waren mein Geist und meine Erfahrung noch nicht ausgebildet genug, um die Folgen zu erkennen. Ich hätte erst meinen Vater fragen müssen, ob er mir die Zustimmung dazu gäbe.

Ich fühlte mich geehrt, von diesem gefürchteten Mann auslesen zu sein, zu studieren und schließlich Beamter zu werden. Ich meinte, er würde sich freuen, wenn ich beruflich über ihn hinauswachse. Ich hatte sogar das Gefühl, dass mein

Vater stolz auf mich wäre, in Zukunft Kinder zu belehren und zu erziehen. Ich entschloss mich also schnell und sagte:

»Herr Lagerführer, ich weiß zwar nicht, was mein Vater und meine Mutter dazu sagen, aber ich bin überzeugt davon, dass sie zustimmen. Ich entscheide mich also und nehme Ihr Angebot an.«

Was den Lagerführer dazu veranlasst haben, gerade mich auszuwählen, ist mir bis heute schleierhaft. Vielleicht hat es ihn damals beeindruckt, dass ich Noten lesen konnte und er nicht, und dass ich sogar die Melodien der Märsche vorspielen konnte.

Es ist interessant, wie eins im Leben ins andere greift. Mein Vater hat mir das Mandoline- und Klavierspielen beigebracht, ohne zu wissen, dass er damit meine Berufswahl vorwegnimmt. Ich wiederum half mit, im Spielmannszug den Ehrgeiz eines militaristischen Nazijugendführers zu befriedigen.

Die Arbeit auf dem Lande tat mir und meinen Kameraden gut. Die Angst und die tägliche Spannung gehörten der Vergangenheit an und wir gediehen alle prächtig bei der körperlichen Arbeit in der frischen Luft. Die Bauersleute waren gut zu uns, und das Essen zu Mittag und am Abend schmeckte wesentlich besser als die Einheitskost im Lager. Die Kartoffelernte war im Gange und die Bauern benötigten junge weibliche Hilfskräfte, um die Ernte vor der kommenden Kälte und dem Regen einzubringen. Nachdem die Kartoffeln durch den Bauern mit Pferd und Pflug an die Oberfläche geworfen wurden, indem er die Furchen durch das Pflügen umkehrte, gingen wir daran, die Kartoffeln in Säcke zu legen und die vollen Säcke oben zuzubinden.

In der Kaffeepause setzten sich alle auf die Kartoffelsäcke, tranken den mitgebrachten Kaffee und aßen die mit Hoink (Zwetschgenmarmelade) von der Bauersfrau geschmierten Brote. Wir waren alle hungrig, und die Brote schmeckten uns vorzüglich.

Jetzt begann das große Erzählen. Vor allem die jungen Frauen schnatterten los und erzählten sich alle Geschichten, die sie am Wochenende erlebt hatten. Rücksicht auf mich wurde dabei nicht genommen. Ihre Liebesabenteuer schienen sie gegenseitig sehr anzuregen, und sie sprachen über Dinge, die mir die Schamröte ins Gesicht trieben. Gespräche dieser Art kannte ich von den Frauen meiner Heimat nicht, und um der Peinlichkeit zu entgehen, verließ ich die schwatzende Gruppe und ging zu den Pferden.

Vorher sagte ich aber laut und deutlich: »Es geziemt sich nicht für deutsche Frauen, solche Dinge untereinander zu erzählen.«

Die jungen Weiber lachten, und der Bauer als Respektperson meinte: »Der Bob hot rächt« und ging ebenfalls zu den Pferden, die jedes aus einem um den Hals gehängten Sack Hafer fraßen. Dieses Gespräch war auch ihm sehr peinlich.

In Abständen von ungefähr drei bis vier Wochen klapperte der Lagerführer die umliegenden Dörfer ab, um sich nach dem Verhalten seiner Landjahrbuben zu erkundigen. Kenntnis davon bekam ich auf eine Art und Weise, die mich sehr erschreckte.

Eines Sonntags, als wir Jungen alle wieder vollzählig in Reih und Glied vor unserem Lagerhaus in Uniformen angetreten waren, meldete der Zugführer dem Lagerführer die angetretene Mannschaft, indem er sagte:

»Zur Meldung an den Lagerführer stillgestanden! Die Augen rechts! Herr Lagerführer, ich melde Ihnen die vollzählige Mannschaft des Landjahrlagers Friedrichsdorf angetreten!«

Der Lagerführer, von rechts kommend, sagte gelassen im vollen Bewusstsein seiner Machtfülle: »Danke! Augen geradeaus!« Er stellte sich in der Mitte vor uns auf, und wir erwarteten eine der üblichen Strafpredigten, dass etwas wieder nicht

zu seiner vollen Zufriedenheit geklappt hat. Wie staunten wir aber, als er martialisch anfang zu reden:

»Landjahrjungen, bei meinen kürzliche Besuchen bei den Bauern habe ich mit Freude vernommen, dass ihr alle auf der deutschen Scholle eure Pflichten voll und ganz zur Freude unseres Führers erfüllt habt. Der deutsche Soldat, der für das Vaterland sein Leben aufs Spiel setzt, kann zufrieden sein, dass an der Heimatfront alle, jung und alt, für den Fortbestand unseres geliebten Volkes Sorge tragen. Der Sieg wird auf die Dauer unser sein.«

Wir Jungen hörten alle beeindruckt zu. Heute könnten wir uns wegen der Rede und ihrer Theatralik vor Lachen kaum halten. Damals schienen wir alle der logischen Denkfähigkeit beraubt zu sein, vor allem wir junge Menschen.

Diese Vorstellung war aber noch nicht zu Ende. Es sollte noch schlimmer kommen. Dieser Führer vor uns, im Wicks seiner Uniform, die weiße Schnur, die ihn als Stammführer auswies, an der Schulter baumelnd, kommandierte weiter:

»Rührt euch!« Und nach einer Weile: »Stillgestanden, der Landjahrpflichtige Morys vortreten!«

Ich trat also wie gelernt drei Schritte vor, mit Angst im Herzen. Der Stimmgewaltige hub wieder an:

»Dem Landjahrpflichtigen Alfred Morys spreche ich hiermit ein großes Lob aus. Er hat auf der geheiligten deutschen Scholle, auf der mit dem kernigen Bauerntum alles erzeugt wird, was wir für die Ernährung unseres Volkes brauchen, die Ehre der deutschen Frau verteidigt. Wir sind von einer Welt von Feinden umgeben, müssen autark sein, um uns selbst zu ernähren. Die edlen deutschen Frauen, die viele junge deutsche Menschen gebären und den Fortbestand unseres Volkes sichern, werden vom Führer für ihre Verdienste mit dem Mutterkreuz ausgezeichnet. Sie haben es nicht verdient, dass sie auf dem deutschen Felde – einer anderen Form des Kampfes – durch zügellose Reden junger verdorbner Gören entehrt

werden. Für unsere tapferen deutschen Mütter spreche ich hier mit euch ein dreifaches Sieg Heil aus: Sieg (alle) Heil! Sieg Heil! Sieg Heil! Morys – zurücktreten! (alle) Rechts um! Im Gleichschritt marsch! Ein Lied: ›Vorwärts, vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren ...‹«

Ich wusste nicht, wie mir geschah. Anstatt einer Strafpredigt, die ich schreckhaft erwartet hatte – ein schlechtes Gewissen hatte man bei dieser Behandlung stets – nun dieses Lob!

Die Welt war also voller Überraschungen und großer Veränderungen.

Das Frauenbild im Wandel der Zeiten: Früher zwar geehrt, aber degradiert zu einer nützlichen Gebärmaschine, die ihre Söhne zur Ehre des deutschen Volkes durchaus wieder auf den Schlachtfeldern opfern durfte. Heute durch die Emanzipation sieht es wieder ganz anders aus: Die Frauen streben in der Mehrzahl nach Verdienst und Sicherheit. Unerwünschte Kinder werden abgetrieben. Das Volk stirbt langsam. Die jungen Menschen können finanziell nicht mehr die vielen Alten ernähren. In den Illustrierten wimmelt es von nackten Frauen, die mit der alten Form des christlichen Frauenbildes nichts mehr im Sinn haben. Ich und viele gutwilligen Menschen fragen sich, warum wir in den letzten sechzig bis siebzig Jahren in Hinsicht auf das Frauenbild von einem Extrem ins andere fallen. Wir scheinen absolut nicht mit der Gnade der Vernunft ausgezeichnet zu sein.

Was unseren Landjahrlagerführer angeht, habe ich später aus sicheren Quellen erfahren, dass er in Russland gefallen ist.

Schamhaftigkeit

Ich weiß nicht, wann dies geschah, aber dieses Ereignis hatte tiefgreifende seelische Folgen auf mein kindliches Gemüt und verfolgte mich noch bis in die Mannesjahre hinein. Es ist eigentlich zu delikant, um es zu erzählen. Aber weil es auch noch mit der Naziideologie zu tun hatte und dem Denken und Fühlen der damaligen unseligen Zeit, scheint es mir heute erwähnenswert.

Dieses Ereignis wirft ein Licht auf die Empfindlichkeit einer Kinderseele, mit der in der damaligen harten Zeit wenig sorgsam umgegangen wurde. Dabei weiß man heute in der Kinderpsychologie, wie sehr kindliches Erleben das spätere Gebaren eines Mannes festlegt und das nicht immer nur zu seinem Vorteil.

Auch Leichtfertigkeit in unbedachten Äußerungen – in diesem Fall seitens meines Vaters – sollte ein guter Erzieher in jedem Fall unterlassen. Ich will in diesem Fall zugunsten meines Vaters annehmen, dass er nicht die Absicht hatte, mir Angst zu machen, sondern im Gegenteil mir die Belanglosigkeit und Nebensächlichkeit dieser Angelegenheit verdeutlichen wollte.

Ich glaube, es war, als ich mit zwei oder drei Jahren an einer Vorhautverengung (Phimose) mit nachfolgender Entzündung erkrankte, da war ein kleiner chirurgischer Eingriff mit der Entfernung des Übeltäters fällig.

Diese harmlose Operation, die unzähligen Knaben als Hilfe widerfährt, hatte bei mir Folgen, die meine ganze Kindheit und Jugend seelisch vergällten.

Meine nähere Heimat, unser Siedlungshaus am angrenzenden Goethepark und am nahe liegenden Grenzteich bildeten die Umwelt, an der mein Kinderherz hing. Alle Freizeit verbrachte ich im und um den Teich mit der naheliegenden Grenze. Das Wasser war mein vertrautes, geliebtes Element, in dem ich mich wohl fühlte und wo ich so manche Fähigkeiten im Schwimmen und Tauchen entwickelte.

Wegen der vorherrschenden Armut bei den Arbeitern des Industriereviere liefen wir im Sommer fast alle barfuß und nur mit einer Turnhose bekleidet umher. Wir waren glücklich und unbeschwert. Aus Gründen der Gesundheit vermieden wir es, immer in einer nassen Hose zu spielen. Wir waren oft im Wasser und tummelten uns dort nach Herzenslust. Hier aber begann mein Problem aus einer empfindlichen Seele heraus und dem Gefühl der Schamhaftigkeit, die eigentlich jedem Menschen angeboren ist oder sein sollte. Mir empfindsamem, introvertierten kleinem Knaben, bereitete dieses Gefühl einen lang anhaltenden Kummer.

Einsam, wie der Grenzteich meistens dalag, badeten wir kleinen Kinder fast immer nackt, wie der Herrgott uns erschuf. Jungen und Mädchen natürlich eben wegen dieser Schamhaftigkeit etwas voneinander abgesondert.

Hier bemerkte ich, unten gesehen, im Vergleich zu anderen Buben eine Andersartigkeit, die mir mit zunehmendem Alter seelische Schmerzen bereitete. Aus diesem Grunde bedeckte ich mit der rechten Hand meine Scham und beeilte mich, als erster im Wasser zu sein. Dies musste den anderen natürlich auf die Dauer auffallen. Da meine Fähigkeiten im Wassersport größer als die der anderen waren, schaffte ich eine kleine Kompensierung meines Mankos.

Eines Tages vertraute ich meinen Kummer weinend meiner geliebten Mutter an. Ich sagte leise, unsicher zu ihr:

»Mama, warum bin ich da unten so anders als die anderen Jungen?«

Meine Mutter fragte besorgt und mitfühlend: »Wo? Was meinst du?« Ich stotterte wohl voller Scham, weil man damals über solche Dinge nicht sprach:

»Ma...me...le, hier am Pu...pu...li!« Ich zeigte es ihr weinend und verschüchtert. Meine Mutter nahm mich darauf vorsichtig in den Arm und entgegnete lächelnd, mitfühlend, zart und beruhigend:

»Ach, du Dummerchen, das da vorn hat ein Arzt weggemacht, weil du als kleines Kind Schmerzen hattest. Darüber wird keiner über dich lachen, das ist vielen Jungen passiert.«

Sie glaubte, sie habe mich beruhigt und ich hätte diese Logik begriffen. Aber weit gefehlt. Der Kummer bohrte weiter in mir, den sie wohl bemerkte und glaubte, mit dem Wort des Vaters dieses Problem ganz aus der Welt zu schaffen. Es wurde aber erheblich schlimmer und begleitete mich danach bis zu dem Augenblick, wo ich heiratete und bemerkte, dass meine Frau dieses Problem uninteressant fand und nie ein Wort darüber verlor.

Mein Vater, von meiner Mutter darauf angesprochen, benahm sich darauf, wohl mir helfen wollend, wie ein Elefant im Porzellanladen. Er sagte laut lachend und sich amüsierend:

»Was, du bist traurig darüber. Dein Piepel hat keinen Helm mehr auf! Er ist ein richtiger ›Judenpiepel‹. Tausende und Abertausende Juden und Moslems sind beschnitten und froh, dass ihnen diese Angelegenheit kein Problem mehr bereitet.«

Ich zuckte zusammen! Der Begriff Moslems sagte mir gar nichts, das Wort »beschnitten« hörte ich zum ersten Mal, aber das Wort »Judenpiepel« brannte sich in meine Seele ein, ahnend und langsam begreifend, dass ein sogenannter Führer mit seiner Ideologie ein ganzes Volk schuldlos diffamierte.

Fortan war es mir eine seelische Qual, vom 14. Lebensjahr an im Landjahr, in der Lehrerbildungsanstalt und beim Militär kaserniert gemeinsam als Jugendliche und Männer nackt unter die Dusche zu gehen.

Heute, über achtzig Jahre alt, lache ich darüber und erzähle oft meinen Lieblingswitz, der sich in meiner katholischen Heimat real im Leben hätte ereignen können. Seelischer Kummer kompensiert sich oft durch befreiendes Lachen:

In einer katholischen Gegend badete die Ortsjugend nackt im Weiher, als der katholische Pfarrer plötzlich auftauchte. Alles spritzte daraufhin panisch aus dem nassen Element und verbarg sich schamhaft hinter der nächsten schützenden Hecke. Nur ein selbstbewusster, den Pfarrer frech anschauernder, 14-jähriger Bengel blieb nackt stehen und sagte zu dem vorwurfsvoll blickenden Priester: »Ich bin evangelisch!«

Mein empfindliches, sehr sensibles Verhalten bereitete mir an einer anderen Stelle, zu einer anderen Zeit auch allerhand Kummer und seelisches Unbehagen.

Es war im Jahr 1939. Mein damaliger Wunsch, nach der Beendigung der achtjährigen Volksschulzeit ins Landjahr zu gehen, entwickelte sich im Sommer zu einer Horrorzeit, die mein kindliches Gemüt krass in Unordnung brachte. Ich erwähnte schon einmal, dass mein Aufenthalt im Landjahrlager Friedrichsdorf durch einen militaristischen Lagerführer sich schlimmer entwickelte als meine harte Rekrutenausbildung beim Militär. Dieser ehrgeizige Mann stellte einen Spielmannszug zusammen, der durch harten Drill und entwürdigende Schikane bald zum besten Jugendmusikzug der Hitlerjugend in ganz Hessen wurde.

Man hatte uns damals ausersehen, als 14-jährige kleine Kerls mit unserem eingetrichterten Können als Querflötenpfeifer, Fanfaren- und Hornbläser, Trommler, Lyraspieler und Kesselpauker zu Fuß zum Reichsparteitag nach Nürnberg zu marschieren. Ich denke, in zwei Wochen harten Marschierens über den nördlichen Odenwald von Darmstadt aus, den Spessart und das Maingebiet Unterfrankens haben wir die ungefähr 300 Kilometer bis zum Ziel erschöpft, aber zufrieden

zurückgelegt, weil der übliche Schliff fehlte und wir in den Städtchen unserer Privatquartiere zur Freude der Bewohner unser Können unter Beweis stellten.

Auf dem Reichsparteitagsgelände herrschte ein Massenbetrieb von Hunderttausenden in gedrillten Formationen von SA, SS, Reichsarbeitsdienst, Wehrmacht, Partei und Hitlerjugend mit bunten Fahnen und lauter Marschmusik. Dies war für uns Kleine beängstigend, aber für eingeschworene Nazis gewiss grandios.

Und dies alles geschah nur wegen einem Mann, der es mit Versprechungen, Drohungen und Verführung schaffte, den Großteil eines ganzen Volkes auf seine Seite zu bringen. »Ein Volk, ein Reich, ein Führer« wurde skandiert. Tausend Jahre sollte diese Machtzusammenballung halten und unbesiegbare sein. Aber es kam anders. Dieser so genannte Führer arbeitete schon an anderen Plänen mit seinem unstillbaren Ehrgeiz und Machtstreben.

Es kam der 1. September, der Krieg brach aus, der Reichsparteitag war unnütz geworden und löste sich auf, das Unheil nahm seinen Lauf. Sechs Millionen deutscher Menschen kostete es das Leben. Sie waren seine Bußopfer. Leider habe auch ich viele meiner Schulkameraden verloren. Sie wurden als SS-Division Hitlerjugend nach der Invasion in der Normandie »verheizt«.

Wenn ich mir noch einige Reminiszenzen erlauben sollte, so waren es unzählige deutsche Männer, aber auch Italiener und faschistische Jugendverbände, denen wir sogar ein Platzkonzert darboten. Ich erinnere mich noch gut daran, weil mir dabei ein Missgeschick unterlief, welches die theatralische Inszenierung hätte stören können.

Bei dem Befehl »Spiel auf!« hob ich meine Lyra vom Boden hoch und legte sie in den linken Arm. Dabei verfehlte ich die Schlaufe des umgehängten Lederriemens, in die ich den Stiel meines Instrumentes hätte hineinstecken müssen. Während

des ganzen Konzerts musste ich deshalb das ganze Gewicht meiner Lyra tragen. Dabei drohte mein Arm zu erschlaffen, und die Gefahr des zu Boden Fallens wurde größer und größer. Bei dieser Anstrengung, die mir schreckerfüllt Schweißperlen ins Gesicht trieb, musste ich noch lange meinen Part des Spiels herunterklimpern.

Man stelle sich vor, mein Instrument wäre klirrend heruntergefallen. Dann hätte dieser wohlinszenierte Parteitag einen Kratzer bekommen, den der mitleidlose Hitler mir nie verzeihen hätte.

Eine andere Angelegenheit dieser Großveranstaltung belastete ebenfalls mein empfindsames kindliches Gemüt.

Für Hunderttausende mussten in kurzer Zeit Wascheinrichtungen und Toilettenanlagen aus dem Boden gestampft werden. In der Primitivität der Ausführung war das nicht zu überbieten. Lange Rohrleitungen und »Donnerbalken« mit den entsprechenden Gruben waren dazu notwendig. Trennwände zwischen kackenden Männern zu errichten hielt man nicht für notwendig.

Um auf die Überschrift »Schamhaftigkeit« zurückzukommen, hatte ich meine Probleme damit, mich mit den meist nackigen Männern gemeinsam zu waschen und neben ihnen meine Notdurft zu verrichten. Ich lief lieber 20 Minuten weiter in den Wald, auch wenn ich wegen Unpünktlichkeit vom gefürchteten Lagerführer so manchen Anpiff zu erwarten hatte.

Ideologischer Gestank und schamloses Verhalten bestimmen dadurch meine wenigen bleibenden Erinnerungen an diesen grandiosen Reichsparteitag.

Staatsbeamter nach drei Jahren

Nach dem Landjahr – ich war inzwischen kurz vor meinem 15. Geburtstag – wurde ich dank der Empfehlung des Lagerführers Schneider zu einem Aufbaulehrgang nach Breslau einberufen. Die verlorene Zeit – vom Lernen aus gesehen – sollte in der Ausbildung zum Lehrer angerechnet werden.

Ich frage mich heute, was das sollte? Von wissenschaftlichen Erkenntnissen habe ich in dieser Zeit nicht profitiert. Die weltanschauliche Kehrtwende von einem frommen katholischen Jungen zu einem gehorsamen Glied in der Kette der vielen Befehlsempfänger brachte mir nichts an Kenntnissen ein, was den Beruf eines Lehrers betrifft. Die einzige Entwicklung war, dass ich ernster und ängstlicher wurde. Ausgeträumt waren meine kindlichen Wünsche und Hoffnungen.

Dieses Jahr in Breslau stellte große Anforderungen an mich. Ich musste nun teilweise mit Schülern der Realschule und des Gymnasiums konkurrieren, die lehrstoffmäßig einen großen Vorsprung hatten. Vor allem die Fächer Algebra, Geometrie und Englisch wiesen bei mir einen großen Nachholbedarf auf. Ich durfte aber nicht scheitern, wollte ich nicht als Versager vor meinen Eltern und den Freunden auf dem Wertherweg dastehen. Mir blieb nichts anderes übrig, als mir am Nachmittag von neuen Freunden das Fehlende beibringen zu lassen, wenn die gemeinsamen Hausaufgaben erledigt wurden. So manche 10-Pfennig-Stücke gingen dabei drauf, für die ich mir bescheiden hätte etwas gönnen können.

Dieser Aufbaulehrgang war Gott sei Dank nach einem Jahr geschafft. Nun kamen wir in ein Städtchen bei Breslau mit Namen Obernigk. Abgesehen von unserer Schule – der Name

änderte sich und hieß jetzt Lehrerbildungsanstalt – war alles gleich wie zuvor: Wir waren uniformiert, marschierten täglich von der Unterkunft (sprich Kaserne) zur Schule und zurück, sangen unterwegs die üblichen Lieder, begannen morgens mit der Flaggenparade und mussten unsere Lehrer und Erzieher mit Zugführer und Schulleiter anreden. Nach dem Lernen am Nachmittag löste ein Appell den anderen ab. Die Sauberkeit des Körpers (Haare, Fingernägel) wurde geprüft, die Kleidung, die Stuben, Spinde und Schlafzimmer. Es war alles sehr unpersönlich und hart. Die uns beigebrachte Lehrstofffülle ließ uns nicht zur Ruhe kommen.

Dies alles hinterließ natürlich Spuren an Körper und Gemüt bei mir sensiblem Jugendlichen. Ich wurde am Schluss des Winters im Frühjahr 1942 krank. Gerade in der Zeit, als sich der damalige Kultusminister Rust der Reichsregierung zu einem Besuch in der Lehrerbildungsanstalt Oberrigk ansagte, lag ich als einziger Patient im Krankenzimmer der Anstalt.

Das Empfangszeremoniell militärischer Art vor dem Gebäude mit der Meldung an Herrn Reichsminister und den dazugehörigen Kommandos, dem Abschreiten der Front und dem Mustern der herausgeputzten uniformierten »Jungmännern« wollte ich mir jedoch nicht entgehen lassen. Trotz meines Fiebers von bestimmt 40 Grad stellte ich mich ans Fenster, um all dies, ein Schauspiel damaliger Art, zu beobachten. Schließlich führte der Schulleiter den Gast samt dem Gefolge der Zugführer in die Anstalt, um ihm die Unterbringung der Jungmännern zu zeigen. Alle hatten vorher für beste Ordnung gesorgt. Nur ein Fehler war unserem Schulleiter unterlaufen. Die Ursache dafür war ausgerechnet ich, der alles im Leben so ernst nahm. Ich hörte schreckhaft, wie im langen Korridor der Schulleiter zum Minister sagte:

»Der Gesundheitszustand der Belegschaft dieses Hauses ist außerordentlich gut. Darf ich Sie nun ins Krankenzimmer

führen und Ihnen den einzigen Kranken zeigen, den wir zur Zeit haben.«

Wie erstaunt war alles, als der Kranke fehlte. Ein Gelächter war anschließend zu hören. Vielleicht war der Minister gutgelaunt und pflegte zu scherzen in der Weise, dass er sagte:

»Der Jungmann scheint inzwischen gestorben zu sein.«
Der befürchtete Rüffel vom Schulleiter nach der Abreise des Ministers fiel Gott sei Dank nicht allzu schlimm aus; der Herr Minister wird wohl mit allem sehr zufrieden gewesen sein.

Zur Rekonvaleszenz schickte mich der Schulleiter, der wohl auch den seelischen Zustand in Betracht zog, im März zu einem Skikurs der Hitlerjugend ins Riesengebirge in der Nähe der Schneekoppe. Dort, in der Sonne des höchsten deutschen Mittelgebirges, erholte ich mich prächtig und konnte dann ungehindert und erfolgreich allen Anforderungen schulischer Art gerecht werden.

Das dritte Jahr der Ausbildung, man höre und staune, umfasste bis zum Frühjahr 1943 das Ablegen des Abiturs und des Examens für das Lehramt an Volksschulen. Wie ist dieses Schnellverfahren zu erklären? Man brauchte Soldaten! Ein Abschlusspraktikum an der Dorfschule in Hennigsdorf bei Breslau beendete meine ganze schulische Laufbahn im Schnellverfahren. Das Glück stand mir auch zur Seite, indem ich mich schon im Herbst 1942 freiwillig zur Kriegsmarine gemeldet hatte. Diese Tatsache hat mir vermutlich das Leben gerettet; denn meine Kameraden wurden ausnahmslos zur Waffen-SS eingezogen und als SS-Division Hitlerjugend zum größten Teil nach der Invasion gelandeter alliierter Truppen in der Normandie verheizt.

Nach einem Einsatz an der Volksschule IX in Beuthen O.S. von zwei Monaten im Oktober und November 1943 wurde ich Anfang Dezember zur Kriegsmarine eingezogen. Vom Regierungspräsidenten in Kattowitz erhielt ich die Urkunde über die Einstellung als Lehramtsanwärter für das Lehramt

an Volksschulen und wurde zwei Monate lang als Beamtenanwärter besoldet.

Diese ganze Entwicklung ist mehr zum Weinen als zum Lachen, wenn man bedenkt, was auf uns arme Jugend dieser verruchten Zeit noch zukam.

Der Heldentod fürs Vaterland, gerühmt bis dahin in allen Schriften und Reden, entwickelte sich zu einer Farce, die unser junges Leben vergällte und uns politisch die Augen öffnete, in Zukunft nie wieder Rattenfängern nachzulaufen, die von einem tausendjährigen Reich faseln.

Der junge Benjamin und ein zum Tod verurteiltes Schiff

Ich war kurz vorher 19 Jahre alt geworden. Mein Aufenthalt in einem Sammellager in Gotenhafen war zu Ende gegangen. Der Augenblick war gekommen, wo ich nach einem halben Jahr Soldatspielen nun mit der ernstesten Seite des Krieges vertraut werden sollte. Es ging zum Kriegseinsatz. Ich hatte die Marschpapiere erhalten, die mich veranlassten, quer durch Westeuropa zur Frontbewährung nach Bordeaux zu fahren. Meine Gefühle in dieser Hinsicht waren gemischt. Einerseits hatte ich die Hafenstadt Gotenhafen durch die Liebe zu einem 16-jährigen Mädchen gerade als geschätzten Aufenthaltsort empfunden, andererseits drängte die Abenteuerlust zu fernen Erlebnissen. Ich war seelisch gespalten.

Meine Freundin Irene Sperling aus Szucken im Memelland, die wegen der inzwischen herannahenden Sowjetarmee von ihren Eltern zu Onkel und Tante nach Gotenhafen geschickt wurde, begleitete mich. Sie hatte sich besonders schön gemacht und wollte ihrem Matrosen gefallen. Ich selbst in schmuckes Blau gekleidet mit dem über dem Nacken hängenden Marinekragen und der üblichen Tellermütze mit den im Wind flatternden schwarzen Bändern werde rein äußerlich auf das hübsche Mädchen günstig gewirkt haben. Wir küßten uns zum Abschied, und Tränen in Irenes Augen machten mir den Abschied besonders schwer.

Ich nahm also den Seesack mit meinen Habseligkeiten, ging schweren Herzens in den Eisenbahnwagen, schaute zum Fenster hinaus und sah das traurig winkende Mädchen, bis es in der Ferne verschwand. Die Tragik, die zu dieser Zeit eine übermächtige Rolle spielte, forderte auch hier ihren Tribut. Es

war das letzte, was ich von diesem lieben Wesen sah. Kein liebes Wort erreichte mich je von ihr.

Obwohl ich ruhig während der sehr langen Fahrt im Zug alles überdenken konnte, wurde mir der Ernst und die Gefährlichkeit der Lage nicht bewusst. Durch die optimistischen Durchhalteparolen einer geschickt geführten Propaganda merkte ich in meinem naiven Gemüt nichts davon, dass der Krieg eigentlich schon verloren war. Die russischen Truppen näherten sich der deutschen Ostgrenze, die Invasion in der Normandie schien Anfang Juni für die Alliierten geglückt zu sein, und ich fuhr nach Frankreich einer ungewissen Zukunft entgegen. Meldungen über deutsche Raketenangriffe mit der Wunderwaffe V 1 und V 2 wurden als Sensationen gefeiert, die mir auch das Gefühl gaben, nach Frankreich zu fahren, das sicher in deutscher Hand ist.

Es war gut, nicht mit seherischen Gaben ausgestattet zu sein, sonst hätte ich aus Angst um Irenes Schicksal während der langen Fahrt nach Bordeaux sehr gelitten. Nachforschungen nach dem Krieg über das Rote Kreuz blieben erfolglos. Eine Tatsache hat mich später aufgeschreckt, als ich aus der Presse erfuhr, dass Deutschlands größtes Passagierschiff, die Wilhelm Gustloff, die ich im Hafen von Gotenhafen mit Irene zusammen gesehen hatte, von russischen Torpedos getroffen im Januar 1945 im eisigen Wasser der Ostsee unterging. Fast 5000 deutsche Flüchtlinge haben dabei den Tod gefunden. Die Wahrscheinlichkeit, dass meine geliebte Irene darunter war, ist nicht von der Hand zu weisen.

Ich fuhr also in Unkenntnis der wirklichen Lage Deutschlands und insbesondere der militärischen Lage in Frankreich hoffnungsvoll und in Neugier auf kommende Dinge meinem Ziel entgegen. Dieses war der Zerstörer 24, der im Hafen von Bordeaux liegen sollte. Ich hatte meine Rekrutenzeit bei der Marineartillerie an der Nordspitze Dänemarks, dem Kap Ska-gen, verbracht, war mit viel Schliff und Härte Soldat gewor-

den und absolvierte dann einen dreimonatigen Kurs in der Navigationsschule Liebau in Lettland, wo einem das Notwendige wie Winken, Morsen und Schiffsführung für die Steuermannslaufbahn beigebracht wurde.

Jetzt sollte alles bald in die Tat umgesetzt werden. Viele Dinge waren mir nicht bekannt; denn hätte ich sie gewusst, wäre es ratsamer gewesen, ich hätte die Uniform ausgezogen und Unterschlupf bei einem französischen Bauern gesucht und das baldige Kriegsende abgewartet. Aber ein seit nun fünf Jahren beeinflusster Jüngling, der mit 15 Jahren schon den geistigen und körperlichen Drill und die Liebe zu einem überragenden Deutschland kaserniert eingetrichtert bekam, tat so etwas nicht. Man hatte im Notfall zu sterben. Es wäre gut gewesen, man hätte damals schon das Verbrecherische dieser Führung erkannt, die ohne Skrupel die Jugend, ja in gewisser Weise das ganze Volk, geopfert hat.

Wie war eigentlich die Lage, als ich am Anfang eines heißen Monats Juli 1944 bei Kehl den Rhein überfuhr? Bald war ich in Frankreich, bei einem Volk, das durch die Niederlage von 1940 nach Rache dürstete und die deutschen Usurpatoren hasste. In dem Maß, wie die deutsche Front bröckelte, erhoben sich viele Franzosen und wurden im Untergrund Partisanen, die weiter für eine Destabilisierung deutscher Stärke sorgten.

Was hatte ich zu erwarten? Mein Zerstörer, den ich bald zu finden hoffte, war inzwischen das letzte größere deutsche Überwasserkriegsschiff im Golf von Biskaya. Die anderen drei Zerstörer der Flottille ruhten schon auf dem Grund des Meeres. Der Zerstörer 24 war den Engländern schon seit langem ein Dorn im Auge. In den Gefechten von Nordnorwegen bei Narvik hatte er einen leichten englischen Kreuzer versenkt und später 12 000 Tonnen (Bruttoregister-tonnen) Handelsschiffsraum auf den Grund des Meeres geschickt. Wie mir später an Bord erzählt wurde, ist vom Funker eine englische

Meldung aufgefangen worden, die so lautete: Z 24, der Girondepirat, wird sich nicht mehr lange der Gunst erfreuen, den Hafen von Bordeaux zu blockieren. Er wird von uns dahin befördert, wo er hingehört, nämlich in die Tiefen des Ozeans.

Die alliierten Truppen drangen inzwischen weiter in Frankreich vor, und überhastet wurden von den Deutschen einige Seefestungen eingerichtet, um das Besetzen wichtiger Häfen an der französischen Atlantikküste zu verhindern. Z 24 hatte dabei die Aufgabe, die Girondemündung zu blockieren und von den eingerichteten Seefestungen Gironde Nord und Gironde Süd den Schutz von Land aus zu erhalten.

Mich störte das alles nicht. Ich fuhr ja geistig in eine Zukunft, die für Deutschland rosig werden sollte, nämlich in das siegreiche und unbesiegbare tausendjährige Reich. Wie aber wurden mir und den Abertausenden der deutschen Jugend die Augen geöffnet!

Unterwegs merkte ich schon – ich reiste allein –, dass auf den Standortkommandanturen größerer französischer Städte Hektik herrschte, dass die Zugverbindungen unsicher waren und dass ich teilweise mit Lastwagen weiterbefördert wurde, wo ein Maschinengewehr vorn montiert war und einzelne Soldaten nicht allein in der Gegend umherlaufen sollten. Ich gehörte keiner Gruppe an und musste vorankommen, wollte ich das Ziel meines Auftrages erreichen.

Während der ganzen Fahrt durch Südfrankreich kam ich mit keinem Einheimischen ins Gespräch. Mir schien es, dass die Leute mit mir nichts zu tun haben wollten. Trotz des herrlichen Sommerwetters sahen mich die Menschen an, als wenn ich für sie gar nicht existierte. Ich hatte viel Zeit, mich umzusehen; denn die Zugverbindungen ließen zu wünschen übrig. In Unkenntnis der Lage bin ich in Toulouse längere Zeit umhergelaufen, um mir die schöne Stadt anzusehen. Freude empfand ich immer, wenn ich einige deutsche Soldaten sah. Sie sahen aus wie Fremdkörper in einer feindlichen Umwelt.

Auch in den Zügen hat kein Zivilist je ein freundliches Wort zu mir gesagt.

Mir dämmerte langsam, dass der mächtige deutsche Arm langsam an Kraft verlor und der Schutz meiner Landsleute nicht mehr sicher gewährleistet war. Heute ist es mir noch ein Rätsel, wie ich da unbeschadet durchkam, ohne dass die Partisanen meinem jungen hoffnungsvollen Leben ein gewaltsames Ende gesetzt hatten. Dem Himmel sei Dank und wohl meiner Mutter, die ihn ständig im Gebet bestürmt haben musste.

Nach langer Fahrt war ich endlich auf dem Bahnhof Bordeaux angekommen. Mein Weg führte mich schnurstracks zum Hafen, wo ich mich in Sicherheit wähnte. In einer wenig belebten Straße stand plötzlich eine auffällig gekleidete junge Frau vor mir mit knallroten Lippen und bemalten Fußzehen. Sie griff nach meiner Hand und wollte mich in eine Einfahrt hineinziehen. Dabei sprach sie verführerisch:

»Du, Matrose, komm f... f...«

Ich, im Gesicht rot geworden vor Scham und Schreck, eilte davon, irgendwelche Entschuldigungen vor mich hinmurmeln. War das eine Frau, die deutsche Matrosen in der Hafengegend mit ihren Künsten erfreute, oder wollte sie mich ins Verderben locken, um später vor der fantasierten Horde von Chauvinisten ihre Deutschfeindlichkeit zu demonstrieren? Was wird diese »Dame« von mir gedacht haben, wollen die Deutschen etwa mit so jungen Seesackträgern den Krieg gewinnen?

Ich war froh, als ich endlich im Hafen in der Kommandantur ankam. Zu meinem Schrecken erfuhr ich dort, dass Z 24 gerade vor einer halben Stunde den Hafen verlassen hätte, um ungefähr hundert Kilometer girondeabwärts zwischen Le Verdon und Royan auf Reede zu ankern. Ich war also gezwungen, meine gefährliche Odyssee fortzusetzen und dem Schiff allein auf dem Landweg nachzufahren. In Zügen unter feind-

seligen Franzosen und mit einem Lastwagen mit deutschen Soldaten setzte ich meine Reise fort, bis ich endlich am Ziel angekommen war. Vom Überseebahnhof Le Verdon aus sah ich das sehnlichst erwartete Schiff einige hundert Meter weiter in der 15 Kilometer breiten Girondemündung liegen. Von Land aus wurde meine Ankunft avisiert, und bald löste sich ein Beiboot von dem Zerstörer, um mich an Bord zu holen.

Es hielt etwas abseits am unbefestigten Sandstrand, und ein Oberleutnant zur See und zwei Matrosen sprangen heraus. Ich meldete mich zackig, wie ich es in der Rekrutenkompanie gelernt hatte:

»Matrose III Morys bittet an Bord gehen zu dürfen!« Die III hinter meinem Dienstgrad deutete die Steuermannslaufbahn an. Der Oberleutnant tat sehr verwundert, mich zu sehen und sagte dann:

»Mensch, Morys, wie sind Sie überhaupt hierhergekommen? Wir rechnen überhaupt nicht mehr damit, Zu- oder Abgänge zu haben, es sei denn, Sie wollen ein ehrenvolles Seemannsgrab.« Diese Einladung war natürlich nicht nach meinem Geschmack.

»Wenn Sie weggeblieben wären, hätte das hier gar keiner bemerkt.« Dann begab sich Herr Oberleutnant mit seinen Matrosen daran, mehrere schriftliche Dinge zu verbrennen. Ich nahm an, dass man bald mit dem Untergang des Schiffes rechnete.

An Bord erwarteten mich Hektik und Untergangsstimmung. Ich fand mich auf dem kleinen Raum mit den vielen Menschen (360 Mannschaften und Offiziere) nur schwer zurecht. Man nahm kaum Notiz von mir. Bei den nötigen Gefechtsübungen kam ich mir überflüssig vor und stand den dabei rennenden Matrosen oft nur im Wege. Keiner erklärte mir etwas. Auf Grund meiner Ausbildung sollte der Kartenraum meine Gefechtsstation sein.

Wenn das Morsezeichen für den Buchstaben F (Fliegeralarm) ertönte, und zwar mit Hilfe einer schrillen Glocke, sauste alles in oft geübten Bahnen geordnet durch das Schiff. Es ging die Niedergänge hinauf und hinunter mit einer affenartigen Geschwindigkeit. Die Niedergänge waren breite, leiterartige Gebilde mit Handlaufschienen auf beiden Seiten. Ich, obwohl sportlich und gelenkig, war dem Tempo zunächst nicht gewachsen. Die Stufen hinunter nahm man nicht einzeln, sondern rutschte von oben bis unten, die Geländer sicherheitshalber in den Händen, mit Karacho hinab. Es war deshalb kein Wunder, dass mir so mancher ins Genick sprang und gottesjämmerlich fluchte über diesen Benjamin, dieses Milchgesicht.

Eine Hängematte in den Mannschaftsräumen war wegen der vollen Belegung für mich nicht mehr frei. Man wies mir zum Schlafen zunächst eine Liege im Kartenraum an.

In etwas ruhigeren Zeiten musste der jüngste der Matrosen, der Moses bzw. der Benjamin, auch einmal zur Gaudi aller – Galgenhumor hatte man auch in den schlimmsten Situationen – an der Nase herumgeführt werden. Dieser Jüngste war natürlich ich. Ein anderer kam nicht mehr an Bord. So bekam ich von dem Obersteuermann den Befehl, mich im Maschinenraum zu melden und die »Noten für die Dampfsirene« heraufzuholen.

Diese Posse habe ich natürlich trotz des ernsten Gesichts meines Vorgesetzten durchschaut. Es gab für mich leider nicht die Möglichkeit, den Befehl zu verweigern oder darauf zu erwidern:

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, mich verarschen, Herr Obersteuermann?« Ich antwortete deshalb zackig:

»Jawohl, Herr Obersteuermann, Noten für die Dampfsirene aus dem Maschinenraum holen!«

Mein Grinsen nahm ihm die Freude, den naiven Jüngling hereingelegt zu haben. Im Maschinenraum baute ich mich mit

zusammengeklappten Hacken vor einem Maschinenmaat auf, grüßte und sagte:

»Matrose III Morys bittet um die Noten für die Dampfsirene!« Dieser veranlasste durch seine Untergebenen unter stem Grinsen aller, mir etwa 40 Kilogramm Kleineisenteile in einen Sack zu packen. Der Aufstieg über eine Leiter zur Deckluke mit dem schweren Sack brachte mich ins Schwitzen. Schwer atmend kam ich zum Obersteuermann Kindsgrab, so dämlich hieß mein Vorgesetzter, so dass ich hier geneigt war, »Babygruft« zu sagen, und meldete:

»Befehl ausgeführt, Noten für die Dampfsirene geholt!« Um nicht ganz blöd dazustehen, fügte ich kurz und militärisch hinzu:

»Darf ich Herrn Steuermann bitten, die Dampfsirene auf diese Noten einzustellen, damit sie nicht falsch pfeift.« Nun waren die Lacher auf meiner Seite.

Ungemein interessiert war ich an der Frage, was passiert wäre, wenn ich die Ausführung dieses Befehls verweigert hätte. Wahrscheinlich wären einige Schikanen die Folge gewesen.

Später veranlasste man mich, den Kompass-Schlüssel zu holen, worauf man mir im Maschinenraum einen ungemein schweren Schraubenschlüssel aushändigte.

In dieser schweren Zeit war es merkwürdig, solche Späße zu machen, aber das Bedürfnis der Menschen, auf gefährliche Spannungen Entspannung und Gelächter als Befreiung folgen zu lassen, war wohl ein notwendiger psychischer Schutz.

Mit dem anderen Steuermannsgast, Hasso Tatter, freudete ich mich schnell an. Er fuhr schon seit einigen Monaten auf diesem Schiff und konnte mir vieles erklären. Eine lustige Geschichte mit tragischem Hintergrund ist mir im Gedächtnis haften geblieben:

Der im Kartenraum befindliche Navigationsoffizier hatte die Angewohnheit, sich oft von seinem Matrosen III aus der

Kombüse eine Tasse Kaffee hochbringen zu lassen. Hasso sollte es selbst in einer Nacht tun, wo Z 24 zwischen zwei französischen Hafentstädten unterwegs war. Der Oberleutnant, der bei diesem Einsatz besonders nervös war, legte Wert darauf, dass die Kaffeetasse auf einer Untertasse stand und sich ein Stück Würfelzucker daneben befand. Der Oberleutnant, der es gewohnt war, bei stärkerem Seegang in der Untertasse etwas übergeschwappten Kaffee vorzufinden, war bass erstaunt, dass Hasso es fertigbrachte, bei Windstärke sieben bis acht die Untertasse sauberzuhalten. Bei der inquisitorisch gestellten Frage, wie dies möglich sei, sagte Hasso wahrheitsgetreu:

»Herr Oberleutnant, unten habe ich einen Schluck in den Mund genommen und oben habe ich ihn wieder in die Tasse getan!« Bei dem zu erwartenden Donnerwetter schrie der Oberleutnant:

»Tatter, ich will Sie hier nicht mehr sehen, verschwinden Sie!«

In der Nacht starben der Oberleutnant und vier weitere Personen, die sich im Kartenraum aufhielten. Eine Granate eines englischen Kriegsschiffes explodierte dort. In der Schiffswerft zu Brest wurden die Schäden ausgebessert, und eine Tafel mit den Namen, den Dienstgraden und dem Datum dieses Ereignisses erinnerte an den »Heldentod« dieser Männer. Ich ging nun später täglich daran vorbei, aber der Überlebenswille junger Menschen ließ mich nicht daran denken, dass ich auch einmal zu diesen Opfern eines sinnlosen Krieges gehören könnte.

Schon bald sollte ich den Krieg von der furchtbaren Seite kennenlernen. Es war meine Feuertaufe. In der Abenddämmerung näherten sich unserem Schiff unheimlich schnell ungefähr 20 Moskitojagdflugzeuge. Sie »berozten« uns – so hieß es in der Marinesprache – aus allen Rohren. Es war erstaunlich, was so ein Flugzeug für eine Feuerkraft hatte. Jede dieser

Mordmaschinen hatte in jeder Tragfläche zwei 2-cm-Rohre und durch die Propellernarbe eine 5-cm-Kanone. Man kann sich vorstellen, was da auf uns einprasselte. Es kam mir vor, als wenn man Steine in einen Porzellanschrank würfe. Ich hatte die Vorstellung vom Kindermord zu Bethlehem.

Die Matrosen an den vielen Abwehrflakwaffen hatten wenigstens eine Aufgabe in diesem Tohuwabohu, aber ich hatte nur die Angst auszuhalten, ob es mich erwischen würde. Die Flugzeuge kamen einige Meter hoch über dem Meeresspiegel auf uns zugebraust, zogen dann vor uns hoch und formierten sich auf der anderen Seite zu einem neuen Angriff. Dies aber machten sie nur einmal. Später, bei weiteren Überfällen, begnügten sie sich mit nur einer Attacke. Der erwünschte Überraschungsangriff funktionierte nicht, unsere Geschützbedienungsmannschaften waren auf ihrem Posten und stachen genauso unangenehm wie die Flugzeuge es taten. Die Tommys hatten vor uns ebensoviel Angst wie wir vor ihnen. Zwei, drei von ihnen sind nicht nach Hause zurückgekehrt. Im Radio hörten einige von uns am nächsten Tage:

Z 24, der Girondepirat, wurde von unseren Flugzeugen angegriffen. Wir werden nicht ruhen und rasten, bis er da liegt, wo er hingehört, nämlich am Grunde des Meeres.

Beim Anflug der englischen Maschinen befand ich mich mit einigen Kameraden auf der Kommandobrücke neben dem Kartenraum. Laut Befehl mussten wir in dieser Situation den Stahlhelm aufsetzen und die Gasmaske griffbereit am Körper tragen. Der Angriff erfolgte so schnell, dass ich gerade noch den Helm aufsetzen, die Gasmaske im angewinkelten Arm an die Brust drücken und mich auf den Boden werfen konnte. Die neben mir Stehenden taten es auch. Wegen der Enge des Ganges lag da bald ein Menschenknäuel, ich zuunterst.

Nach dem Angriff erhoben wir uns taumelnd, soweit wir es konnten. Über mir hatten einige etwas abgekriegt und blu-

teten stark. Ich selbst war am Oberkörper blutverschmiert und sah wie eine abgestochene Sau aus. Wegen der starken Julihitze waren wir alle nur mit Turnhosen und Turnschuhen bekleidet. Höchst erschrocken wegen des vielen Blutes malte ich mir die schlimmsten Folgen aus. Nach dem erregten Abfühlen meines Körpers stellte ich erleichtert fest, dass ich außer zwei kleinen Wunden am Ober- und Unterarm gänzlich unversehrt war. An mir selber aber lief, ohne Übertreibung kann ich das hier sagen, am ganzen Körper das Blut herunter, lief in die Gesäßtasche und in die Turnschuhe hinein, so dass es bei jedem Schritt quatschte und aus den Schuhen herausquoll.

So hatte ich mir den Krieg nicht vorgestellt. Ich war unter der Schockwirkung fast hilflos und wusste nicht, was ich tun sollte. Das Schreien und Stöhnen klingt mir heute noch in den Ohren.

Nachdem das Sanitätspersonal sich um die Verwundeten kümmerte und ich ihnen zittrig klarmachen konnte, dass mir nichts Schlimmes passiert wäre, transportierten sie die Verletzten ab. Wegen der Turbulenzen der folgenden Tage weiß ich heute noch nicht einmal, wieviele Männer der Besatzung verwundet worden waren und wie viele auf französischem Boden beerdigt werden mussten.

Ich selbst begab mich später in den Dushraum, befreite mich von dem Blut und wusch Turnhose und Turnschuhe aus. Dann holte ich den Stahlhelm und die Gasmaske und stellte dabei verwundert fest, dass die Büchse ein kreisrundes Loch aufwies. Beim Herausnehmen der Maske entdeckte ich mittdrin ein 2-cm-Stahlmantelgeschöß. Dieses Geschöß war durch eine Toilettenwand gesaust, hatte die gegenüberliegende Wand ebenfalls durchschlagen und war dann an dem abgewinkelten Ober- und Unterarm vorbei in der Gasmaske steckengeblieben, und das nur 15 Zentimeter von meinem Herzen entfernt. Zwei kleine Narben an meinem Ober- und

Unterarm erinnern noch heute an dieses schreckliche Erlebnis. Ich konnte nur dem lieben Gott und meiner bittenden Mutter danken.

Meinem Freund Hasso und mir war klargeworden, dass diese Angriffe weitergehen würden, bis dieser Zerstörer nicht mehr über der Meeresoberfläche war. Wir überlegten, an welcher Stelle des Schiffes es eine relative Sicherheit als gab. Eine absolute Sicherheit gab es nirgends. Wir in der Steuermannslaufbahn waren bei Fliegerangriffen nicht beteiligt an der Abwehr solcher Gefahren. Unsere Gefechtsstation war der Kartenraum. Bei unseren Überlegungen kamen wir auf den Gedanken, dass oben über der Kommandobrücke der Mastkorb eigentlich ein sicherer Ort sein müsste. Diese Überlegung war schlüssig; denn die angreifenden Piloten zielten auf das Schiff und nicht in die Luft. Da die Sprossen zum Mastkorb nicht weit von unserem Kartenraum entfernt waren, wollten wir es wagen. In der Dämmerung saßen die Bedienungen der Flugabwehrwaffen schon an ihren Geschützen, um den Überraschungseffekt auszuschließen.

Der nächste Tieffliegerangriff der Moskitos kam wieder so schnell knapp über dem Meeresspiegel wie eine bösertige Windsbraut, sprich lieber Sturmhyäne, mit giftigen Pfeilen auf uns zugebraust, dass wir unser Vorhaben in dieser Schnelligkeit gar nicht ausführen konnten.

Dies war unser Glück! Wie staunten wir, als wir nach dem Angriff bei einem Blick nach oben feststellten, dass zwei schöne runde Löcher in der Außenverkleidung des Mastkorbes zu sehen waren. Herrgott, dieser Dusel, dieses Schwein, das wir gehabt haben, womit hatten wir es verdient?!

Jetzt begriffen wir erst die eigentliche Logik dieses Geschehens: Der Engländer, der Pilot, nervös, mit großer Angst im Herzen, feuerte weiter, als er seine Maschine hochzog, um über uns wegzubrausen. Heute nach fast 60 Jahren hoffen wir, dass er den elenden Krieg überstanden hat wie wir. Warum

nur ist es möglich, dass sich Menschen durch Beeinflussung so hassen lernen, dass sie sich umbringen wollen. Vielleicht war dieser Pilot ein ganz netter Kerl, mit dem man normalerweise befreundet sein könnte.

Eines Tages, es war ungefähr in der Mitte des Monats August, kam Leben in unser Schiff. Die Tage des Nichtstuns, abgesehen von den Gefechtsübungen und Luftangriffen, waren zu Ende, und wir »dampften« girondeaufwärts in den Hafen von Bordeaux. Dort wurde der Zerstörer mit allem Notwendigen versorgt. Wir übernahmen Heizöl, Verpflegung und Munition. Schäden wurden notdürftig ausgebessert. Aus den Versorgungsdepots wurde herausgeholt, was wir tragen konnten. Es waren die schönsten Dinge an Bekleidung, Nahrung, Süßigkeiten, Alkoholika und vieles andere mehr. Es tat einem in der Seele leid, dass dies alles vernichtet werden sollte.

Bei einem Appell vor dem Schiff auf der Kaimauer, wo die Ausrüstung der Mannschaft überprüft wurde, meldete ich meinen Schaden an der Gasmasken. Zuvor musste ich aus einem anderen Grund vortreten. Ich wusste, was mir bevorstand.

Bei einer Deckwache marschierte ich in der Mittagsglut mit geschultertem Gewehr über die heißen Stahlplatten des Oberdecks im Vorschiff. Die Schuhsohlen boten keinen ausreichenden Schutz gegen die heißen Bodenplatten. Meine Füße brannten förmlich bei dem vierstündigen Wachdienst. Ich tat deshalb etwas Vernünftiges, in den Augen des Militärs aber Unverzeihliches. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass keine menschliche Seele bei dieser Hitze am Oberdeck zu sehen war, zog ich meine Schuhe aus und bspülte meine brennenden Füße mittels eines herumliegenden Schlauches mit erfrischendem, kühlen Wasser. Es war wie eine Erlösung und Befreiung. Doch die Freude darüber war nur von kurzer Dauer. Der wachhabende Offizier erschien plötzlich. Ich

klappte militärisch meine nassen, nackten Haxen zusammen und meldete:

»Matrose III Morys auf Wache an Oberdeck! Keine besonderen Vorkommnisse!«

»So, das nennen Sie keine besonderen Vorkommnisse! Wir besprechen das heute Nachmittag vor versammelter Mannschaft!« Mir war klar, dass diese peinliche Situation ein Wachvergehen erster Güte war. Denn was bedeutete schon eine logisch einsichtige Entschuldigung gegen den militärischen Kommentar? Nachdem ich also vor der versammelten Mannschaft stramm dastand, hub der Wachhabende mit Stentorstimme an:

»Bei meinem Kontrollgang durch das Schiff stellte ich fest, dass der Matrose Morys sich auf Wache an Oberdeck die beiden nackten Quanten mit Leitungswasser bespülte! So etwas an unsoldatischem Verhalten ist mir noch nicht vorgekommen! Treten Sie zurück, Sie unmilitärischer Haufen! Sie werden zusätzliche Wachen schieben, bis Sie schwarz werden!«

Als er später bei der Kontrolle der Gasmaske das Geschoss darin sah und mich nach der Situation des Geschehens befragte, sagte er:

»Hat der Kerl ein saumäßiges Schwein gehabt! Je schlechter das Stück um so größer das Glück.«

Es war inzwischen Zeit geworden, den Hafen zu verlassen. Die Sprengungen an den Kaianlagen standen kurz bevor. In der Stadt waren Schießereien zu hören. Die Soldaten, die sich nach getaner Arbeit aus der Stadt langsam Richtung Deutschland zurückzogen, taten mir leid. Sie hatten auf dem langen Weg nicht nur den Feind vor sich, sondern auch die Partisanen im Rücken, die danach dürsteten, erlittene Schmach zu rächen.

Unsere Situation auf dem waffenstarrenden Schiff sah zunächst besser aus, aber wir wussten, dass uns das unvermeid-

liche Ende bevorstand. Auf der ungefähr hundert Kilometer langen Fahrt girondeabwärts bis zur Mündung in den Ozean hatten wir nichts zu befürchten. Keiner wagte es, dieses wehrhafte Schiff zu beschießen.

In der Nähe von Le Verdon auf Reede machte der Kommandant das Schiff fest, und wir warteten da auf das, was kommen musste. Nach Deutschland konnten wir nicht; denn die große Invasionsflotte lag im Kanal und hätte uns ein schnelles Ende bereitet.

Der 23. August ging vorbei im üblichen Schiffstrott mit Dienst nach Vorschrift. Die Spannung aber war da. Mir kam es vor, als wenn man auf die Hinrichtung wartete. Die Überlegenheit der alliierten Streitkräfte im Sinn warteten wir auf das Unvermeidliche.

Am Abend in der Dämmerung war es dann soweit. Sie kamen diesmal von der Landseite. Im Nu waren sie da, ein Höllenlärm brach los. Neu an diesem Angriff war, dass sie uns nicht nur mit Bordwaffen beschossen, sondern auch Bomben warfen. Es sollen sogenannte Raketenbomben gewesen sein, wie man mir später erzählte, die wie Torpedos unter Wasser die Schiffsleiber aufrissen und das Schiff zum Sinken brachten. Angeblich sollen diese Bomben eine neue Waffe der Engländer gewesen sein, die auch von schnellen Flugzeugen und nicht nur von den langsamen Torpedoflugzeugen transportiert werden konnten.

Nach dem Angriff, als die Angreifer in Richtung Atlantischer Ozean im Abenddunst verschwanden, konnten wir das Ausmaß der Zerstörungen teilweise erkennen. Rauch quoll aus unserem Schiff heraus. Es legte sich auch bald leicht auf die Seite, hielt sich aber noch eine Zeitlang über Wasser. Der Befehl zum Verlassen des Zerstörers war deshalb noch nicht gekommen. Inzwischen war es dunkel geworden, und alle Verwundeten wurden in Beibooten zum Land gebracht.

Der Obersteuermann Kindsgrab gab mir den Auftrag, aus seiner Kajüte einige wichtige Dinge zu holen. Diese, etwas tiefer gelegen, stand schon einige Zentimeter unter Wasser. Ich zog schnell Schuhe und Strümpfe aus, watete zu seinem Spind und holte das Gewünschte. Bei dieser Gelegenheit trat ich mir einen Stahlsplitter in die Fußsohle. Humpelnd gab ich die Sachen dem Obersteuermann und begab mich dann in den Sanitätsraum. Vorher ergriff ich wichtige Bilder aus meinem Leben, die Eltern, Verwandten und Freundinnen betreffend, auch Briefe, und steckte alles in die Gesäßtasche. Sicherheitshalber hatte ich alles vorher schon in ein Präservativ gesteckt und zugebunden. Der Seemann hatte wohl stets damit zu rechnen, mit dem Wasser Bekanntschaft zu machen. Auch die Schwimmwesten hatten wir alle schon sicherheitshalber angelegt.

Der Sanitätsmaat zog mir diesen Stahlsplitter aus der Fußsohle und dabei bemerkte ich, auf dem Tisch liegend, dass das Schiff in Bewegung geriet. Der Sanitätsmaat rief:

»Nichts wie hinaus, das Schiff sinkt!« Wir begaben uns schleunigst auf das Oberdeck und sprangen mit vielen anderen der Besatzung über die Reling ins Wasser. Nun galt es, schnell vom Schiff wegzukommen, um nicht vom Sog in die Tiefe gerissen zu werden.

Es war inzwischen tiefe Nacht, als wir sahen, dass der Bug des Zerstörers sich aufrichtete und das ganze Schiff versank. Ich denke, es war 24 Uhr geworden am 24.8.1944. Z 24 existierte nicht mehr.

Im Laufe der Nacht stellten wir uns schwimmend auf dem Überseebahnhof in Le Verdon ein. Es war glücklicherweise der größere Teil der Besatzung. Nass wie wir waren, erschöpft, aber glücklich, wieder einmal dem Inferno entronnen zu sein, legten wir uns auf den Betonboden, den Kopf auf die aufgeblasene Schwimmweste und schiefen sofort ein.

Geweckt wurden wir durch ein starkes Brennen im Gesicht und am Hals. Als wir am Morgen unsere geröteten Gesichter sahen, wurde uns die Ursache dafür bald klar: Wir waren von Bord ins ausgelaufene Heizöl hineingesprungen.

Auf verlorenem Posten

Zeit des Ausruhens

Da lagen wir nun und wussten nicht, was auf uns zukommen würde. Wenn doch nur der Krieg aus wäre, und wir nach Hause gehen könnten – der Mensch lebt von schönen Träumen, um die Wirklichkeit ertragen zu können.

Zumindest war ein böser Traum, für uns reale Wirklichkeit, nun zu Ende gegangen. Jetzt konnte es nur besser werden, denn wir hatten nicht mehr Stahl unter den Füßen und um uns herum nur Wasser, sondern die Mutter Erde, die mehr Sicherheit bot und uns vertrauter war.

Zunächst begann für uns eine Zeit des Nichtstuns und Ausruhens nach dieser Angst und ständigen Nervenanspannung.

Der Flottillenchef von Berger, übrigens jetzt ranghöchster Offizier und Festungskommandant von Gironde Süd, seit Narvik mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet, bekam nun eine noch größere Verantwortung als vorher über Z 24, den letzten Zerstörer seiner Flottille. Ich habe diesen Mann an Bord als sympathischen Menschen in Erinnerung. Man sah ihm den seelischen Druck an, der auf ihm lastete. Zu meinen Aufgaben an Bord gehörte es auch, im ganzen Schiff alle Uhren auf die Sekunde genau zu stellen. Beim Eintritt in seine Kajüte meldete ich mich stramm und sagte:

»Matrose III Morys bittet die Uhr stellen zu dürfen.«

Er sagte darauf freundlich: »Walten Sie Ihres Amtes.« Ich sah, dass auf seinem Tisch eine Cognacflasche stand, die

schon teilweise geleert war. Er bot mir daraufhin einen Schnaps an und sagte traurig:

»Morys, lassen Sie uns einen Schluck auf dieses Schiff trinken. Wir alle haben es bitter nötig.« Jetzt war seine Sorge vielleicht noch größer geworden. Oft musste ich an ihn denken. Sein späteres tragisches Schicksal soll in meiner Niederschrift noch eine Würdigung finden.

Unser Kommandant Birnbacher als Korvettenkapitän, jetzt im Range eines Majors oder Oberstleutnants, sah seine Aufgabe darin, die Überlebenden der Besatzung zu Infanteristen heranzubilden, die dann als »Seebataillon Narvik« diese kleine Festung verteidigen sollten. Aber vorläufig sollten wir uns ausruhen; denn gute Soldaten sollte man tunlichst nicht überfordern. Herr Birnbacher war sehr ehrgeizig und hatte wohl noch einiges vor.

Bis Ende September 1944 lebten wir in den Bunkern des »Atlantikwalls«, gammelten aber vorwiegend am Strand herum. Es war ein goldener September, die Sonne schien tagsüber heiß vom Himmel, und wir tummelten uns im Wasser, vergaßen zeitweilig den Krieg und fühlten uns wie im Urlaub. Die hohen Brandungswellen faszinierten uns besonders. Sie sollen nirgends so hoch wie dort am sandigen Strand der Biskaya sein. Wir tauchten in sie hinein und wurden von ihnen dann weit zurückgetragen. Wir waren glücklich wie Kinder.

In der Nacht hatten wir die Aufgabe, einzeln den Strand abzulaufen, um zu schauen, ob alles weiter so friedlich bliebe. Es war ein eigenartiges Gefühl, allein zu sein, den klaren gestirnten Himmel über sich, das ewig rauschende Meer zur Seite, die Dünen neben sich und den knirschenden Sand unter sich. Man dachte dann an zu Hause und die schönen Mädchen, die man so sehr vermisste. Wie weit war die Heimat weg, und was sollte uns allen noch bevorstehen?

Tagsüber suchten wir mit dem Fernglas die Weite des Ozeans ab – nicht, um Schiffe zu finden, sondern um Strandgut

zu entdecken, das in der Biskaya oft angeschwemmt wurde. Mein Freund Seidel, früher im Bergbau stark und muskulös geworden, an Bord ausgezeichnet, weil er am schnellsten die 15-cm-Granaten ins Geschützrohr stecken und abfeuern konnte, entdeckte einen schwarzen Punkt in einiger Entfernung vor dem Strand. Wir begaben uns daraufhin in ein Schlauchboot und paddelten kräftig darauf zu. Im Strandgut befand sich manchmal Notproviant untergegangener Schiffe oder abgestürzter Flugzeuge.

Der schwarze Fleck war bald vergessen, als wir bemerkten, von der Gironde weiter ins Meer abgetrieben zu werden. Wir mussten weiter nach links, um aus der Strömung herauszukommen. Wir paddelten wie verrückt! Wir waren ganz blass geworden! Der Strand entfernte sich immer weiter. Wir malten uns aus, in den Weiten des Ozeans allein und verlassen schließlich den Tod zu finden, verdurstet und von der Sonne verbrannt.

Unser Kampf hatte schließlich Erfolg; denn wir kamen in ruhigeres Wasser und bemerkten, dass der Strand näher kam. Schließlich brauchte es gar keinen Krieg, um durch Dummheit sein Leben zu verlieren. Nach langer Zeit am Strand angekommen, es war Gott sei Dank noch im Festungsbereich, legten wir uns zuerst in den Sand, um erschöpft auszuruhen.

Neue Aufgaben

Eines Tages war dieser Gammelbetrieb zu Ende gegangen. Wir bekamen Wehrmachtsuniformen, nicht mehr in feldgrau, sondern wie in südlichen Ländern üblich in beigen Khakifarben. Aus Matrosen wurden Infanteristen. Wir wurden dazu ausersehen, den südlichen Rand der Festung zu besetzen. Diese Festung, die den Namen eigentlich nicht verdiente,

war flächenmäßig ein Dreieck. Zwei Seiten wurden von der Gironde und dem Atlantik gebildet. Die dritte Seite, die Landseite, hatten wir zu abzudecken. Infanteristen hatten vorher dort schon Brücken gesprengt und das Land zwischen eingerichteten Sperrpunkten vermint. Ich und ungefähr dreißig Kameraden hatten den Sperrpunkt sieben zu bewachen. Dies war an einer Stelle, wo die Landstraße zwischen den Ortschaften St. Vivien und Lesparre über einen parallel verlaufenden Kanal mit Namen Ventsac führte. Die Brücke über den Kanal wurde vorsorglich gesprengt. Zwischen den zwei entlanglaufenden Kanälen befand sich ein Damm, in den wir unsere Schützenlöcher und Maschinengewehrstellungen einbauten.

Das Wachestehen an diesen Maschinengewehrstellungen wurde nun für einige Monate unsere Hauptbeschäftigung. Die französische Zivilbevölkerung musste das Gelände der sogenannten Festung verlassen, weil Kämpfe zu erwarten waren. Wir hausten eine Zeitlang in Erdlöchern, schliefen sehr schlecht darin, bekamen nicht ausreichend genug zu essen; denn von außen wurden wir nicht ernährt. Wir waren Selbstversorger und wussten nicht, wie lange der Vorrat reichen würde.

Es blieb nicht aus, dass der Gesundheitszustand schlechter und vor allem die Müdigkeit ein Problem wurde. Eines Tages wäre ich fast vom Baum gefallen, als ich die ehrenvolle Aufgabe hatte, mit dem Fernglas die gegnerische Seite zu beobachten und abzusuchen. Ich war vor Müdigkeit eingeschlafen.

Unsere Wache am Kanal betrug tagsüber vier Stunden, in der Nacht die gleiche Zeit.

Kampf mit der Müdigkeit

Einst, als Hasso Tatter und ich nachts von 24 Uhr bis morgens um vier Uhr hinter dem Maschinengewehr nach vorn und zur Seite starrten, kämpften wir mit unserem Schlafbedürfnis. Nur Wasserratten trieben ihr lustiges Spiel vor uns und vermittelten den Eindruck einer natürlichen Idylle. Wir kannten sie schon, und jede hatte einen Namen. Es waren die unserer früheren Freundinnen.

Uns war natürlich bei jeder Wache bewusst, dass die Kameraden hinter uns unserer Wachsamkeit vertrauten und deshalb sicher und ruhig schlafen konnten. Vier Stunden aber waren eine lange Zeit. Jeder von uns hatte einmal einen schwachen Moment und nickte sekundenlang ein. Dass aber Hasso und ich zu gleicher Zeit eingeschlafen waren, sollte für uns böse Folgen haben.

Da ein Missgeschick selten allein kommt, lauerte schon ein anderes in Form des Obermaates Press, der gerade in dieser Nacht der wachhabende Unteroffizier war. Leise wie ein Indianer, so sah er auch mit seiner vorspringenden Nase und der von der Sonne geröteten Haut aus, schlich er sich an den Kanal heran. Er setzte sich in das am Ufer liegende Schlauchboot und zog sich am gespannten Seil über das Wasser, kam die Böschung hoch, beugte sich von hinten über unsere Köpfe, griff zum Maschinengewehr und zog den Abzugsbügel durch. Diese Lektion, die er uns durch das aufbellende ratternde Maschinengewehr erteilte, werden wir ein Leben lang nicht vergessen. So grausam wurden wir noch nie aus dem Schlaf gerissen. Wir ließen uns ganz in das Loch des MG-Standes fallen und erwarteten das Ende unseres jungen Lebens.

Kurze Zeit vorher war die Wache eines anderen Sperrpunkts überfallen und niedergemacht worden.

Auf einmal hörten wir stattdessen die uns bekannte Stimme des Obermaats:

»Eija, wie sie filzen, wie sie filzen!«

(»Filzen« war damals ein gebräuchlicher Ausdruck für »schlafen«)

Er brüllte über uns herum und statt des Gefühls, noch einmal davongekommen zu sein, waren wir wie gelähmt und malten uns die Folgen dieses Wachvergehens aus. Von gefährlichem Fronteinsatz und Strafexerzieren oder Einzelzelle bei Wasser und Brot bis hin zur Todesstrafe war alles möglich.

Nachdem wir uns einigermaßen aufgerappelt hatten, sagte der Obermaat kalt und unpersönlich:

»Sollte Oberleutnant Maskow, unser Chef, der ungefähr 500 Meter hinter der vorderen Linie seine Unterkunft hat, die Schüsse gehört haben, seid ihr dran! Wir sprechen uns noch!«

Die nächsten Tage verbrachten Hasso und ich in Angst und Beklemmung. Normalerweise musste ein Vorgesetzter so ein Vergehen nach oben weitermelden.

Aber, oh Wunder, der Obermaat schwieg und holte uns stattdessen zu Sklavendiensten heran. Wir putzten ihm die Schuhe, hielten seine Uniform sauber und gebügelt, machten für ihn Besorgungen und vieles andere mehr.

Wir waren froh, wollten aber noch nicht frohlocken; denn da war ja noch der Oberleutnant Maskow. Wusste er etwas oder hatte der Obermaat geschwiegen? Wir waren für einige Tage seelisch wie gelähmt.

Hinzu kam, dass Hasso und ich bei einem Appell gestehen mussten, unsere »eiserne Ration« vor Hunger aufgegessen zu haben. Uns war klar, dass diese Art der Verpflegung für den äußersten Notfall aufgehoben werden musste.

Unser Obermaat

Das Verhalten des Obermaats war für uns ein Rätsel. Er kam uns wie eine Sphinx vor, undurchsichtig, verschwiegen. In unseren Gefühlen schwankten wir zwischen Angst, Bewunderung und vielleicht Dankbarkeit. Er war ein wortkarger Ostpreuße, schon mehrere Jahre älter als wir und diente auf Z 24 schon seit 1940. Bei den Gefechten vor Narvik in Nordnorwegen mit der englischen Flotte hatte er sich das Eiserne Kreuz erster Klasse verdient, das er stolz als einer der Wenigen an seiner Uniformjacke trug. Sein Gesichtsausdruck war immer finster und entschlossen. Lächeln oder lachen haben wir ihn nie gesehen. Sollte dieser Mann etwa Verständnis für unsere Situation haben, der Überforderung, der Schwäche und der daraus resultierenden Müdigkeit?

Eines Nachts, wir zwei waren wieder auf Wache, kam der Obermaat wieder wie ein Indianer angeschlichen, ohne dass wir ihn bemerkten. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass wir wach waren, sagte er zu uns:

»Morys, Tatter, ich schleiche mich hinüber ins Niemandsland bis an die feindlichen Stellungen und versuche, ein oder zwei Gefangene einzubringen. Wir brauchen Auskünfte, um zu erfahren, wie die Situation beim Gegner aussieht. Gebt acht, wenn ich zurückkomme, dass ihr nicht auf mich schießt!«

Unsere Einstellung zu diesem Mann schlug in Bewunderung um, wir standen stramm und sagten: »Jawohl, Herr Obermaat, Sie können sich auf uns verlassen. Wir wünschen Ihnen Glück und Erfolg!«

Mit einem anderen Schlauchboot überquerte er den Parallelkanal, benutzte die uns allen bekannte Tretminengasse und war im Dunkel der Nacht verschwunden.

Wir überlegten, was ihn wohl veranlasst haben könnte, dieses gefährliche Wagnis einzugehen? War er ehrgeizig und wollte sich das Ritterkreuz verdienen?

Wie wir später hörten, feierte er mit anderen Unteroffizieren und Offizieren seinen 28. Geburtstag. Der dabei genosene Alkohol scheint ihn in dem wahnsinnigen Entschluss bestärkt zu haben. Vom Festungskommandanten war der Wunsch ausgegangen, irgendwo und irgendwie einen Gefangenen einzubringen. Ich denke, dass dieser Offizier ihm damals bei Narvik das EK I an die Brust geheftet hatte.

Hasso und ich lauschten in die Nacht, und zwar besonders aufmerksam; denn diesem Mann wünschten wir wirklich alles Gute und Erfolg. Viel Zeit verging, ohne dass sich etwas ereignete. Nach ungefähr eineinhalb Stunden hörten wir zwei Schüsse!

Der Obermaat kam nicht mehr zurück.

Wir machen Gefangene

Den Franzosen auf der anderen Seite erging es anscheinend genau wie uns. Sie wussten außer den Erkenntnissen ihrer Luftaufnahmen gar nichts über uns, unsere Stärke, unsere Bewaffnung, Geschütze, Panzer, etc.

Wir wussten nichts über sie. Wie viele Soldaten lagen uns gegenüber? Über Luftaufnahmen verfügte unsere Führung nicht. Diese Neugierde, darüber etwas zu erfahren, hat unser braver Obermaat Press wohl mit dem Leben oder vorzeitiger Gefangenschaft bezahlt.

Eines Tages, Hasso und ich gingen wieder der stupiden, geisttötenden Beschäftigung des Wacheschiebens nach, wurden wir plötzlich hellwach, als wir im Vorfeld beim genauen Hinsehen einige Bewegungen und Veränderungen im hohen Grase entdeckten. Es war zwar schon etwas dämmrig am Spätnachmittag geworden, aber im Fernglas entdeckten wir einige Gestalten, die im Schutze eines Grabens auf uns zu-robbten. Wir gaben Alarm und hielten den Feind durch einige Feuerstöße am Boden. Im Nu war der Sperrpunkt vom ganzen Zug vollbesetzt. Ein Teil von uns verhinderte durch gezielte Schüsse, dass die Franzosen sich erheben und weglaufen konnten. Ein anderer Teil schlich ins Vorfeld und nahm die Soldaten gefangen.

Es waren ungefähr zehn Leute, die verängstigt und pudelnass bei uns ankamen. Vor unseren Unterkünften machten wir ein Feuer, damit die Männer ihre Sachen trocknen konnten. Wir sprachen freundlich mit ihnen und gaben ihnen etwas zu essen und zu trinken. Inzwischen war es dunkel geworden, und wir saßen alle so vertraut um das Feuer, als wenn es keinen Krieg gegeben hätte. Wir palaverten deutsch

und französisch durcheinander und waren alle der Meinung, dass der Krieg nicht mehr lange dauern könne. Nach dieser Nervenanspannung machten die Franzosen einen entspannten Eindruck und sagten oft:

»La Guerre est fini.«

Bald danach wurden sie in das Innere von Gironde Süd abgeführt und wir hofften alle, dass Einiges über die Absichten der Gegenseite in Erfahrung gebracht werden konnte.

Ich stellte mir bei dieser freundlichen Behandlung der Gefangenen die Frage, ob bei unserer Gefangennahme, wenn wir sie lebend überstehen würden, es auch so human zugehen würde; denn schließlich waren wir die Usurpatoren, die in ihrem Land nichts zu suchen hatten. Diese Gefangenen hatten jetzt nur noch den Angriff der eigenen Leute zu fürchten, die vor dem Kriegsende sicher noch ihr Land vom letzten deutschen Feind befreien wollten.

Ein scharfer Hund

Eine lang anhaltende Regenperiode hatte die tiefer gelegenen Teile um unseren Sperrpunkt unter Wasser gesetzt.

In dieser Zeit war eine Änderung in der Führung der Festung eingetreten. Hitler hatte wohl persönlich einen nazitreuen, scharfen Offizier, einen Oberst, des Nachts mit dem Flugzeug in die Festung geschickt, der zuletzt den Durchhaltenwillen der Soldaten mit drakonischen Maßnahmen stärken sollte. Ein Strafkatalog mit harten Konsequenzen wurde uns kundgetan, falls wir es wagen sollten, dem Befehl unseres »geliebten Führers«, bis zur letzten Patrone zu kämpfen, nicht nachzukommen.

Ein Soldat wurde gleich am Anfang zum Tode durch Erschießen verurteilt, der einem schikanierenden Unteroffizier gesagt haben soll, dass er ihm nach dem Krieg die Fresse polieren wolle, wenn er nicht aufhöre, seine Leute zu quälen. Zu der Exekution wurden gleich ein, zwei Leute hingeschickt, die ihren Kameraden dann berichten sollten, was sie bei Subordination zu erwarten hätten, wenn Dienstverstöße dieser Art geschehen würden.

Eines Tages besuchte dieser ungeliebte, gefürchtete Oberst unseren Sperrpunkt sieben. Einige Offiziere waren dabei, auch unser Bataillonskommandeur Birnbacher. Das höher stehende Wasser war nach einigen Wochen gesunken, und große Teile des Erdbodens zeigten sich wieder. Das Interesse des Herrn Oberst galt den französischen Eierhandgranaten (Beutebestände), die an der Erdoberfläche versteckt waren, um uns nahende Feinde rechtzeitig anzukündigen.

Dieser Offizier fragte sich, ob diese Eierhandgranaten nach der Regenzeit noch scharf waren. Er ließ sich also eine freigespülte Handgranate geben und zog sie ab, um sie sofort wegzuworfen. Zu unserer Verblüffung explodierte dieser Sprengkörper sofort vor der Brust dieses hörigen Gefolgsmanes Hitlers und verletzte unseren Bataillonskommandeur, der glücklicherweise nicht in unmittelbarer Nähe stand. Der Oberst war tot. Sein Verhängnis war, dass er nicht damit gerechnet hatte, dass diese Art von Handgranate zu ihrem besonderen Zweck mit einem Sofortzünder ausgestattet war.

Die Folge dieses Ereignisses war, dass unser Flottillenchef von Berger als ranghöchster Offizier wieder Festungskommandant wurde. Ich hatte diesen mir besonders sympathischen Offizier stets vor Augen, wie er an Bord nach dem Verlust von dreien seiner Zerstörer auch um den letzten und die Mannschaft bangte. Ich sah ihm damals die Last seiner schweren Verantwortung im Gesicht geschrieben an. Nun erhöhte sich noch der Druck, wo es dem Ende des Krieges zuing und er gewiss den Wunsch hatte, diese verlorene Angelegenheit mit vielen seiner Leute zu überstehen. Diese Verantwortung aber sollte dem Mann tragisch zum Verhängnis werden.

Eine tragische Figur

Aus französischen Flugzeugen wurden im Festungsbereich Flugblätter abgeworfen, die vor einer Zerstörung des Überseebahnhofs in Le Verdon warnten. Nach Hitlers bekannter Haltung, nach einem Rückzug alles zu zerstören und verbrannte Erde zurückzulassen, war dieser Befehl zu erwarten, der kurz danach per Funk aus dem Führerhauptquartier eintraf.

Dieser Überseebahnhof war von eminent wichtiger wirtschaftlicher Bedeutung, für die Verteidigung der Festung aber belanglos. Er verband den Bahn- mit dem Schiffsverkehr im Großraum Bordeaux. Für eine eventuelle Zerstörung dieses Objektes wurde dem Verantwortlichen der Tod angedroht. Das Verhängnis für unseren Festungskommandanten nahm seinen Verlauf. Dieser im Meer stehende Koloss sollte und musste zerstört werden. Ich kann mir die Gewissensqual, die bei unserem Flottillenchef, dem Herrn von Berger, gewiss vorhanden war, gut vorstellen.

Sprengt er diesen Bahnhof, dann hat er in dieser aussichtslosen Lage nur den Tod durch Erschießen zu erwarten. Sprengt er nicht, dann ist das eine glatte Befehlsverweigerung, und dann wird er von den eigenen Leuten erschossen. Bei den Franzosen konnte er eventuell mit einem Gnadenerweis hoffen, bei den Deutschen nicht.

An einem sonnigen Märztag 1945 gab der Kommandant wohl schweren Herzens den Befehl zur Sprengung. Es war genau 15 Uhr, als diese mächtige Anlage mit einem ohrenbetäubenden Knall in die Luft flog. Unter die Brückenbögen wurden vorher mehrere Schlepper gestellt, die mit Sprengstoff beladen waren. Wir im Süden der Festung waren unge-

fähr 20 Kilometer entfernt, trotzdem hörten wir laut diesen Explosionsknall.

Es kam, wie es vorauszusehen war. Von einigen Kameraden in der Gefangenschaft hörte ich später, dass unser Kapitän beim Kampf um den Innenbereich der Festung nach tapferer Gegenwehr gefangengenommen wurde. Beim Abführen soll er dem Hörensagen nach von einem französischen Soldaten von hinten erschossen worden sein. Ob dies die angekündigte Exekution war, um sich einige Peinlichkeiten zu ersparen, weiß ich nicht.

Sechzehn Jahre später stand ich anlässlich einer Urlaubsreise mit meiner Frau und unseren beiden Kindern an einem schlichten Grab zwischen Le Verdon und Pont de Grave. Ein einfaches Kreuz mit dem Namen unseres Kommandanten, seinem Rang und dem Geburts- und Todestag hatte man aus Pietät erstellt. Wir befreiten dieses Grab vom Unkraut, um die wenigen Blumen besser zur Geltung kommen zu lassen. Für seine unsterbliche Seele beteten wir ein »Vater unser«, und ich war mir dessen gewiss, dass er jetzt mehr Harmonie und Ruhe in einer anderen Existenz haben würde als in diesen turbulenten Tagen des Krieges, wo das Deutsche Reich in Scherben fiel und wir im Allgemeinen und unser Flottillenchef im Besonderen die »Übeltäter der Weltgeschichte« waren.

Gefährliche Unternehmung mit schlimmen Folgen

Um die Jahreswende von 1944 auf das Jahr 1945 bekam eine Gruppe von unserem Sperrpunkt den Auftrag, die Telefondrähte, die im Vorfeld auf der Straße nach Lesparre noch an den Masten hingen, abzubauen und in die Festung zu bringen. Hier herrschte ein Mangel an diesen Dingen in Hinsicht auf die notwendige Kommunikation zwischen den einzelnen Einheiten. Zwölf Mann von uns schlichen also in der Dunkelheit der Nacht hinaus. Wir benutzten zunächst die geheimen Pfade zwischen den Minen, die vor unserem Sperrpunkt gelegt waren, hielten uns in der Nähe der Straße, und sechs von uns schlichen sich an die feindliche Stellung heran. Dabei dachte ich fortgesetzt an unseren braven Obermaat Press und sein ungewisses Schicksal, denn ich gehörte auch zu denjenigen, die ganz vorn die Arbeit der anderen sechs absichern sollten. Einen französischen Posten vor mir konnte ich deutlich erkennen. Er summt den damals gängigen Schlagger »La Paloma« friedlich vor sich hin, dachte vielleicht an sein Mädchen und wusste nicht, wie sehr sein Leben in diesem Augenblick bedroht war. Wenn einer von uns entdeckt worden wäre, hätten wir schießen müssen.

Bevor der Morgen graute, zogen wir uns robbend zurück und trafen die anderen sechs, die inzwischen eine Menge Telefondraht auf mehrere Stangen aufgerollt hatten. Hasso und ich schulterten eine Stange und marschierten mit den anderen zurück, froh darüber, dass die Gefahr vorüber war und wir ohne Verluste den Auftrag erledigen konnten. Über einen breiten Bach hatten wir auf dem Hinweg eine dicke Bohle gelegt. Vor einem betonierten Wehr staute sich das Wasser bis zu drei

Metern Breite auf. Wegen des aufgeweichten, morastigen Geländes hatten wir alle Gummistiefel an, die lehmverschmiert waren.

Mir als einzigem passierte das Malheur, auszurutschen und ins Wasser zu fallen. Die Stange mit dem Draht kam hinterher. Akut wurde die Gefahr des Ertrinkens, obwohl ich ein guter Schwimmer und Taucher war. Den Grund konnte ich mit den Füßen nicht erreichen. Ich hatte meine Last, mitsamt der Uniform, dem Koppel mit Patronentaschen und Seitengewehr, dem kreuzweise über der Brust gehängten Gewehr und den Stiefeln wieder aufzutauchen. Ein Glück war es, dass sich in meiner Kleidung Luft befand; denn sonst hätte ich das Hochkommen nicht geschafft. Fluchend reichten mir meine Kameraden vom gemauerten Ufer aus ihre Gewehre hinunter, um mich hochzuziehen. Dies war gar nicht so einfach. Ich wog in diesen Augenblicken gewiss mehr als zwei Zentner. Die Stiefel waren voll Wasser, und die Hosen, die unten zugebunden waren, blähten sich prall, gefüllt mit dem eiskalten Nass. Meine Kameraden schimpften:

»Zieh dich hoch, nasser Sack!« Der Obersteuermann Kindsgrab, unter dessen Kommando die ganze Sache stand, stauchte mich begossenen Pudel zusammen und schrie:

»Können Sie nicht vorsichtiger sein?! Jetzt haben wir alle die Gefahr und die Strapazen auf uns genommen, und Sie haben den Erfolg teilweise zunichte gemacht!« Ich stand schuldbewusst wie ein Häufchen Unglück da und trottete dann mit hängendem Kopf hinterher.

Plötzlich blieb ich stehen und fasste den Entschluss, alles wiedergutzumachen. Ich schlich also zurück. Mir war alles egal. Vor dem Wehr zog ich mich nackt aus und begab mich in das eiskalte Wasser. Der Kälteschock blieb aus; denn ich fror mit den nassen Klamotten schon die ganze Zeit jämmerlich. Doch bei einer Wassertemperatur von schätzungsweise drei, vier Grad zogen sich meine Brust und der Hals so zu-

sammen, dass ich kaum Luft bekam. Ich wollte schon aufgeben, aber der Wille, alles wieder in Ordnung zu bringen, war stärker. Ich tauchte in diesem eisigen Wasser unter Anspannung aller Kräfte und erwischte Gott sei Dank ein Stück des Drahtes, tauchte auf, zog die ganze Rolle hinter mir her und hob sie mit letztem Kraftaufwand auf die ungefähr 60 cm hohe Mauer.

Meine Bemühungen im Adamskostüm sind den Franzosen wohl nicht verborgen geblieben; denn es war inzwischen wesentlich heller geworden. Sie fingen an, auf diese merkwürdige Erscheinung zu schießen. Aus dem Ganzen konnten sie sich bestimmt keinen Reim machen und werden geglaubt haben, zu halluzinieren; denn wer geht schon in dieser Kälte nackt baden und dazu mutterseelenallein im Niemandsland zwischen waffenstarrenden Feinden, die sich in einer Entfernung von ungefähr 2000 Metern gegenüberlagen.

Jetzt fingen auch unsere Leute an zu schießen, die verhindern wollten, dass man mich von der anderen Seite einkasierte. Im Liegen musste ich mich anziehen. Kugeln zischten pfeifend vor, neben und hinter mir ins Erdreich. Erst nach längerer Zeit kam ich kriechend und robbend bei meinen Kameraden an. Den Draht habe ich die ganze Zeit hinter mir her gezogen. Vor unserer Minengasse wagte ich es, mich aufzurichten, und indem ich jetzt den Draht um meinen Körper wickelte, ging ich weiter. Die Möglichkeit, dabei getroffen zu werden, war auf diese Entfernung sehr gering.

Ich wurde mit großem Hallo empfangen. Die Besetzung des ganzen Sperrpunkts sieben war auf den Beinen, und der »nasse Sack, der Trottel« war der Mann des Tages. Dabei spielte es keine Rolle, dass er erst 19 Jahre alt war, also nach damaligen Begriffen noch nicht einmal volljährig.

Nach dieser Aktion hoffte ich, eine schwere Grippe oder sogar Lungenentzündung zu bekommen, um im Feldkran-

Morys, Um Haaresbreite

kenhaus in Soulac einmal ausspannen zu können. Aber noch nicht einmal ein Schnupfen oder Husten stellte sich ein.

Das unvermeidbare Ende wirft seine Schatten voraus

In unserer Stellung vor dem Brückensprengtrichter hatten wir vor der Brust ein Blech, um vom Feind nicht eingesehen zu werden. Es war kein wirksamer Schutz vor Gewehrkugeln. Wir schauten darüber hinaus, weil wir das Gelände ständig zu überwachen hatten. Gewehrkugeln, die aus größerer Entfernung heranzischten, fürchteten wir nicht; denn es hätte ein seltener Zufall sein müssen, wenn sie getroffen hätten. Außerdem hätte es keinen Sinn gehabt, sich nach einem Knall zu ducken. Die Kugel war schneller als der Schall.

Eines Tages tat ich es aber unbewusst doch. Beim Aufstehen stellte ich dann ein »schönes« rundes Loch im Blech fest, genau vor meiner Brust. Danke Mama für dein Gebet, danke heiliger Schutzengel.

Wir waren damals so apathisch und abgebrüht, dass wir so einem Ereignis keine besondere Aufmerksamkeit schenkten. Ich war fest davon überzeugt, dass ein ständiges, flehentliches Gebet bei Gott seine Wirkung nicht verfehlt. Warum dann trotzdem so viele Ehemänner und Söhne gefallen sind, vermag ich nicht zu beantworten. Ich ahne aber, dass wunderbare Errettungen aus verzweifelten Situationen zahlenmäßig häufiger vorgekommen sind als das unvermeidliche Aus, und zwar im Leben eines jeden Menschen.

Durch die Aussagen der Gefangenen wurde offenkundig, dass der seit langem erwartete Großangriff auf die Festung bald erfolgen würde. In der Heimat hatten sich Russen und Amerikaner an der Elbe bei Torgau schon die Hände gereicht. Das Aus war für viele in Deutschland schon gekommen, während wir hier weitab von Geborgenheit und Frieden auf das

unvermeidbare und hoffentlich nicht grausame Ende warteten. Die alliierte Luftwaffe war arbeitslos geworden, weil die meisten Städte in der Heimat schon zerstört oder besetzt waren.

Trotz der Sinnlosigkeit, den Krieg fortzusetzen, wurde der Durchhaltewille durch den Farbfilm »Kolberg« weiter gestärkt. Nettelbeck und Gneisenau verteidigten darin erfolgreich die titelgebende Festung gegen die angreifenden Truppen Napoleons. Der Endsieg gegen den übermächtigen Gegner war damals greifbar nahe. Wir aber waren klug genug zu wissen, dass sich bei uns die Dinge anders verhielten. Wir waren zweifelsohne die im Stich gelassenen Verlierer. In der Ernährung der eingeschlossenen Truppe war man schon dazu übergegangen, die Pferde und Esel zu schlachten, um den Hunger der Soldaten zu stillen.

Ein kleines Stimmungshoch Anfang März 1945 sollte mir wieder einmal Gewissheit verschaffen, wie schön die Freiheit sein kann. Ich bekam fünf Tage Urlaub und verbrachte diesen in Soulac, unserer »Hauptstadt«. Warum man mir diesen zubilligte, weiß ich bis heute nicht mit Sicherheit. Vielleicht war es die Tatsache, dass ich seit meiner Einberufung zum Militär im Jahre 1943 noch nie Urlaub bekam. Vielleicht dachte man daran, dass ich als erster die feindlichen Gestalten im Vorfeld erspäht hatte, die dann gefangen wurden und deren Aussagen für die Führung der Festung von großer Wichtigkeit waren.

Dies scheint mir plausibler, denn auch meine Degradierung zum einfachen Soldaten wurde wieder rückgängig gemacht. Welch fragwürdige Ehre, dachte ich. Dabei wähnte ich mich schon früher in unreifen Knabenträumen als dekoriertes Marineoffizier. Welcher Gegensatz der Wunsch zur Realität sein kann, wurde mir oft bewusst. Einmal schlief ich, und einmal war ich wach, einmal oben und einmal unten, so ist das

Leben. Für eine lange Zeit waren ich und alle meine Kameraden aber unerbittlich unten.

Am Ostersonntag hatten wir ein kleines Erfolgserlebnis. Unsere Artillerie, die ich mit großem Erstaunen zum ersten Male in den langen Monaten der Festungszeit donnern hörte, sprach eine deutliche Sprache. Ihre »Koffer« rauschten wohlthuend über uns hinweg, und man hörte deutlich die Einschläge in der Gegend von Lesparre, uns gegenüber. Ich, der wieder einmal am Ventsac Wache stand, traute meinen Ohren nicht. Hatten wir überhaupt so etwas wie eine Artillerie? Nun mussten andere auch einmal Angst haben und am Boden Schutz suchen, so uns allzu oft nichts anderes übrig blieb.

Einige Tage später dämmerte es mir, und ich verstand die Notwendigkeit dieses Artillerieüberfalls. Man hatte sich das Bahnhofsgelände ausgesucht, um gegnerische Ansammlungen von schweren Waffen für die baldige Offensive zu zer schlagen. Leider hat es dabei wohl einige Tote unter den Franzosen gegeben, die wie wir das Ende des Krieges herbeisehnten.

Alles fließt in beängstigender Weise

Wir lebten zeitlos in das Chaos hinein. Ich hatte keine Uhr und wusste nicht, welchen Tag wir hatten. Nach meinem heutigen Überblick muss es um den 10. April gewesen sein. Meine unruhigen Betrachtungen vorn in der MG-Stellung am Ventesac wurden bald unterbrochen von der Feststellung, dass sehr viele viermotorige Bombenflugzeuge plötzlich, in geordneter Formation fliegend, in nicht allzu großer Höhe auftauchten und ruhig, silbrig glänzend, an uns vorbeiflogen und auf Royan, der Hauptstadt der Festung Gironde Nord, zuflogen. Bald grollte und donnerte es dort gewaltig, und diese nicht allzu große Stadt sank in Schutt und Asche. Rauchwolken und Qualm verdunkelte die ganze Gegend jenseits der Gironde.

Meine Überlegung, selbst verschont geblieben zu sein, wurde bald schrecklich unterbrochen von der Feststellung, dass ungefähr 25 Bombenflugzeuge auf unsere Stellungen zuflogen. Mit Schrecken sah ich, wie sich ihre Bombenschächte öffneten und ihr tödlicher Segen sich in Gestalt vieler im Flug wackelnder Bomben auf uns und St. Vivien zubewegte. Ich warf mich auf den Boden, machte mich ganz klein, löste den Riemen vom Stahlhelm – ich hörte einmal, dass der Stahlhelm in seinem festen Sitz am Kopf bei Luftdruckturbulenzen und Stahlsplintern eine Gefahr für den Kopf bedeuten könnte – und wartete auf mein Ende. Hätte ich wenigstens eine Zeitung gehabt, mit der ich mich hätte bedecken können!

Mir fiel das Gebet aus Kindertagen ein: Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein, Amen. Das Manko, lange nicht wegen der gottlosen nazistischen Erziehung gebetet zu haben, lag drohend auf meiner

verängstigten Seele. Das Inferno, die Hölle brach los. Es bewegte sich weiter in Richtung St. Vivien, den Unterkünften unseres Zuges. Erleichtert stellte ich fest, dass ich noch lebte. Halb verschüttet rappelte ich mich auf, schüttelte die Erde und den Staub von meiner Uniform und dachte »wieder einmal Schwein gehabt wie so oft, du alte Sau«.

Nun musste bald der Bodenangriff erfolgen! Ich erwartete die Ankunft der überlebenden Kameraden vorn, um die Stellung zu halten. Aber alles blieb ruhig. Nach einiger Zeit erschien mein Freund Tatter unter Umgehung vieler Bombenrichter und rief:

»Der Zug sammelt sich am Rande von St. Vivien. Wir setzen uns hinter die Panzergräben in den Kernbereich der Festung ab!«

Eine Entscheidung für das Leben

Wie staunten wir, wie sich St. Vivien nach dem Bombenangriff verändert hatte. Diesmal waren es französische Häuser und nicht deutsche. Und wir waren indirekt schuld daran. In der Festungsführung glaubte man zu Recht daran, dass die dünn besetzte und kaum ausgebaute Verteidigungslinie vom Seebataillon Narvik nicht zu halten war. Gegen einen Angriff von Panzern hätten wir ohne panzerbrechende Waffen nichts ausrichten können. Wir marschierten also mit hängenden Köpfen und dunklen Gedanken, dass der Krieg nur noch einige Tage dauern könne, in Richtung Soulac.

Nach kurzer Zeit überraschte der Obersteuermann Kindsgrab Hasso und mich mit dem Befehl, zurückzueilen und aus seiner Unterkunft seine Maschinenpistole, das gute Artillerieglas und einige persönliche Dinge zu holen, die er in der Aufregung nach dem Bombenangriff liegengelassen hatte.

Wir kamen also unter Aufbietung größter Wachsamkeit zur umgepflügten Straße St. Vivien – Sperrpunkt sieben zu einem zur Hälfte zerstörten Haus und holten das noch vorhandene Gewünschte heraus. Wie erschrocken waren wir aber, als wir feststellten, dass inzwischen an uns vorbei französische Soldaten und gepanzerte Fahrzeuge in das Innere der Festung vorstießen. Wir versteckten uns und waren froh, nicht gesehen zu werden. In diesem Versteck blieben wir bis zum Abend und überlegten krampfhaft, ob wir es wagen sollten, uns auf einem sehr gefährlichen Weg in der Nacht zu unseren Kameraden durchzuschlagen, oder ob wir den Krieg für uns vorzeitig beenden und uns Richtung Süden zur spanischen Grenze durchschlagen sollten, um dort interniert zu werden. Denn uns war bekannt, dass sich Spanien mit

Deutschland nicht im Kriegszustand befand. Die erste Entscheidung hätte mit großer Wahrscheinlichkeit den Tod bedeutet, die zweite wäre ein Akt der Vernunft gewesen.

Wir wollten die dritte, uns gefangen nehmen zu lassen, gar nicht in Erwägung ziehen. Etwas von preußischem Soldatentum scheint noch in uns dringesteckt zu haben. Der April ging langsam dem Ende entgegen, und wir wussten, dass der Krieg nur noch einige Tage dauern konnte.

Bei unserer Entscheidung gingen wir von dem sicheren Bewusstsein aus, dass Gironde Süd in den nächsten Tagen aufhören würde zu existieren und dass Deutschland inzwischen fast vollständig von russischen, amerikanischen, englischen und französischen Soldaten besetzt sein wird. Hier ging es nicht mehr um tapferes Soldatentum, sondern um eine Sinnlosigkeit, die alle Werte aufhob.

Wir wollten leben, obwohl wir jungen Menschen gar nicht wussten, wie schön sorgenfreies Leben eigentlich hätte sein können.

Auf dem Weg in eine bessere Zukunft

Die Nacht war fortgeschritten. Wir verharrten in unserem Versteck, bis es in St. Vivien und Umgebung ruhiger wurde. Aus der Gegend von Soulac und Le Verdon hörten wir vereinzelt Schüsse. Uns war es klar, dass am Morgen für unsere Kameraden das Verhängnis seinen Lauf nehmen würde. Sie taten uns leid, und wir wünschten allen, dass sie davonkommen würden. Vielleicht war man vernünftig und hatte die Festung kampflös aufgegeben.

Unter Anspannung unserer Sinne, des Hörens und Sehens, und größter Wachsamkeit verließen wir unser Versteck, schlichen zu unserer Unterkunft und holten uns einige notwendige Dinge, die wir auf der Flucht brauchen konnten, und verstaute die wenigen Habseligkeiten in einem Rucksack. Glücklicherweise waren die Franzosen da noch nicht drin gewesen. Sie mussten es sehr eilig gehabt haben.

In einer unübersichtlichen Busch- und Baumlandschaft legten wir uns erschöpft ins Gras, um etwas zu schlafen. Den nächsten Tag wollten wir hier geschützt verbringen, um dann des Nachts im Schutz der Dunkelheit vorsichtig nach Süden zu marschieren. Karten hatten wir nicht, Leute konnten wir nicht befragen, uns blieb nur der Polarstern, der uns die nördliche Richtung wies und von der wir die entgegengesetzte ableiten konnten. Unsere Gewehre versteckten wir.

Die Maschinenpistole und das gute Marineglas behielten wir, weil wir einen Schutz brauchten und tagsüber in unseren Verstecken die Gegend gut überschauen konnten. Im Lauf des Tages, als sich Hunger einstellte, fraßen wir zum zweiten Male unsere »eiserne Ration«. Diesmal konnten wir nicht de-

gradiert werden, es sei denn zu armen, vogelfreien Kerlen, die sich immer mehr von ihrer Heimat entfernten.

Am Abend, als es finster wurde, brachen wir auf. In der Hoffnung und der bald erlangten Gewissheit, dass unser Sperrpunkt sieben nicht bewacht war, zogen wir uns vorsichtig über den Ventenac, durchquerten das Minenfeld und liefen vorzugsweise auf Pfaden und Wegen, mieden zunächst alle Straßen und benutzten sie in Ausnahmefällen nur, wenn sie sich durch Waldgebiete hinzogen und wir am Rand einigermaßen geschützt in schattiger Deckung blieben.

Schon in der ersten Nacht wären wir beinahe einer Straßensperre von Polizisten oder Soldaten in die Arme gelaufen, wenn wir sie nicht vorher durch ihr gedämpftes Reden oder die glühenden Zigaretten bemerkt hätten. Hunger und Durst wurde bald ein drängendes Problem. An kleinen Bächen, die in unbesiedelter Gegend noch verhältnismäßig sauber waren, löschten wir unseren Durst. Der Hunger trieb uns an den Rand von Ortschaften, wo wir in den Gärten die jungen Gemüsepflanzen wie Kühe oder Ziegen verzehrten, nur rissen wir diese nicht mit dem Maul, sondern mit unseren Händen ab. Es tat uns leid für die fleißigen Gartenbesitzer, die sich am nächsten Tag gewiss gefragt haben, wie kommen hier Ziegen oder Kühe herein, ohne ihre Spuren zu hinterlassen. Da der Hunger immer quälender wurde, holten wir in einer Nacht einen Hasen aus einem Verschlag heraus, töteten ihn und verstaute ihn im Rucksack. Verspeisen wollten wir ihn an einem der folgenden Tage, wenn eines kleinen Feuers in abgeschiedener Gegend unbemerkt bleiben würde.

Aber soweit kam es gar nicht!

Dreizehn Jahre später bei einem Besuch in dieser Gegend – zwei Kollegen fuhren mit, wovon einer gut französisch sprach – hörten wir in einer nahe gelegenen Gastwirtschaft, dass damals im April 1945, als die Festung Gironde Süd von den Deutschen befreit worden ist, ein Hase aus einem Stall

gestohlen worden ist. Das Merkwürdige an dieser Angelegenheit aber war, dass der Besitzer dieses Grundstücks ausgerechnet der einzige Gendarm dieser ganzen Gegend war. Ich schmunzelte bei dieser Feststellung und dachte an die Äußerung des Kölner Kardinals Frings aus der Hungerzeit, dass Diebstahl zur Lebenserhaltung keine Sünde sei.

»Fringsen« war damals keine ehrenrührige Angelegenheit. Aber unsere Flucht ging damals weiter. In der Nähe einer Ortschaft mit Namen Carcans, wie wir am Ortsschild lesen konnten, wurde der Wunsch, etwas Essbares zu beschaffen, immer größer. Wir hatten die Möglichkeit, uns mit Waffengewalt Nahrungsmittel zu beschaffen. Die drohend gezeigte Maschinenpistole hätte uns in jedem einsam gelegenen Haus dazu verholfen. Dieses Vorgehen hätte aber den Nachteil – ganz abgesehen von der Tatsache, einen verbrecherischen Akt zu begehen – dass unser Vorhandensein bekannt geworden wäre und wir dann mit einer gezielten Verfolgung hätten rechnen müssen.

Während des Weiterwanderns und Überlegens kamen wir in einer abgelegenen Gegend an einem einzelnstehenden Bauernhaus vorbei. Es war noch nicht so spät, und wir hatten die verführerische Vorstellung, dass die Bauernfamilie gerade beim Abendessen war.

Not macht erfinderisch. Da kamen wir auf eine originelle Idee, uns als abgestürzte englische Flieger auszugeben. Unsere khakifarbene Uniform, in Italien, Nordafrika und Südfrankreich trugen deutsche Soldaten sie, war dazu geeignet. Wir trennten schleunigst die Hoheitsabzeichen und die Gefreiten- bzw. Obergefreitendreiecke an den Ärmeln ab, versteckten unsere Rucksäcke – die Maschinenpistole und den Feldstecher behielten wir wegen des militärischen Aussehens – klopfen an und gingen höflich in das Haus hinein.

Etwas Sicherheit gab uns die Tatsache, dass Hasso im Gymnasium Englisch und Französisch gelernt hatte, während ich

in der Lehrerbildungsanstalt so viel in Englisch mitbekommen hatte, dass ich mich mühelos darin unterhalten konnte. Unser Schulenglisch, womit wir freundlich auf die erstaunte Familie einredeten und erzählten, dass die »damned Germans« uns abgeschossen hätten und wir in der Nähe aus dem Flugzeug hätten abspringen müssen, verfehlte nicht den Eindruck auf die einfache Familie. Hasso setzte noch einen drauf mit der Frage in französisch, wo der nächste Flugplatz wäre.

Die Glaubwürdigkeit unseres Auftretens, obwohl wir keine Schauspieler waren, sah man in der Reaktion des Bauern, seiner Frau und einer ungefähr 18-jährigen Tochter. Man bat uns, Platz zu nehmen und traf alle Anstalten, uns Gastfreundschaft angedeihen zu lassen. Sie stellten alles auf den Tisch, was das Haus bereithielt und was man so wichtigen Gästen bieten konnte.

Wir tafelten wie nie zuvor in unserem Leben. Es gab Kuchen, Brot, Fleisch (einen Kaninchenbraten), Gemüse und den dort üblichen golden schimmernden Landwein, den Auzotern aus der Gegend von Bordeaux. Dazwischen tranken wir Bohnenkaffee, wo in jede Tasse ein Glas Cognac hineingekippt wurde. Es lässt sich denken, dass die Stimmung von Stunde zu Stunde ausgelassener wurde. Hasso parlierte mit seinem Schulfranzösisch, und ich warf einige mir bekannte Brocken dazwischen. Wir lachten viel, warfen der Tochter verliebte Blicke zu und überlegten, dass wir fast ein Jahr kein weibliches Wesen, geschweige ein voll erblühtes Mädchen von 18 Jahren, gesehen hatten.

Wir schwadronierten etwas zu auffällig, indem wir feststellten, »that we have bombed the German soldiers and destroyed their french houses«. Als dann die Tochter von den pauvre Allemagne Soldat sprach, hätten wir sie am liebsten umarmen und küssen wollen.

Gegen Mitternacht verabschiedeten wir uns und ließen uns die Richtung nach Bordeaux zeigen. Monsieur versuchte

noch, uns die Maschinenpistole abzuhandeln »pour chasser lapin« (zum Kaninchenjagen). Wir waren so beschwingt und heiter, dass wir am liebsten lauthals unsere Soldatenlieder in die dunkle Nacht hinausgeschmettert hätten. Bald aber wurden wir müde und suchten uns ein verstecktes Plätzchen, wo wir beglückt und satt unseren Rausch ausschlafen konnten.

Auf den Gedanken, als Deutsche erkannt worden zu sein, kamen wir nicht.

Ausgeträumt!

Die harte Wirklichkeit regiert!

In der darauffolgenden Nacht schlichen wir an Lacanau vorbei. Am Tag zuvor aßen wir gar nichts, und es war deshalb kein Wunder, dass wir den ganzen folgenden Vormittag vor Erschöpfung an einer versteckten Stelle in einer macchiaartigen Landschaftsform verschliefen. Die Mittagssonne, die hier am 20. April schon ganz schön kräftig war, weckte uns. Durst und Hunger fingen uns an zu plagen. Ich weiß nicht mehr, ob wir an diesem Tage in unserer misslichen Lage einen Gedanken an unseren »geliebten Führer« verschwendeten, der Geburtstag hatte und der, wie wir später erfuhren, im Granathagel in der Reichskanzlei die letzten Tage seines Lebens verbrachte.

Nur die Tatsache, dass die Franzosen die Girondefestungen angriffen, brachte uns auf den Gedanken, dass sie ihre Soldaten in Deutschland nicht mehr brauchten und dass dort der Krieg langsam zu Ende ging. An unser Schicksal, das sich millionenfach wiederholte, wird er sicher nicht gedacht haben. Wir waren ja nur die »Inferiores« des deutschen Volkes, die übriggeblieben waren und ihm den Sieg über Europa, ja die ganze Welt, nicht ermöglicht hatten. Die Besten waren ja gefallen, wie er meinte.

In unserem Bedürfnis, unserem Magen unbedingt wieder einmal etwas Essbares zuführen zu wollen, begingen wir einen Fehler, der nicht mehr gutzumachen war. Wir hätten an diesem Tage unbedingt unseren Hasen zubereiten sollen, hatten aber Angst, der Rauch würde uns verraten und die aus-

gedörrte Macchia könnte dann einem Flächenbrand zum Opfer fallen.

Da fiel uns das Geld ein, das deutsche Soldaten in der Besatzungszeit erhielten. Wir waren uns nur nicht klar darüber, ob dieses Geld jetzt noch gültig war. Es kam auf einen Versuch an. Frech, wie wir waren, entschlossen wir uns, in Zivilkleidung nach Lacarnau zu gehen, um dies festzustellen und eventuell einige Dinge zu kaufen, die wir zum Lebensunterhalt dringend benötigten. Gesagt, getan! Aus unseren Rucksäcken holten wir unsere blauen Marinehosen – nach dem Schiffsuntergang wurden wir mit den nötigsten Sachen versehen – und zwei Unterhemden, die uns gestatteten, wie Zivilisten auszusehen. Mit dem lange unbenutzten Geld zogen wir los.

An einem Bach am ersten Haus von Lacarnau sahen wir eine alte Frau Wäsche waschen. Hasso stellte uns im besten Französisch als holländische Fischer vor.

»Nous somme pêcheurs hollandaises«, parlierte er. Er zeigte das Geld und fragte:

»Le argent est bon?« Sie antwortete:

»Oui, oui, messieurs.« Wir freuten uns und gingen erregt weiter. Im Zentrum von Lacarnau steuerten wir auf einen Kolonialladen zu.

Die Reaktion der vorbeigehenden Franzosen irritierte uns. Man zeigte reges Interesse an uns. Es bildeten sich bald Gruppen von lebhaft gestikulierenden Passanten. Man blieb stehen, tuschelte miteinander und deutete mit dem Finger auf uns. An den Fenstern zeigten sich Leute, die uns auffallend musterten.

Wir betrachteten uns bald als erkannt, als Fremde, als Deutsche. Uns zur Ruhe zwingend, Gleichgültigkeit zur Schau stellend, strebten wir langsam schlendernd wieder dem Ortsausgang zu.

Ein Mädchen fuhr mit dem Fahrrad an uns vorbei, einen bekannten Filmschlager aus der Besatzungszeit vor sich hinträllernd. Wir grüßten frech: »Bonjour, Mademoiselle.«

Eine Menschengruppe, die sich laufend vergrößerte, folgte uns in gebührendem Abstand. Abgebrüht, wie wir waren, nahmen wir die ganze Angelegenheit nicht sonderlich ernst. Wir hatten lange Schlimmeres erlebt. Nun kam diese Menschenansammlung immer näher. Ihr Gebaren wurde immer feindseliger und ihre Laute immer erregter und aggressiver. Auf den Gedanken, nach dem Hasenklaue und dem fröhlichen Speisen bei einem Bauern gesucht zu werden, kamen wir immer noch nicht.

Uns blieb schließlich nichts anderes übrig, als plötzlich in einem macchiaähnlichen Buschwald zu verschwinden. Da erhob sich hinter uns ein großes Geschrei. Wir schlugen im Laufschrift einen großen Bogen und näherten uns bald unserem Versteck. In einem angemessenen Abstand davon suchten wir eine dichte Buschgruppe, verkrochen uns darin und schliefen vor Erschöpfung bald ein; denn die Zurufe waren nicht mehr zu hören, die Sonne brannte heiß, und wir trauten den Menschen nicht zu, auf ihre Mittagssiesta zu verzichten, um zwei unbedeutende Kerle, wenn sie auch Deutsche waren, mühsam zu verfolgen.

Plötzlich wurden wir durch ein lautes Geschrei wach. Durch die Dichte der Zweige konnten wir nicht sehen, was los war. Es schien nur eine männliche Person zu sein, die dieses Geschrei veranstaltete. Wir glaubten, mit dieser Situation schon fertig zu werden. Ein Zivilist gegen zwei junge Abenteurer konnte nicht viel ausrichten, dachten wir. Ich kroch als erster aus dem Versteck und hatte vor, mit Hassos Hilfe den Mann zu überwältigen. Mussten wir auch schnarchen in diesem gut gewählten Versteck! Wir hatten nicht vor, dem Mann etwas Böses anzutun. Wie erschrocken war ich, als ich feststellte, dass der Mann ein Gewehr auf mich angelegt hatte.

Er schrie drohend weiter, und ich musste widerstrebend meine Hände heben. Es war ein Glück für uns, dass Hasso nicht die Maschinenpistole bei sich hatte. Der Mann schrie unentwegt weiter. Aus dem dunklen Gebüsch heraus hätte Hasso den Mann niedermähen können. Was hätte das aber für Folgen gehabt? Als Aggressoren in Zivil, also als Agenten, wäre der internationale Schutz für gefangene Soldaten nicht anwendbar gewesen. Man hätte uns glatt erschossen.

Als Hasso sich aus dem Gestrüpp herausarbeitete, waren schon einige andere Männer herbeigeeilt, die ebenfalls bewaffnet waren. Wir hatten die Franzosen in ihrem Wunsch, allemandes Boches zu fangen, unterschätzt. In der einen hoch erhobenen Hand hatte ich mein Zivilhemd, das ich vor dem Einschlafen wegen der Hitze schon ausgezogen hatte. Ich ließ es fallen, weil ich mir damit etwas blöd vorkam. Man zwang mich mit vielen Schlägen und Tritten, es wieder aufzuheben. Ich musste es widerstrebend tun. Verärgert über die schlechte Behandlung warf ich es zornig wieder auf den Boden.

Die Tritte und Schläge nahmen an Intensität zu, und ich musste einsehen, dass ich den Kürzeren zog, wenn ich mich weiter wie ein zorniges Kind benähme. Ich dachte verbittert an die Behandlung, die wir unseren französischen Gefangenen hatten angedeihen lassen. Man schlug mir mit dem Gewehrkolben in den Ellenbogen, damit ich die Hand mit dem Hemd recht hoch hielt. Da an eine Flucht nicht zu denken war, entschlossen wir uns, den siegesfreudigen Menschenpulk zu unseren versteckten Sachen zu führen. Unter jeweiligem Freudengeschrei zog ein Polizist aus unseren Rucksäcken eine Sache nach der anderen heraus, so zum Beispiel die Maschinenpistole, das Fernglas, unsere Uniformteile – und ein großes Hallo gab es, als der gestohlene Hase triumphal hochgehoben wurde. Erst jetzt kam mir schlagartig der Gedanke, dass unser Auftreten in dieser Gegend schon vorher bemerkt worden war und man gezielt nach uns gesucht hatte.

In einem großen Volksauflauf wurden wir in das Städtchen überführt, ich immer noch mit meinem Hemd hoch über dem Haupte.

Auf dem Bürgermeisteramt, der Mairie, wurden wir verhört. Dolmetscherin war eine Lothringerin, die aus ihrem Hass gegen alles Deutsche kein Hehl machte. Verwundert waren wir über uns vorgelegte Zeitungsbilder mit Leichenbergen von KZ-Insassen aus den inzwischen befreiten Lagern. Wir brachten Unverständnis und Ungläubigkeit zum Ausdruck, was unsere Lage bestimmt nicht verbesserte.

Um uns einzuschüchtern, vertrat man die Auffassung, dass wir zu erschießen seien; denn wir wären Spione in Zivil. Unsere Auffassung, dass wir als Soldaten unterwegs gewesen waren, und zwar uniformiert und bewaffnet, wies man höhnisch zurück. Auch die Mitteilung, wir hätten uns nur in Zivil gezeigt, wobei die blaue Hose zu einer Uniform gehört, weil wir Hunger hatten, machte keinen Eindruck. Als wir auf einem Lastwagen in eine Arrestzelle nach Hourtin abtransportiert wurden, war unsere Stimmung auf dem Nullpunkt angelangt. Wir hätten am liebsten aus dem fahrenden Lastwagen springen wollen, wenn wir auch in dieser schlimmen Situation, wie es schon oft der Fall war, nicht noch Hoffnung gehabt hätten. Ich glaube, das Leben wäre oft nicht zu ertragen, wenn es die Hoffnung nicht gäbe. Sie scheint mir wie die Liebe eine göttliche Kraft zu sein.

Unverhofftes Glück in tiefster Not

In der Arrestzelle angekommen, mussten wir Gürtel und Schnürsenkel abgeben, damit wir uns nicht aus der Verantwortung stehlen. Einen Tag später wurden wir abgeholt und in ein Gefängnis oder Zuchthaus in Bordeaux überführt. Wir wurden getrennt und kamen in zwei nebeneinander liegende Zellen. Unsere Einsamkeit wurde gemildert durch unsere Fähigkeit, uns durch Klopfzeichen unter Zuhilfenahme des Morsealphabets zu verständigen. Dieses hatten wir in der Ausbildung gelernt. Wie Schwerverbrecher wurden wir von einem Wärter mit vorgehaltener Maschinenpistole zur verschmutzten französischen Toilette geführt, wo wir in der Hockstellung bei offener Tür unsere Notdurft verrichten mussten.

Bei den Verhören gewann ich den Eindruck, dass man von der Vorstellung, wir seien Agenten, langsam abrückte. Mein Schutzengel, der mich in vielen schwierigen Situationen nicht verließ, blieb mir auch diesmal treu.

Einmal öffnete sich die Zellentür, und ich erblickte einige französische Offiziere. Ich erhob mich von der Matratze und grüßte stramm. Der ranghöchste Offizier, wohl ein Hauptmann, blickte mich scharf an, dann schaute er zur Zellenwand und deutete auf eine in die Wand geritzte Inschrift und las: »Vive de Gaulle, à bas Hitler.«

Ungläubig fragte er: »Du écrire, du bon?« Ich antwortete zackig, indem ich die Hacken zusammenschlug: »Je écrire, je bon, mon colonel.« Die Herren lachten. Meine Haltung, meine vermeintliche Weltanschauung und die Tatsache, dass ich ihn zum Oberst befördert hatte, verstärkte das Gelächter. Ich bemerkte beim Chef dieser Gruppe deutliches Wohlwollen. Er

ließ mir übersetzen, ob ich einen Wunsch hätte. Ich sagte, dass ich drei Wünsche hätte, nämlich mich mal gründlich zu waschen, dann in ein Gefangenenlager überführt zu werden und meinen Freund Hasso bei mir zu haben.

Er stimmte zu meiner großen Freude zu, klopfte mir auf die Schulter und fragte nur noch, ob mein Freund auch »bon« wäre. Dabei deutete er auf die Inschrift, diese Nebensächlichkeit, die zur Hauptsache geworden war. Der liebe Gott wählt manchmal seltsame Wege. Ich bestätigte durch Kopfnicken, suchte freudig einige Brocken französisch und sagte: »Il est encore beaucoup plus boner que moi.« Und wenn sie mein schlechtes Französisch in Englisch hören wollen: »He is much more boner than I.« In Deutsch hört es sich am besten an: »Er ist boner als ich.« Dabei deutete ich auch auf die in der Wand eingekratzte Inschrift. Alles lachte, einschließlich meiner eigenen Person. Es schien, als wenn man den Krieg und alle Aversionen für ein paar Augenblicke verbannt hätte.

Hasso und ich wurden damit »prisonnier de guerre«, also Kriegsgefangene, und kamen in das Gefangenenlager St. Médard en Jalles in der Nähe von Bordeaux. Wir waren also PG's und wurden dies ausgerechnet durch eine Gefangennahme an Hitlers Geburtstag. Diese Art makabrer Geschenke haben die zwei Unholde des zwanzigsten Jahrhunderts in der Weltgeschichte – mit dem zweiten ist Stalin gemeint – an zahllose Menschen in der ganzen Welt verteilt.

Wenn ich es recht bedenke, haben Hasso und ich unsere Freilassung nur einem Delinquenten zu verdanken, der wohl zu deutscher Besatzungszeit in meiner Zelle saß und auf eine gewiss härtere Strafe wartete, als wir sie erfahren haben. Das Schicksal geht oft recht seltsame Wege.

In der Trostlosigkeit und der Verlassenheit in der Einzelzelle hatte ich vor dieser glücklichen Wendung unseres Schicksals zum zweiten Male geweint – das erste Mal bei dem Empfang eines erschütternden Briefes meines Vaters in der

Trostlosigkeit der Festungszeit – und an meine Eltern und meine Kindheit dabei gedacht.

Ein Gedanke quälte mich ununterbrochen: Was ist aus ihnen allen geworden? Haben sie den Krieg überlebt? Der Einmarsch bolschewistischer Soldaten in meiner oberschlesischen Heimat ließ mich größte Ängste ausstehen. Die Worte meiner Mutter beim Abschied in den Krieg gingen mir dauernd im Kopf herum: »Bete zu Gott, er wird dich auf wunderbare Weise führen.«

Der letzte Akt

Am 1. Mai kamen wir endlich – nachdem die versprochene Körperreinigung vorausging – in das Gefangenenlager St. Médard en Jalles. Dort standen viele Baracken, die teilweise noch leer waren. Einen Teil meiner persönlichen Habe hatte man mir in den letzten Tagen weggenommen, anderes, was man nicht gebrauchen konnte, durfte ich behalten. So verlor ich zum zweiten Male nach dem Schiffsuntergang die wenigen Sachen, die man mir in der Festungszeit zugeteilt hatte. Ich war nun wieder arm wie eine Kirchenmaus. Etwas, was mir sehr wertvoll erschien, durfte ich behalten: den Brief meines Vaters und einige Photographien, die mich stets an die lieben Menschen in der Heimat erinnerten und die ich lieb hatte. In einem Präservativ wasserdicht eingeschlossen, hatten sie sogar den Schiffsuntergang überlebt.

Der nächste Feind, der langsam und unerbittlich an unseren Kräften zehrte, war der Hunger. Er hat zusammen mit seinen Nachfolgekrankheiten viele der Gefangenen dahingerafft. Am 8. Mai, dem offiziellen Kriegsende, füllte sich das Lager. Ein langer Zug von Landsern marschierte deprimiert mit hängenden Köpfen, abgerissen, vernachlässigt und unrasiert in das von Stacheldraht und Wachtürmen umgebene Camp. Man hatte sie in Südwestdeutschland gefangen genommen, zum Teil von Amerikanern, die sie an die Franzosen weitergegeben hatten, und so rollten ungefähr zwei Millionen davon in Güterwagen nach Frankreich, das kaum in der Lage war, all die vielen Menschen zu ernähren. Zu dem Hunger kamen noch lang unterdrückte Ressentiments der temperamentvollen, heißblütigen Südfranzosen hinzu. Man erzählte mir, dass man in den oben offenen Güterwaggons Decken

über den Kopf halten musste, weil ein Bombardement von Steinen auf die armen Landser niederging, wenn man unter Brücken durchfuhr. »Vae victis« (wehe den Besiegten) aus der römischen Geschichte fiel mir bei diesen Erzählungen ein.

Der Hunger machte uns allen schwer zu schaffen. Sechs Mann mussten sich täglich ein französisches Stangenweißbrot teilen, das bedeutete ein Stück von etwa sechs Zentimetern Länge. Es war weich und schwammig und nicht mit dem festen deutschen Vollkornbrot, dem Kommissbrot, zu vergleichen. Dazu gab es einen Schlag voll Wassersuppe, in dem das wenige Gemüse spärlich zu erkennen war.

Die Folgen zeigten sich nach einigen Wochen. Die Rippen traten heraus und die Knochen hatten es an sich, das Fleisch immer mehr zu verdrängen. Ich hatte in dieser ersten Zeit noch nicht einmal einen Teller und einen Löffel zum Essen. Die Suppe musste ich aus einer verrosteten Blechbüchse, die oben gezackte Ränder aufwies, trinken und dabei achtgeben, dass ich mir nicht die Lippen aufschnitt. Die Verdauung und der Stuhlgang wurde mit der Zeit zu einem Problem. Im Magen und Darm war kaum etwas vorhanden. Das weiche Weißbrot verklumpte sich im Verlauf von einigen Tagen zu einer Kugel im Darm, und wir hatten die größten Schwierigkeiten, sie auf den französischen Latrinen loszuwerden.

Da hockten die armen Kerle über diesen primitiven Löchern, hielten sich an einem Eisengriff in der Wand fest und drückten und drückten mit dem üblichen Gestöhn bei Verstopfungen. Manchmal mussten sie mit den Fingern oder einem spitzen Gegenstand nachhelfen, um die harte Kugel zu teilen.

Ich dachte oft an das schmackhafte Essen, das meine Mutter so delikat zubereitet hatte und schämte mich nachträglich außerordentlich, dass ich früher manchmal an diesem und jenem herumgemäkelt hatte. Ich versprach mir innerlich, dies nie wieder zu tun, wenn ich das Glück hätte, in die Heimat

zu kommen. Heute, mit meinen fast achtzig Jahren kann ich sagen, dass ich Wort gehalten habe.

Wegen des Ausgelaugtseins spielte das Thema »Weib« bei den Gefangenen in ihren Unterhaltungen keine Rolle mehr. Bei den Soldaten früher war es das »Thema Nummer eins«. Jetzt erzählte man nur vom Essen. Köche und Kellner waren die gefragtesten Gesprächspartner. Sie mussten bei den abendlichen Unterhaltungen, wo nicht nur der Magen knurrte, erzählen, was es für Möglichkeiten gab, dem Gaumen Freude zu bereiten.

Tagsüber lagen wir auch häufig auf den harten zweistöckigen Holzgestellen, um die trostlose Zeit schneller herumzubekommen. Zu einer bestimmten Zeit mussten wir barackenweise zum Zählappell antreten. In der heißen Sommersonne fielen dann stets einige Männer in Ohnmacht und schlugen lang hin.

Oft saßen wir vor den Baracken auf der Erde und suchten die inneren Nähte unserer Sachen nach Läusen ab, die wir dann zwischen den Daumennägeln zerquetschten. Größere Schwierigkeiten hatten wir mit den Wanzen, die des Nachts aus den Ritzen der Zweistockbetten kamen. Wir schnürten uns die Kleidung am Hals und den Handgelenken zu, um diese Biester nicht an die übrigen Teile unseres Körpers gelangen zu lassen. Eklig war es, wenn wir Wanzen, die über das Gesicht liefen, zerquetschten. Der Geruch, der dabei entstand, war widerlich.

Kopfläuse und Filzläuse in der Genitalgegend machten uns zusätzlich zu schaffen. In unserer Verzweiflung wegen der Wanzenplage warfen wir einmal die Betten der ganzen Baracke in das Wasser eines großen Feuerlöschbassins. Die Wasseroberfläche war dann braun voller Wanzen. Wir triumphierten und glaubten, einen vollen Sieg errungen zu haben. Wie erstaunt waren wir, dass diese ekligen Biester in der darauffolgenden Nacht wiederkamen. Sie kamen aus den Bar-

ckenwänden, plagten uns weiter, grinnten und wussten genau, dass wir die Baracken nicht auch noch in das Löschwasserbecken werfen konnten.

Schlimm war die Würdelosigkeit, die sich bei vielen wegen des Hungers einstellte. Ein Stück Brot konnte man nicht liegenlassen. Es wurde unweigerlich geklaut. Der Krach beim Teilen des Brotes war permanente Begleitmusik. Es durfte nicht sein, dass irgend jemand etwa einige Gramm mehr bekam, deshalb musste jeder einmal der Reihe nach der Teilende sein.

Ich war zugegen, als ein Unteroffizier – im Zivilleben Studienrat für Französisch – Besuch von seiner französischen Frau bekam. Er nahm sich kaum Zeit, diese liebevoll zu begrüßen, so schnell stürzte er sich auf die Tasche und fraß die essbaren Mitbringsel in sich hinein. Ein etwa zweijähriges Kind, welches die Frau mitgebracht hatte und das er als Vater zum ersten Mal sah, nahm er erst danach rülpsend zur Kenntnis. Man hätte heulen können, wenn man daran dachte, dass der Mensch durch seine unsterbliche Seele ein Ebenbild Gottes sein sollte.

Wir wunderten uns sehr, dass wir neben der unzureichenden Ernährung jeden Monat ein Päckchen Tabak bekamen. Wäre es doch bloß etwas zu essen gewesen! Die Gier zu rauchen war aber bei einigen Leuten trotzdem noch größer als zu essen. Meinen Anteil verscherbelte ich stets zugunsten eines Stück Brotes. Ich wollte leben und nach Hause kommen! Zu diesem Zweck übte ich auch hinter der Lagerbaracke das Kugelstoßen. Auf dem sandigen Lagergelände fand ich einen großen kugelförmigen Stein, der dazu geeignet war. Tokanz und Peiken, zwei junge Gefangene aus meiner Heimatstadt Beuthen, beteiligten sich daran. In unserer zermürbenden Untätigkeit und Gammelei, die für die körperlichen und geistigen Kräfte reines Gift waren, war diese Sportart ein

notwendiger Ausgleich. Andere Lagerinsassen machten auch bald mit.

Es gab aber auch mit, die geschwächt in eine Lethargie verfielen, die lebensbedrohend war. Ich denke hierbei an einen jungen Burschen von 18 Jahren, der sich in seiner Labilität so gehen ließ, dass er zu den ersten Lagertoten gehörte. Er wusch sich nicht, suchte in seiner Kleidung nicht nach dem Ungeziefer, unterhielt sich nicht mit den anderen Gefangenen und lag teilnahmslos in seiner Bretterkoje. Als er später in der Kiste lag, behauptete einer, in seinen Ohren Würmer gesehen zu haben.

Eines Tages, als ich selbst einmal im Lagergelände so dahingammelte und mich zu Tode langweilte, ging der französische Lagerarzt an mir vorüber. Wegen meiner blauen Marinekleidung fiel ich unter den feldgrauen Gestalten wohl etwas auf. Er fragte mich plötzlich, ob ich sein Gehilfe in der Infirmerie werden wolle. Zunächst werde ich wohl geantwortet haben:

»Je ne pas comprendre.« (Ich verstehe nicht.) Er wird es dann wohl auf englisch versucht haben. Mit unserem Schulenglisch haben wir uns dann verständigen können. Ich war sofort bereit und stellte mich dankbar zur Verfügung. Meinen armseligen Kreppe aus der Baracke brachte ich sofort zum Revier und richtete mich dort häuslich ein. Meine Aufgabe bestand in der Hauptsache darin, Listen zu führen und die notwendigen Eintragungen vorzunehmen. Ich war wieder einmal dem Schicksal dankbar für diese Entwicklung, die mich im Endeffekt dem Heimkehrertransport näherbringen sollte. Aber so weit war es noch nicht. Zunächst war ich jedoch immerhin allein in einem Raum und bekam sogar einen Schlag Gemüsesuppe und ein Stück Brot mehr als bisher.

Dr. Jacques Frouin war eine sympathische Erscheinung. Er war einige Jahre älter als ich, war sehr charmant und temperamentvoll. Seine lebhaften Umgangsformen und sein dunk-

les Haar offenbarten den Typ eines Südfranzosen. Die Mischung zwischen dem studierten intellektuellen Brillenträger und seiner Jungenhaftigkeit war interessant. Ich mochte ihn sehr und hatte ihm viel zu verdanken. Die allgemeine Distanz fast aller Franzosen, es gab wohl ein Fraternisierungsverbot zwischen den Siegern und den Besiegten, war bei ihm nicht festzustellen. Er war ein Mensch. Mein allgemeiner Groll gegen die Franzosen wurde durch ihn erheblich abgemildert.

Als ich ihn einst zu meinem früheren Barackenkameraden Walter Schaubert führte, der wegen der langsam auftretenden seuchenartigen Krankheiten wie Flecktyphus, Ruhr, Hungerödeme, Dystrophie im Sterben lag, weil ich glaubte, Monsieur Docteur könne ihm helfen, erschütterte mich dessen Reaktion. In seiner Hilflosigkeit diesen Krankheiten gegenüber entdeckte ich in seinen Augen Tränen und eine Geste des Mitleids mit diesem jungen, sterbenden Menschen, welche die Trostlosigkeit der ganzen Situation aller Gefangenen zum Ausdruck brachte.

Man erzählte mir einmal, dass er wegen seiner Freundlichkeit den Gefangenen gegenüber, die nichts anderes als reine Menschenlichkeit war, vom Lagerkommandanten bestraft worden wäre. Seine spätere Ablösung als Lagerarzt im Spätherbst des Jahres 1945 kann auch darauf zurückzuführen sein.

Vorher hatte er sich aber von mir und anderen Gefangenen, die ihm menschlich nahestanden, verabschiedet. Mich wollte er unbedingt auf einem Arbeitskommando bei Verwandten auf dem Lande unterbringen.

»Viel essen, ein wenig arbeiten«, sagte er augenzwinkernd. Ich weiß heute nicht, warum ich dieses Angebot nicht angenommen hatte oder annehmen konnte.

Bevor er das Gefangenenlager verließ, stellte er eine Heimkehrerliste auf. Auf dieser sollten nur Gefangene vermerkt werden, die nicht arbeitsfähig waren, entweder Kranke oder welche, die Verwundungen aufwiesen. Mein Bestreben, auch

auf diese Liste zu kommen, bereitete einige Schwierigkeiten. Beides war auf mich nicht anwendbar. Dr. Frouins Gutmütigkeit einkalkulierend, setzte ich ihn unter Druck mit der Feststellung, dass ich mich zur französischen Fremdenlegion melden würde, wenn er mich nicht auf die Liste setzte. Diese Möglichkeit bestand damals; denn Frankreich brauchte Soldaten für den Kampf in den Kolonien. Dr. Frouin erschrak und meinte, ich wäre zu gut und zu sensibel, ich würde seelisch dort zugrunde gehen.

Nach einem Vorschlag von mir, mich als »Irren« heimzuschicken, überlegte er lange und schrieb dann: Caporal Alfred Morys, 16.5.1925, etat maniaco-dépressive. Den Nachweis kann ich heute noch schriftlich erbringen. So wurde ich der manisch-depressive Irre, der schon sehr zeitig im Januar 1946 nach Deutschland kam. Auf meine Befürchtung hin, in Deutschland dann in eine psychiatrische Anstalt gesteckt zu werden, meinte er schmunzelnd:

»Du sagst dann in Deutschland bei der Entlassung, im Augenblick wärst du normal, die Krankheit sei nur temporär, also zeitbedingt.«

Dr. Frouins Hilfe ging noch weiter. Er bewahrte mich davor, in meine Heimat entlassen zu werden. Er meinte, ich solle lieber nach Westdeutschland gehen.

Die Krankheitswelle, die im September 1945 die ausgemergelten deutschen Gefangenen heimsuchte, ließ nicht lange auf sich warten. Vor allem der Flecktyphus raffte viele dahin. Im September und Oktober starben 214 Gefangene. Ich führte die Kranken- und Sterbeliste in der Infirmerie und war aus diesem Grunde genau informiert. Es war kein schöner Anblick, diese Männer so bleich und ausgezehrt in den Holzkisten liegen zu sehen. Sie hatten sich doch auch gefreut, dass der Krieg nach so langer Zeit zu Ende war und sehnsüchtig auf eine glückliche Heimkehr gewartet.

Der Tod, eine der gerechtesten Erscheinungen dieser Welt, da er irgendwann einmal alle holt und kein Geld oder Kraut gegen ihn gewachsen ist, schien hier allzu hart zu wüten. Auf die Dauer übersieht er natürlich keinen, auch die nicht, die sich sicher glauben. So hat wohl der deutsche Lagerkommandant, der Feldwebel Klein, nicht geglaubt, auch bald dazuzugehören. Er wurde von vielen Gefangenen gehasst, weil sie der Meinung waren, sein Ohr gehörte mehr der französischen Lagerleitung als den armen Gefangenen. Er war gut genährt und hatte alle Voraussetzungen, von der grassierenden Krankheitswelle verschont zu bleiben. Wie verwundert war ich eines Tages, als ich den unsympathischen Mann still und tot in der schlichten Holzkiste liegen sah.

Gegen ein Gefühl der Genugtuung wehrte ich mich; denn stets stand einem das eigene Schicksal drohend vor Augen. Vielleicht hatte er den Posten nur angestrebt, um am Schluss auch zu den überlebenden Heimkehrern zu gehören. Über die Zusatzrationen, die dieser militärische Schreihals verdrückte, hatte sich der Tod kalt lächelnd hinweggesetzt. Die Frage, wann ich dran sein könnte, wo ich doch als 20-jähriger Jugendlicher, der zudem noch im Revier arbeitete und damit auch zu den Gefährdeten gehörte, hatte ich mir in meinem Lebenswillen und der nie versiegenden Hoffnung nicht gestellt.

Die Erkrankungen begannen zunächst mit einer Durchfallwelle. Das Ausscheidungsgeschehen hatten viele nicht mehr im Griff und sie liefen mit vollen Hosen im Lager herum. Schlimmer war der Flecktyphus, den wohl die Läuse in voller Menschenverachtung von Mann zu Mann getragen hatten. In der schlimmsten Zeit waren sechs Baracken mit Kranken belegt, die jeglicher Pflege entbehrten und nur von ihren Kameraden mit etwas Brot und Wasser versorgt wurden.

Dann starteten die Franzosen eine Impfkaktion, die zur Folge hatte, dass die Epidemie eingedämmt werden konnte. Die vorausgehende schlimme Entwicklung hat der liebe Dr.

Frouin nicht mehr erleben müssen. Er war vorher schon strafversetzt worden. Vielleicht hatte er dies vorausgesehen und sich mit drängenden Warnungen unbeliebt gemacht.

Viele Gefangene bekamen wegen des Hungers und der Auszehrung Ödeme. Das zeigte sich darin, dass die Füße, die Hände, auch das Gesicht durch eine Wasseransammlung im Gewebe anschwellen und dick wurden. Schlimm war es, wenn der Hals davon betroffen war. Die Gefahr der Erstickung war dann gegeben. Ich entsinne mich an einen Fall, wo so ein armer Kerl wie ein Karpfen nach Luft schnappte und zu ersticken drohte. Unsere mit zu den Gefangenen gehörenden Ober- und Unterärzte im Revier versuchten, mit den primitivsten Mittel den Gefangenen durch einen Luftröhrenschnitt vor dem Ersticken zu bewahren. Ich wurde aufgefordert, bei der Operation mit dabeizusein. Ich weigerte mich, weil ich die Qualifikation für so etwas nicht besaß und so etwas nicht mit ansehen konnte.

Ich konnte als Kind schon nicht zusehen, wenn man Hühnern oder Enten den Hals durchschnitt. Ich blieb also vor der Tür stehen, stellte mir das Furchtbare vor und drückte dem armen Kerl die Daumen mit einem flehentlichen »lieber Gott hilf!«. Nach einiger Zeit hörte ich ein dumpfes Röcheln. Dann blieb alles still. Nach einer Weile kamen die Ärzte mit betretener Miene heraus mit der Feststellung, dass der auf dem Tisch liegende PG (prisonnier de guerre) tot sei. Blut war ihm durch die Luftröhre in die Lunge gelangt.

Mich erwischte der Flecktyphus auch. Ich hatte das Glück, von dem Unterarzt Dr. Steinmüller, der auch in der Revierbaracke wohnte, gepflegt zu werden. Er war Freigänger und hatte das Recht, das Lager zu verlassen. Auf diese Weise brachte er mir manchmal Südfrüchte mit, weil ich sonst wegen der Appetitlosigkeit alles verschmähte. Mehr als drei Wochen lag ich mit sehr hohem Fieber danieder. Nachdem ich nach einigen Tagen der Bewusstlosigkeit wieder einiger-

maßen denken konnte, stellte ich fest, dass mir ein Großteil der Haare ausgefallen waren. Die einfachsten Begriffe wie Brot, Wasser, Suppe und anderes mehr waren mir verlorengegangen, und ich musste wieder lernen, Dinge beim Namen zu nennen.

Von meinem Zimmergenossen Hansjörg Matthäus erfuhr ich, mit welcher rührender Sorgfalt mich der Dr. Steinmüller gepflegt hat. Als ich gesund war, wurde der Doktor krank. Vor dem Krieg war dieser Mann Missionsarzt in Südamerika. Er war eine Seele von Mensch, gütig, freundlich und hilfsbereit. Man behauptet immer, Engel wären Wesen, die aus einer anderen Welt unerkannt in die irdische positiv eingreifen würden. Ich habe aber an zwei Beispielen erfahren, dass es auch real sichtbare Geschöpfe gibt, die in nichts den Engeln nachstehen, außer dass sie durch ihren Körper gewissen Gesetzen, vor allem der Schwerkraft, unterworfen sind. Wie die Engel strebten sie auch danach, den Willen des Schöpfers zu erfüllen, der stets das Gute will.

Jetzt war ich an der Reihe, den Doktor zu pflegen, ihm zu helfen. Ich brachte ihm seine Tagesration an Essen, das er fast immer verschmähte, wusch ihn, versuchte alle seine Wünsche zu erfüllen und erflehte schließlich die Hilfe des neuen französischen Arztes, als ich merkte, dass mit einer normalen Pflege dem lieben Doktor nicht zu helfen war. Er wurde gleich in ein französisches Spital eingeliefert, wo er dann nach einigen Tagen an einer Kehlkopfgeschichte verstarb. Ich litt sehr unter seinem Tod, wo ich doch so gern noch von ihm vieles erfahren und lernen wollte.

1961 stand ich mit meiner Frau und meinen beiden Kindern an seinem Grab inmitten vieler in der Gefangenschaft Gestorbener auf dem deutschen Soldatenfriedhof in St. Médard en Jalles.

»Ohne ihn wäret ihr alle jetzt wohl nicht hier«, sagte ich traurig.

Warum müssen oft die Besten sterben, und die Bösen werden uralt, dachte ich verbittert. Er war doch in den besten Mannesjahren und hatte vor, noch so viel Gutes zu tun. Oder wollte der liebe Gott ihn nur haben, weil er ihm die große Gnade seiner Gegenwart und Herrlichkeit schenken wollte?!

Von Ende November an war die Krankheitswelle abgeebbt, und es ging langsam bergauf. Eine Rot-Kreuz-Kommission, die das Gefangenenlager inspizierte, hatte wohl keinen guten Eindruck bekommen. Der Besuch hatte zur Folge, dass die Ernährungsverhältnisse sich langsam besserten. Es hieß, die Amerikaner würden auf diesem Gebiet helfen. Mit diesem Ansteigen von Hoffnung und Zuversicht bekamen auch die Wünsche nach Heimkehr im ersten Transport neue Nahrung.

Einen großen Schrecken bekamen wir aber, als der neue Lagerarzt, der als neuer Besen besonders gut kehren wollte, die von Dr. Frouin auf der Liste Stehenden noch einmal sehen wollte. Besonders ich, der ja im Verdacht der Begünstigung stand, aber auch Hasso und Hansjörg mussten um ihren Sonderstatus bangen. Am Ende war es doch wieder einmal gut gegangen. Wir blieben auf der Heimkehrerliste und konnten weiter hoffen.

Den Winter über verbrachten wir voller Zuversicht und Ruhe. Es war still und dunkel geworden, und die Weihnachtszeit ließ uns mehr und mehr kontemplativ zusammerrücken. Es wurde viel erzählt und manchmal auch gesungen. Das sonst übliche politische Lied verschwand aus unserem Bewusstsein, und das stille Volkslied und später das Weihnachtslied machten uns etwas warm ums Herz.

Ich hatte das große Glück, mit Männern in der Revierbaracke zusammenzusein, die durch ihre Herkunft und ihren Beruf herausgehoben waren aus der Masse der übrigen Gefangenen. Ich konnte von ihnen viel lernen, und das hatte ich ja als der frühere barfußige Ziegenhütejunge auch nötig. Diese in der Revierbaracke versammelten Herren waren der

Schauspieler Kullmann, der Pastor Harms, der Opernsänger Konzelmann, der Rechtsanwalt Dr. Herb und früher Dr. Steinmüller, den ich nicht vergessen konnte. Um sein großes Wissen und seine Bildung, die man versteckt ahnen konnte, machte er nie viel Aufhebens und war immer bescheiden. Ich war glücklich in diesem Kreis, und für meine spätere Entwicklung waren diese Menschen von großer Wichtigkeit und Bedeutung.

Mein Stubengenosse Hansjörg, ein Lehrersohn aus Berstadt im Kreis Friedberg in Hessen, hatte in seinem frommen evangelischen Elternhaus eine ganz andere erzieherische Entwicklung genommen als ich. In seiner politischen Einstellung war er mir Nazizögling in vielen Fragen diametral entgegengesetzt, und trotzdem waren wir beide uns sympathisch. Wir stritten uns oft, und als er einmal behauptete, es wäre ein Glück, dass Deutschland den Krieg verloren hätte, wäre ich bald emotional ausgerastet.

Ich sah alles viel differenzierter, obwohl ich meine politischen Scheuklappen noch nicht ganz abgelegt hatte. Natürlich war mir durch das Erleben klargeworden, dass mein Volk einem Verbrecher und seiner Weltanschauung zum Opfer gefallen war. Andererseits war meine Einstellung zu den Siegermächten noch voller Aversionen. Ich dachte dabei an den Bolschewismus, das Schicksal meiner ostdeutschen Heimat, die durch Bombenkrieg zerstörten deutsche Städte, das Los unserer Gefangenen und die Forderung in der Konferenz von Casablanca nach bedingungsloser Kapitulation (schon im Januar 1943), wo der deutschen Widerstandsbewegung der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Die grausame Abtretung eines Viertels unserer Staatsgebiete mit dem unvorstellbaren Leid von 12 Millionen Heimatvertriebenen mit dem Schicksal meines Vaters war mir damals noch nicht bekannt.

In meinem Denken war ich dabei inkonsequent, denn einen Sieg von Verbrechern hätte ich natürlich auch nicht ge-

wollt. Schlimm wäre mir die Vorstellung, unser Volk wäre als Besetzer, Herrscher und Unterdrücker in Europa verhasst, und ich müsste als Lehrer, um die Dinge auf die Spitze zu treiben, mit der Maschinenpistole in einem besetzten Land zur Schule gehen. Dort sollte ich dann junge Menschen von der Güte des Deutschtums überzeugen, die im Grunde mich und uns hassen.

Ich denke hierbei an die Ausführungen Hitlers in seinem »Mein Kampf«, wo er vom »Volk ohne Raum« sprach, den Engländern die Weltherrschaft lassen wollte, für die Deutschen aber die Herrschaft über den Osten beanspruchte.

Kurz nach dem 1.1.1946 war es dann soweit. Der erste Heimkehrertransport war Wirklichkeit geworden. In Güterwaggons verfrachtet, ging es dann bei Kehl über den Rhein. In Tuttlingen im Schwarzwald wurden wir endgültig entlassen. Ein französischer Offizier schaute mich »Irren« lange an, bevor er mir die Entlassungspapiere aushändigte.

Wollte er mich zurückhalten oder dachte er, in Deutschland können nicht genug Irre sein, um von der Gefährlichkeit dieses Volkes Ruhe zu haben?!

Ich stand nun vor einem hellen, großen Tor, das endlich die lang ersehnte Freiheit bedeutete. Ich konnte es kaum fassen, dass eine siebenjährige durch Kasernierung verursachte Fremdbestimmung zu Ende sein sollte und nun ein Leben beginnen sollte, wo in freier Selbstverwirklichung die Welt offenstand für alle Möglichkeiten.

Wenn ich ehrlich sein soll, hatte ich auch etwas Angst davor. Es war alles schön und reizvoll, aber auch fremd und unbekannt.

*Geschrieben in den ersten Jahren nach der
Jahrtausendwende*

Teil II

Im zwanzigsten Jahrhundert

Einer von Vielen

Autobiographie eines Durchschnittsbürgers

Inhalt Teil II

Neuer Anfang in einem hessischen Bauerndorf. . .	177
Wiedersehen sich nach drei Jahren	183
Rückkehr des verlorenen Sohnes in die Kirche. . . .	186
Meinen Beruf als Junglehrer.	189
Versetzung.	194
Begegnung mit meiner ersten und letzten Liebe . .	197
Frau Faust, meine Wirtin	200
Ich bin verliebt	203
Erste Liebeserlebnisse	207
Weihnachten mit Wilma	210
Liebe und ihre ungeahnten Folgen	213
Entbräunung.	218
Versetzung nach Hoch-Weisel	222
Ein Skiurlaub mit Folgen	231
Eine Sucherin findet ihren religiösen Hafen	235
Ein armseliger Anfang	240
Großes Glück in erster Wohnung	244
Kriegsgefahr und profitierende Mäuse	251
Erstes Auto	255

Ich sehe Wilma wieder	259
Realschullehrer in Bad Homburg	267
Lehrer-Ehepaar.....	270
Wohnungseigentum	274
Michael	281
Kristina	287
Krankheit und Tod.....	291
Beerdigung	304
Niedergang des hessischen Schulwesens.....	310
Der Sack Kartoffeln.....	317
Roter Religionsunterricht	318
Burn-out bei Lehrern	319
Neuer Anfang.....	322
Zweite Ehe	331
Jugendliebe	340
Alte und neue Liebe	347
Betrachtungen zu Tod und Zukunft	354
Allein den Betern kann es noch gelingen.....	357
Wilma.....	359

Neuer Anfang in einem hessischen Bauerndorf

Nun stand ich also hier auf dem Bahnsteig eines Bauerndorfes in der Wetterau. Es war für mich der Beginn eines neuen Lebens. Es fing wirklich und wahrhaftig bei Null an. Es war wie eine Geburt in eine neue Welt, die im Schatten lag, aber mit einer gewissen Bangigkeit im Herzen heiß herbeigesehnt wurde. Kalt war es. Man schrieb den 15. Januar 1946, und ich zitterte insgeheim vor der Welt, die nun offen vor mir stand, aber so viele Unwägbarkeiten in sich barg. Ich war alles los geworden und besaß nur mich selbst. Die Vergangenheit schien entrückt, und einzig nur meine Kleidung schien mich an sie zu binden. Das, was ich am Leibe trug, war alles, was ich besaß. Es war eine grüne, zerknitterte Wehrmachtsuniform, in der ich die letzten vierzehn Tage stand, ging und schlief. Darüber verbarg ein gleichfarbiger Offiziersmantel eine jugendliche Gestalt, die nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien und nach glaubwürdigen Schätzungen die Hundert-Pfund-Grenze beträchtlich unterbot.

Eigentum war zu einem Begriff geworden, der keine Rolle mehr spielte. Handschuhe, Schal und Mütze waren zu Luxusartikeln geworden, die man kaum vermisste, obwohl es sehr kalt war. Meine Brieftasche mit einigen Photos, die mich mit dem früheren Leben entfernt verbanden, hatte ich hinübergerettet über viele Gefahren und gefährliche Tiefen meines jungen Lebens. Dazwischen lag der Entlassungsschein aus französischer Kriegsgefangenschaft; denn Ordnung musste ja sein, auch wenn das Chaos anscheinend die Welt regierte. Dieser wies mich als Irren, als Idioten aus, und sein Besitz wird heute noch von mir dankbar mit einem gewissen Schalk im Nacken gehütet. Doch damals fragte ich mich, ob sein Vor-

handensein eine gute Voraussetzung war, ein neues Leben anzufangen. Schließlich tröstete ich mich mit dem Gedanken, dass es zu einem Knecht auf einem Bauernhof ausreichen müsste. Aber auch das schien mir damals nicht sicher zu sein.

Ich konnte mir denken, dass mein Körpergeruch, den ich nun vierzehn Tage durch halb Europa mit mir herumschleppte, selbst die gutwilligsten Gastleute abschreckte in ihrer Bereitschaft, humane Entscheidungen zu treffen. Ich war vierzehn Tage nicht gewaschen, und meine Unterwäsche kannte den Begriff Wäscherei nur vom Hörensagen. Die vielen Löcher darin brauchten natürlich nicht mitgewaschen zu werden. Sie hätten es auch nicht verhindern können, dass meine Unterwäsche gestanden hätte, wenn man sie hingestellt hätte. Schweren Herzens legte ich den Weg zur Königsstraße 19, zum Gasthaus des Bauern August Kitz, zurück.

Meine Rolle als Bittsteller in einer eminent wichtigen Existenzfrage der Aufnahme lag schwer auf meiner Seele. Hunderte von Gedanken gingen durch meinen Kopf. Ist noch Platz vorhanden, betreiben die alten Herrschaften noch ihre Gastwirtschaft und die Landwirtschaft, mussten sie Flüchtlinge oder Ausgebombte aufnehmen, ist der Sohn Albert heil aus dem Krieg nach Hause gekommen, leben sie noch?

Ich besann mich auf meinen kurzen Besuch als Matrose im Sommer 1944, wo ich auf der Fahrt zum Fronteinsatz in den Golf von Biscaya einen Abstecher nach Rodheim machte. Auch mein Ernteinsatz im Herbst 1939 als 14-jähriger Landjahrjunge fiel mir in allen Einzelheiten ein. Dieses Ehepaar war immer freundlich und herzlich zu mir gewesen. Warum sollte es jetzt anders sein? Ich benötigte nur ein Dach überm Kopf und etwas zu essen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass in der Scheune oder im Stall schon ein Plätzchen zu finden sein würde. Dafür wollte ich meine ganze Arbeitskraft unentgeltlich zur Verfügung stellen. Ich wollte nur ein be-

scheidenes Nest, wo ich meine Gesundheit stabilisieren und die besorgniserregende Unterernährung nach und nach abbauen konnte.

Zaghafte klopfte ich an die Haustür. Frau Kitz, die im Türrahmen erschien, sah unverändert so aus, wie ich sie in den sieben Jahren im Gedächtnis hatte. Sie erkannte mich sofort und war freudig überrascht, mich zu sehen. Sie schloss mich in ihre mütterlichen Arme. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Also musste doch etwas von meinem früheren Aussehen und meiner Persönlichkeit übriggeblieben sein.

Sie rief laut, dass es die ganze Nachbarschaft hörte und aus den Häusern kam:

»Ei Boub, wei siehst Dou dann aus, ei, wu kimmst Dou dann her? Sach amol, hoste net mei Albert getroffen, er war doch ach in derselb Gejend wei Dou?« Sie fing dann bitterlich an zu weinen und sagte stockend: »Albert is gefalle, von Bombe erschlohe.

Ich wusste nicht, wie ich sie trösten sollte und umarmte sie schweigend. Eine Ironie des Schicksals trieb hier wieder einmal sein grausames Spiel. Da kommt doch der arme Flüchtlingsjunge, der alles verloren hat, seine Heimat, wohl auch seine Eltern und gar nichts besitzt, aus dem Kriege zurück, wird die gute Frau Kitz gedacht haben, und mein einziger Sohn, auf den die Eltern sehnsüchtig warten, der den Bauernhof, eine Gastwirtschaft und viele Äcker besitzt, kehrt nie mehr zurück.

Weinend bat mich die gute Frau zu meiner großen Freude ins Haus und nahm mich auf. Ihren Mann August, dessen Güte sprichwörtlich war, fragte sie erst gar nicht.

Das Schicksal war mir wieder einmal, wie schon so oft, gnädig. Liebe Mama, du musst noch leben, du hast wieder einmal durch dein Gebet an höherer Stelle interveniert, dachte ich.

Frau Kitz, eine kleine, pummelige, resolute Frau, hatte das Sagen, und der liebe, immer mild und sanft lächelnde August unterwarf sich ihr, ohne dass ich je von ihm ein böses Wort gehört hätte.

Ich wurde – man höre und staune – von diesem hilfsbereiten Ehepaar im ehelichen Schlafzimmer untergebracht. Andere Möglichkeiten gab es in diesem Hause nicht. Selbst wenn ein Liebesleben körperlicher Art auf Grund des Alterns bei diesem Paar nicht mehr stattfand, war die Aufnahme und Unterbringung ein Akt höchster christlicher Nächstenliebe. Eine Nachahmung in heutiger Zeit wäre kaum vorstellbar.

Dieses Haus in der Königsstraße 19 war ein nicht sehr großes Fachwerkgebäude mit fünf Räumen. Parterre befand sich der Schankraum mit ca. 10 bis 15 Sitzplätzen, daneben eine kleine, schmale Küche, in der Frau Kitz ihr Betätigungsfeld hatte.

Zur Feldarbeit ist sie nie mit hinausgefahren. Ich vermute, dass sie eine Kniearthrose hatte. Ein etwas unregelmäßiges Gehen, ein leichtes Hinken ließ mich darauf schließen.

Neben der Küche befand sich der Raum des gefallenen Sohnes Albert, ehemals die »gute Stubb«, die in vielen Bauernhäusern der Wetterau anzutreffen war. Dieser Raum wurde zu einer Gedenkstätte für den Toten umfunktioniert. Es war fast ein sakraler Raum mit seinem dominierenden Bild, welches von immergrünen Hartlaubpflanzen umgeben war. Dieser Raum war für Besucher des Hauses tabu, ein Betreten nicht erwünscht.

Im ersten Stock ging es rechts in das Schlafzimmer, links in einen Raum, in dem ein altes Ehepaar namens Sauter untergebracht war. Der weißhaarige Herr Sauter, ein Spötter par excellence, war von Beruf Schneider. Seine Frau war das Gegenteil von ihm, eine stille, fromme, sehr in sich gekehrte, alte Dame.

Dieses Ehepaar kam aus Frankfurt und hatte dort seine ganze Habe durch den Bombenkrieg verloren. Diese Sauters waren völlig integriert und nahmen an allen Mahlzeiten in der Küche teil. Hier zeigte sich eine Volksverbundenheit, wo alles zusammenrückte und gemeinsam an Freud und Leid teilnahm. In der heutigen Zeit der Sättigung, des Wohlstandes und des vorherrschenden Materialismus wäre so etwas wohl nicht mehr möglich.

In der ersten Zeit hat mir das gute Essen die größten Schwierigkeiten bereitet. Diese Umstellung meines ausgemergelten Körpers, bei dem die Verdauungsorgane keine wesentliche Arbeit zu leisten brauchten, zu einer üppigen, reichhaltigen Ernährungsweise machte mich zunächst krank und sehr müde. Auskurieren konnte ich diese Art von Erkrankung nicht; denn ich musste voll am Arbeitsleben voll teilnehmen. Aber ich schlief bei allen sich bietenden Gelegenheiten. Sogar auf dem Kutschbock bei den Fahrten zum Feld und zurück schlief ich regelmäßig ein und hatte meine Last, nicht vom Fuhrwerk hinunterzufallen. Zu allen sich bietenden Gelegenheiten war ich im Stall, im Holzschuppen oder in der Waschküche und schlief. War es eine Flucht vor der Wirklichkeit oder hing es mit der Gesundheit zusammen? Mir war das vor meinen Wirtsleuten schon peinlich.

Das gute Essen vertrug ich zunächst nicht und musste mich oft übergeben. Das Angebot am Mittagstisch war so reichhaltig, dass ich nicht glauben konnte, sechs Jahre Krieg hinter uns zu haben. Der Schwartemagen, den ich bisher nicht kannte, der mir aber besonders gut schmeckte, stand mit dem gespritzten Äppelwoi auf jedem Abendbrottisch.

Jeden Vor- und Nachmittag fuhren der Herr Kitz und ich mit dem von einem Ochsen gezogenen Fuhrwerk – die Pferde mussten im Krieg abgegeben werden – hinaus auf die nach allen Himmelsrichtungen weit verstreuten Felder. Dort schnitten wir die Zweige der Obstbäume, legten Leimringe gegen

die Schädlinge an, zackerten (pflügten) die Äcker, streuten Kunstdünger oder fuhren Mist und Puddel (bei uns in Schlesien Jauche) aufs Feld. Den Stall mit drei Kühen und dem Ochsen musste ich jeden Morgen ausmisten, den Boden mit Streu auslegen, Heu vom Heuboden herunterholen und Rüben mit einer Mühle zerkleinern. Das Holzhacken und Stämme zersägen gehörte auch zu meinen Obliegenheiten. Im März grub ich den Gemüsegarten um. Im April fuhr ich hinaus, um mit der Sense Klee, Lupine und Gras zu schneiden und in den Stall zu bringen.

Wiedersehen sich nach drei Jahren

Eines Tages machte mich ein glückliches Ereignis sehr froh. Meine Gedanken kreisten täglich um die Frage: Was wird mit meinen Eltern geschehen sein, als die russischen Soldaten in meine Heimat einfielen? Flüchtlinge erzählten die grausamsten Dinge von den Tragödien, die sich dabei abgespielt hatten. Ein Brief von meiner Mutter wurde mir von Frau Kitz freudestrahlend überreicht, als ich vom Felde heimkam. Ich habe selten einen Brief mit so zittrigen Fingern und Herzklopfen geöffnet wie diesen. Ich erfuhr, dass Mama mit der Frau Dambietz und ihren drei Kindern vor den Russen über Böhmen in die Ostzone geflohen war und jetzt in Gera lebte. Sie, die Kitzens Adresse noch von meiner Landjahrzeit her kannte, fragte in dem Brief an, ob das Ehepaar nichts von ihrem geliebten Sohn Alfred wüsste. Vom Schicksal meines Vaters wüsste sie auch nichts.

Ich habe noch nie einen Brief so schnell beantwortet wie diesen. Dabei konnte ich mir vorstellen, dass meine Mutter in ihrem ganzen Leben noch nie ein paar Zeilen erhalten hatte, die eine so überaus glückliche Nachricht kundtaten: Mein Sohn lebt!

Ihre Beschäftigung – Sie kochte für russische Besatzungssoldaten – gab sie schnell auf und machte sich mit ihren wenigen Habseligkeiten, die sie auf einen kleinen Karren lud, auf den Weg. Es war damals eine Strapaze, von Deutschland nach Deutschland zu kommen. Sie brauchte dazu mehrere Tage, die ihr nicht zu lang und beschwerlich wurden; denn sie gelangte ja an das Ziel ihrer Träume. Und wie kam sie dann an? Sie war nicht gewaschen. Der Ruß der damaligen Lokomotiven hing ihr im Haar und zeichnete das Gesicht.

Strähnen des herunterhängenden Haares musste sie fortwährend aus dem Gesicht streichen. Die minderwertige Kleidung schlabberte an ihrem ausgemergelten Körper herunter. Sie aber lachte und drückte leidenschaftlich ihren Sohn, den sie fast zweieinhalb Jahre nicht gesehen hatte, schluchzend und immer wieder lachend mit den Worten »mein Junge, mein Al-friedchen« an sich.

Ich musste bitterlich weinen, als ich ihren erbärmlichen Zustand sah, ihrer übermächtige Freude gewahr wurde und die Mienen des Ehepaares Kitz studierte. Wieder einmal bangte ich vor der Frage: Wird man sie aufnehmen? Hier wurde mir wieder einmal so erschreckend klar, was es heißt, heimatlos und so unsäglich arm zu sein.

Ich dachte auch an die Gefühle meiner Wirtsleute, die diesen Zustand des Wiedersehens mit ihrem Sohn Albert so herbeigesehnt und dann so bitter enttäuscht wurden. Wie grausam das Schicksal doch manchmal sein kann! Ich kam mir in dieser Situation so hilflos und verlassen vor und doch so glücklich, meine Mutter wieder bei mir zu haben.

Vielleicht waren Herr und Frau Kitz durch diesen Auftritt überquellender Gefühle nicht unbeeindruckt; denn sie erklärten sich zu unserer Freude bereit, meine Mutter aufzunehmen. Hinter dem Haus im unteren Teil der Scheune waren zwei Zimmer ausgebaut, in denen eine ausgebombte Frankfurterin namens Gemecker wohnte. Dort hinein in das eine Zimmer kam meine Mutter, und Frau Gemecker war noch nicht einmal böse – denn man war an das Zusammenrücken damals gewöhnt, und die Frankfurterin bekam eine Gefährtin, so dass sich die beiden Frauen fortan die Einsamkeit teilten, sich trösteten und weiter auf das Erscheinen ihrer verschollenen Männer warteten.

Rein äußerlich veränderte ich mich langsam zu meinem Vorteil. Ich war stets gewaschen, gekämmt, und der sich erst langsam entwickelnde Bart wurde aus meinem jungen Ge-

sicht rücksichtslos verbannt. Trotz der schweren und ungewohnten Arbeit nahm ich an Gewicht zu und erreichte langsam das Normalgewicht eines einundzwanzigjährigen Bengels.

Herr Sauter, ein Meister seines Faches, zauberte mir aus meiner Uniform einen Anzug, mit dem man sich sehen lassen konnte. Aus der klobigen Militärjacke wurde ein sportliches Jäckchen, das mit einem inzwischen geschenkten Hemd und der dazugehörigen Krawatte aus mir einen ansehnlichen Kerl machte. Den Militärmantel, auf Zivil umgeschneidert, trug ich noch einige Winter.

Frau Will, die Mutter eines auch gefallenen Sohnes namens Albert, war die Frau des Dorfsattlers. Sie verkuppelte mich mit ihrer Nichte aus Bad Vilbel. Obwohl wir einige Male an Sonntagen miteinander spazieren gingen, funkte es nicht zwischen uns. Ich nahm weder ihren Arm, noch reizte mich ihr ausdrucksvolles Gesicht oder ihre ansprechende Brust, dieses Attribut junger Frauen, die doch sonst eine imaginäre Anziehungskraft auf die Männer ausübt. Ich weiß heute nicht mehr, warum diese Spaziergänge ohne Ergebnis blieben. War ich ihr zu lahm oder stimmte der Hormonhaushalt meines so lange malträtierten Körpers noch nicht?

Rückkehr des verlorenen Sohnes in die Kirche

Die Gespräche bei Tisch zwischen dem Herrn Sauter, meinen Wirtsleuten und mir waren immer sehr interessant und anregend. Ich hatte noch viel über die Verhältnisse in Deutschland in den letzten zweieinhalb Jahren zu erfragen. Oft wurde über die katholische Kirche gelästert, eine Erscheinung, die sich merkwürdigerweise bis in die Gegenwart fortsetzt und mir gegenwärtig unverständlich ist. Sie ist doch die von Jesus Christus eingesetzte Kirche, die seit fast 2000 Jahren existiert und trotz größter Anfeindungen und Verfolgungen nicht zu Grunde geht, obwohl doch alle ihre bedeutenden Widersacher und feindlich gesinnte Organisationen und Weltanschauungen schon längst das Zeitliche gesegnet haben.

Auch mein Vater gehörte zu den Spöttern, und ich entsinne mich noch heute mit einiger Scham, wie er sich ostentativ rasierte, als der Ortspriester in meiner Heimat unser Haus segnete. Frau Kitz und der atheistische Spötter Sauter warfen sich geschickt die Bälle zu. Ich, der Abtrünnige, plapperte gedankenlos in meiner Heimat früher vom Kommunismus inspirierte und von meinem Vater gehörte Dummheiten nach.

»Ja, wenn der Papst wie Johannes der Täufer nur von Heuschrecken und wildem Honig lebte, statt in einem Palast im größten Reichtum residierte, wo alles aus Gold ist, könnte ich ihn als Statthalter von Jesus Christus ernst nehmen«, warf ich in die Debatte. Alles lachte, nur Frau Sauter, eine fromme Katholikin, saß betrübt auf ihrem Platz und litt sehr unter den Spötteleien ihres Mannes. Meine Entgleisung ließ sie traurig werden. Das merkte ich und schämte mich plötzlich. Frau Sauter, eine alte, würdevolle Dame, mochte mich sonst sehr und ich sie auch. Ich bewunderte sie sonst wegen ihrer stillen

und vornehmen Zurückhaltung. Sie tat viel Gutes. Oft ging sie schon frühmorgens allein zur heiligen Messe nach Burgholzhausen.

Ich, dem sämtliche Ideale im Krieg abhanden gekommen waren, fühlte mich auf ideellem Gebiet in meinem Knechtsdasein leer und ausgebrannt. Alles, woran man glaubte, war zusammengestürzt und hatte sich als leer und inhaltslos erwiesen.

Die Frau Sauter schien Ideale zu haben. Ich spürte das und dachte oft in dieser Zeit an meine Beziehung zur Kirche in der Kinderzeit, an die feierlichen Gottesdienste und meine Erstkommunion und an meinen schmachvollen Verrat, den Kirchenaustritt, als Opfer am Altar der Naziideologie. Einige Jahre anmaßende ideologische Verblendung hatten in meiner naiven, unbedarften Seele über fast 2000 Jahre Christentum gesiegt. Ich war geschickten Rattenfängern auf den Leim gegangen und empfand plötzlich die Leere in mir als gerechte Strafe, die mein ganzes Volk im allgemeinen und mich als Einzelnen im besonderen getroffen hatte.

Eines Tages vertraute ich mich der lieben, verständnisvollen Frau Sauter an, berichtete ihr über meine seelische Leere und bat sie, mit ihr in die Kirche gehen zu dürfen. Sie war hochofrenet, hatte sie mich vorher schon in meinem stillen, verträumten Wesen durchschaut und das ihrige getan, dass ich mich offenbaren konnte. Wir wanderten also von nun an regelmäßig vier Kilometer weit in das benachbarte Burgholzhausen, wo wir in einer schlichten Diasporakirche der heiligen Messe beiwohnten. Der Gottesdienst hat mir innerlich viel gegeben und mich ruhiger und zufriedener gemacht. Es war deshalb kein Wunder, dass ich meine Mutter nach ihrem Eintreffen in Rodheim bat, mit mir zusammen wieder in die katholische Kirche einzutreten. Wir hatten sowieso allen Grund, dem lieben Gott für die vielen Gnadenerweise zu danken, vor allem für die glückliche Zusammenführung.

Meine Mutter hatte es inzwischen auch sehr bedauert, der Kirche ihrer Vorfahren den Rücken gekehrt zu haben und durch die Überredungen einiger Frauen der Sekte der Bibelforscher entgegengekommen zu sein. Wir beichteten also und wurden in einem liturgischen Ritual in Gegenwart von zwei Zeugen feierlich von dem alten, ehrwürdigen Pfarrer Beyer in den Schoß der Mutter Kirche aufgenommen. Es konnte jetzt in allem nur aufwärts gehen, und zwar mit Gottes Hilfe. Wir fingen also an, heimisch zu werden in der neuen Heimat.

Meine fürsorglich vorausschauende Mutter hatte alle für mich wichtigen Akten und amtliche Unterlagen für mein späteres Berufsleben auf einem langen Fluchtweg hinübergerettet von Beuthen O.S. (heute Bytom) bis nach Rodheim. Ich war ihr so dankbar dafür. Meine Schulzeugnisse waren dabei, vor allem das Zeugnis über das bestandene Staatsexamen für das Lehramt an Volksschulen, die Übernahme in das Beamtenverhältnis, Unterlagen über den Schuleinsatz als Lehramtsanwärter in einer Beuthener Volksschule und Abschnitte über Lohnzahlungen vom Regierungspräsidium in Kattowitz nach A4C2. Mit diesen Unterlagen war es nicht schwer, in den Schuldienst des Landes Hessen übernommen zu werden.

Meinen Beruf als Junglehrer

Ein großer Lehrermangel war zu verzeichnen. Viele Lehrer waren gefallen, andere als ehemalige Parteigenossen waren noch nicht entnazifiziert und fristeten als Wald- oder Stadtarbeiter der ein kümmerliches Dasein. Dass wir mit 18 Jahren als Absolventen der Lehrerbildungsanstalt automatisch NSDAP-Mitglied geworden waren, nahm man wohl nicht so ernst. Wir wurden zwar zunächst als Laien- oder Hilfslehrer in den Staatsdienst übernommen, konnten aber später nach einer demokratischen Bewährung in einem Umschulungskurs voll in das Beamtenverhältnis des Landes Hessen übernommen werden.

Am 1. 5. 1946 wies mir der Schulrat Köth vom Kreis Friedberg die Besetzung einer Lehrerstelle an der Volksschule zu Ober-Rosbach an. Ein neuer Lebensabschnitt begann damit. Nur noch einige Tage trennten mich von meinem 21. Geburtstag. Ich war endlich erwachsen geworden. Ich war von der schönen Lage meines neuen Betätigungsfeldes entzückt. Oben von der Autobahnbrücke, am Südhang des Taunus gelegen, konnte ich weit in die fruchtbare Wetterau hinein schauen. Hinter mir breitete sich der riesige Wald aus, der den 80 Kilometer langen Taunuskamm bedeckte. Vor mir lag eine ca. vier Kilometer lange Hangfläche, die mit Hunderten von blühenden Kirschbäumen bestanden war. Es war der Tag vor meinem Dienstantritt, als ich alles inspizierte und glücklicherweise auch ein Zimmer fand, wo ich in der nächsten Zeit wohnen konnte. Die Sonne schien, ich empfand lange vermissten Lebensmut und war sogar ein wenig stolz über den Aufstieg vom Knecht zum angehenden Dorfschullehrer.

Wenn doch mein Vater, von dem ich immer noch nichts wusste, etwas vom Anfang meines Berufslebens in Erfahrung bringen könnte, dachte ich. Aber er war weit weg in Sibirien, wie ich heute weiß, verscharrt wie ein Nichts, wie eine namenlose Null, als eines der vielen Millionen von Kriegsoptionen, die unschuldig leidend für die unerhörten Grausamkeiten dieser Zeit eintreten mussten. Als junger Mann hatte er die Materialschlachten des Ersten Weltkrieges trotz einer Gasvergiftung lebend überstanden, und im September 1945 musste er als verschleppter Zivilist mit 46 Jahren, ohne jemals Mitläufer oder Aktivist des NS-Regimes gewesen zu sein, wohl krank und sehr geschwächt diese schöne Welt verlassen. Für ihn war sie wohl aber ein Inferno von Hass und Gemeinheit, und der Tod wird eine Erlösung gewesen sein. Seinen Rat und seine Hilfe konnte ich niemals mehr in Anspruch nehmen.

Die Schulleitung wies mir das dritte und vierte Schuljahr zur pädagogischen Betreuung an. Mir machte die neue, ungewohnte Arbeit viel Spaß. Aus der Schulbücherei hatte ich alle Bücher zu entfernen, die etwas mit dem Krieg und der Naziideologie zu tun hatten. Ich war rundherum zufrieden.

Nur am Kontakt zur Dorfbevölkerung haperte etwas. Schuld daran war wohl ich selbst. Das Milieu dieser hessischen Landbevölkerung war mir fremd. Ich als Großstädter kapselte mich ab und wusste nicht, dass hier jeder jeden kannte und man alles genau beobachtete, was im Dorf vorging. Ich schloss mich einer Flüchtlingsfamilie an, weil ich mit den Heimatvertriebenen mehr innere Verbundenheit fühlte als mit der bäuerlichen Dorfbevölkerung. Mir kam es so vor, als wenn wir als die besitzlosen Eindringlinge betrachtet wurden, die den Einheimischen etwas wegnehmen wollten. Meine oberschlesische Mentalität der Kontaktarmut und des sich Abschließens war der Integration in meine neue Umwelt hinderlich. Man konnte dies auch in Verkennung meines wirklichen Wesens als Stolz oder Hochmut auslegen.

Meine Schulkinder dagegen hatten mich gern, und deren Eltern akzeptierten mich. Meine Tendenz, mich geistig höher stehenden und kultivierten Menschen anzuschließen, die sich schon in der Gefangenschaft zeigte, setzte sich auch hier fort. Frau Till, eine kultivierte, gut aussehende Dame von 39 Jahren, Mutter meiner begabten Schülerin Liesel, interessierte mich sehr. Der junge Lehrer ihrer 10-jährigen Tochter schien auch ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen zu sein. Pädagogisches Interesse beider, wobei Liesel im Mittelpunkt stand, ließ eine Freundschaft entstehen, die heute nach 50 Jahren noch andauert.

Frau Tills Mann, vor der Vertreibung Direktor einer großen Textilfabrik in Essegk an der ungarisch-jugoslawischen Grenze, war noch in Gefangenschaft. Frau Till führte mich gesellschaftlich bei ihren Eltern ein, die armselig mit Tochter und Enkelin in einer kleinen Zweizimmerwohnung hausten. Herr Bezdiczka war ehemals Major im österreichischen Kaiserreich. Sie, seine Gemahlin, eine charmante, sehr liebe alte Dame und er waren vor den vorrückenden Russen aus Mährisch-Schönberg im Sudetenland nach dem Westen geflüchtet. Diese Familie hatte ich sehr gern und half ihr, wo ich nur konnte. Ich war oft bei ihnen, die gepflegte Unterhaltung und ihre Gastfreundschaft, der von Wien inspirierte Charme und ihre Kultur zogen mich an. Der Kontrast zur einheimischen Bevölkerung war sehr deutlich und ließ mich parteiisch werden.

Als man eines Tages klagte, man fröre und hätte keine Zuteilung an Brennstoff bekommen – es war so um die Zeit der Eisheiligen – begab ich mich kurz entschlossen mit einem Handwagen und einer Axt in den Wald und sorgte für den notwendigen Ausgleich. Leider wurde ich bei dieser ungesetzlichen Handlungsweise von einem Bediensteten des Forstwesens gestellt und so der Gemeinde mein Holzfrevel offenkundig gemacht. Es schien, dass ich Schwierigkeiten

hatte, als verwilderter Landser und Kriegsteilnehmer, wo das Requirieren in Feindesland an der Tagesordnung war, nun in die Legalität eines geordneten Staatswesens hineinzuwachsen.

Der Herr Bezdiczka litt als leidenschaftlicher Raucher sehr darunter, die Objekte seiner Sehnsüchte zu vermissen. Wie auf allen Gebieten, wo im Nachkriegsdeutschland ein großer Mangel herrschte, kam man auch an Rauchwaren nicht heran. Auf dem Schwarzmarkt ließen sich Zigaretten nur im Tausch gegen etwas Wertvolles erlangen. Die Amerikaner trieben einen schwungvollen Tauschhandel und waren im Besitz dieser Kostbarkeiten. Frauen hatten es da schon leichter, an diese Dinge heranzukommen.

Herr B., einst stolzer Offizier auch hoch zu Ross, wenn es sein musste, scheute sich in dieser Zeit nicht, weggeworfene Kippen zu sammeln. Ich, der immer noch Nichtraucher war, half ihm dabei. Wo waren welche zu finden? Sie lagen auf der Autobahn, wo nur Amis in ihren chromblitzenden Karossen bei offenem Fenster lässig beim Fahren rauchten und die Kippen auf die Fahrbahn warfen. Eines Tages wurden wir dort fündig und konnten Herrn B.'s Bedürfnisse nach Tabak für mehrere Tage stillen.

Leider war der Anlass zu diesem Gang auf der Autobahn alles andere als fröhlich Art. Liesel war mit ihrer Familie auf dem Gang zur Kirche nach Ockstadt mit mehreren Heimatvertriebenen von einem Gewitter überrascht worden. Mehrere Leute flüchteten unter einen Baum. Der Blitz schlug in diesen ein, erschlug zwei Kirchgänger, fuhr am Auge und Rücken der lieben kleinen Liesel entlang und hinterließ schmerzhaft Spuren, die Gottseidank nicht lebensgefährlich waren.

Am nächsten Tag trug ich Liesel auf dem Rücken die Autobahn entlang in das acht Kilometer entfernte Bad Nauheim zum Augenarzt. Herr B. war dabei und frönte besonders seiner Leidenschaft. Deutsche Autos gab es damals noch nicht.

Es ist heute kaum vorstellbar, dass dort Menschen herumlaufen und sogar Radfahrer diese Fernstraßen benutzten. Auch ich pendelte dort mit einem geliehenen Rad zwischen Oberrosbach und Rodheim verschiedentlich hin und her.

Versetzung

Nach drei Monaten meines Dienstes in Ober-Rosbach wurde ich auf das Schulamt bestellt. Mir schwante schon nichts Gutes, als der Schulrat Köth mich mit ernster Miene empfing. Er machte mir klar, dass eine Beschwerde des Gemeinderates vorläge, nach dem ich es nicht verstanden hätte, als »Militarist« das Vertrauen der Gemeinde zu gewinnen. Ich würde stets mit meiner »Militäruniform« umherlaufen. Bei meiner unpolitischen Einstellung, die wieder einmal so recht meine Naivität zum Ausdruck brachte, war mir entgangen, dass im Gemeinderat einige Kommunisten saßen. Natürlich spielte bei dem Angriff auf mich auch die Tatsache eine Rolle, dass ich ein verdächtiger katholischer Kirchgänger war und die Frechheit besessen hätte, »Flüchtlingen« auf illegale Weise Holz zu beschaffen.

Der katholische Schulrat meinte augenzwinkernd, dass man als Dorfschullehrer in einem Glashaus säße und jedermann mit Interesse sehen könne, wie man angezogen sei und ob man einen Binder hätte. Vielleicht war das eine Anspielung auf meine auf zivil umfrisierte Militäruniform. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt von der Besoldungskasse Hessen noch kein Geld bekommen – der Amtsschimmel zur damaligen Zeit war besonders langsam und träge – und machte dem Schulrat klar, dass ich mir nichts kaufen könne. Erst nach drei bis vier Monaten erhielt ich mein erstes verdientes Geld. Es dürften so 80,- RM im Monat gewesen sein.

Nach längerem Überlegen kam der Schulrat zu einem Ergebnis. Es ist ihm wohl sehr schwer gefallen, den Wünschen der Gemeinde Rechnung zu tragen und mich beruflich nicht zu vernichten. Er sagte mit Würde und Autorität:

»In Anbetracht der Vorkommnisse in Ober-Rosbach ver-
setze ich sie mit Wirkung vom 1. 8. 1946 an die Volksschule
des überwiegend katholischen Dorfes Ober-Erlenbach«.

So war also meine Karriere in Ober-Rosbach recht kurz.
Was war schuld daran: Unerfahrenheit, mangelhaftes psycho-
logisches Einfühlungsvermögen, Verwilderung durch den
Krieg und Fehleinschätzung der politischen Lage. Ich packte
also meine Habseligkeiten auf einen zweirädrigen Karren
und tappelte die zwölf Kilometer nach Ober-Erlenbach.

In Rodheim machte ich eine kurze Zwischenstation und
berichtete meiner Mutter und den guten Bauersleuten über
mein Scheitern in Ober-Rosbach. Einigermaßen seelisch ge-
tröstet und körperlich gestärkt durch eine Bauernmahlzeit,
wobei der Äppelwoi als geistige Stimulanz mein darnieder-
liegendes Selbstbewusstsein wieder aufbaute, begab ich mich
singend wieder einmal in eine mir unbekannte Zukunft.

Es waren endlich nicht mehr Wehrmachtsmarschlieder
oder wie vor Jahren so oft gegrölte Hitlerjugendlieder, son-
dern alte, bewährte Volkslieder, die einem Umschwung im
Denken, Fühlen und Handeln nicht im Wege standen. In lan-
gen Windungen zog sich die Straße entlang an fruchtbaren
Feldern der Wetterau, vorbei an der Bahnstation Burgholz-
hausen, zum drei Kilometer entfernten Ober-Erlenbach. Das
Dorf lag in einer Vertiefung und konnte von mir nicht einge-
sehen werden. Es war verschlossen wie meine Zukunft. Plötz-
lich senkte sich die Straße in einen von Büschen bestandenen
Hohlweg ab, und die ersten Häuser tauchten auf: Vor der ba-
rocken, über einen breiten Treppenaufgang aufragenden Kir-
che machte ich halt und zog die ersten Erkundigungen ein.
Es waren zwei Mädchen, die mir mitteilten, wo sich die
Schule befand, das Bürgermeisteramt und wie die zwei alten
Lehrer hießen.

Bald rannten die zwei Gören fort und riefen anderen Dorf-
einwohnern zu: »Der neu Lierer kimmt«. Die nun einsetzende

Betrachtung und Begutachtung meiner Person wird wohl zu zwei Feststellungen geführt haben: »Der neu Lierer is asch jung un so oarm«. Ich war also avisiert.

Nachdem ich mich beim Bürgermeister Scheurich vorgestellt hatte, empfahl er mir, mich beim Lehrer Schumacher, der im Schulhaus wohnte, zu melden, in der Hoffnung, zunächst ein, zwei Tage bei ihm unterzukommen, bis ich anderswo ein Zimmer gefunden hätte.

Dies war aber ein schweres Unterfangen, denn zwölf Millionen Flüchtlinge und Heimatvertriebene warteten in dieser Zeit nach dem Krieg auf ein Unterkommen in Westdeutschland. Stalin, der liebe »Uncle Joe«, wie er vom Präsidenten Roosevelt genannt wurde, jagte diese Menschen aus ihrer Heimat in der Hoffnung, das entstehende Chaos im Westen würde dafür sorgen, dass alles dem Kommunismus zum Opfer fiel. Dieser größte politische Verbrecher aller Zeiten, der sogar Hitler in der Zahl der Mordopfer übertrumpfte, hat wohl nicht mit dem Wirken und der Herrschaft unseres allmächtigen Gottes gerechnet.

Das Gegenteil setzte aber trotz dieser diabolischen Weichenstellung ein: das deutsche Wirtschaftswunder und die Verelendung der vom Kommunismus geführten Völker. Der Mensch denkt und handelt demnach oft böse und grausam, aber Gott lenkt.

Hierbei denke ich an einen Ausspruch in Goethes Faust, wo von Mephisto gesagt wird, er sei »ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, aber stets das Gute schafft«. Der liebe Gott hat wohl alle Hände voll damit zu tun, das Böse, den Blödsinn und alle Unordnung, von Menschen geschaffen, auszubügeln und schließlich allen guten Taten, auch von Menschen geschaffen, zum Durchbruch zu verhelfen.

Begegnung mit meiner ersten und letzten Liebe

Einige Tage beherbergte mich das Ehepaar Schumacher. Er, der zweite Mann an der Schule zu Ober-Erlenbach, aber nach meinem Dafürhalten der tüchtigere Lehrer und Pädagoge, war ein sympathischer Herr von etwa 60 Jahren. Sein Haar war ganz weiß. Ein schmales Menjoubärtchen zierte seine Oberlippe. Er lächelte im Gespräch stets verbindlich, und das ließ ihn im Umgang mit anderen Menschen angenehm erscheinen. Es war nicht zu vermuten, dass großes Leid ihn bedrückte. Ein Sohn, und zwar der Hoffnungsträger der Familie, war im Krieg gefallen, und der zweite Sohn, der mehr in die Art seiner Mutter schlug, einer phlegmatischen, auf ihre Weise zwar leidend erscheinende, aber herrschsüchtige Frau, war noch in Gefangenschaft. Herr Schumacher war der Organist des Dorfes und als anerkannt guter Lehrer sehr beliebt. Zwei Mädchen seiner Klasse bildete er im Orgelspiel aus und gab ihnen Klavierunterricht, und zwar kostenlos. Sein Organistenamt war wohl schuld daran, dass er in der Nazizeit nicht Leiter der Volksschule in Ober-Erlenbach wurde, trotz der besseren Qualifikation.

Eine der Schülerinnen, Wilma Balsler, konnte ich bei diesem Unterricht genau beobachten. Sie war das erste Mädchen, das mich seit der Entlassung aus der Gefangenschaft auf eine merkwürdige Art und Weise anzog und sehr interessierte. Sie war 17 Jahre alt, stets schwarz gekleidet und von einem ungewöhnlichen Charme und Liebreiz. Trotz der Trauer wegen des kürzlich verstorbenen Vaters zeigte sie im Gespräch zunächst eine vorsichtig, zurückhaltende Aufgeschlossenheit, entwickelte aber bei näherem Bekanntwerden eine verhaltene

Fröhlichkeit, wobei sie sehr häufig lächelte und ihre ebenmäßig gewachsenen, schönen Zähne zeigte. Dieses Erscheinungsbild war so anmutig, dass es mich faszinierte und ich mich bemühte, auch meine besten Seiten zu zeigen. Bald geigten Herr Schumacher und ich zweistimmig, und Wilma begleitete uns, oder wir spielten vierhändig am Klavier. Ich konnte mich nicht enthalten zu sagen:

»Herr Schumacher, Fräulein Balsler ist gewiss ihre beste Schülerin«. Frau Schumacher, die im Hintergrund im Sitzen bügelte, meinte mit einem ironischen Unterton und ihren Mann nicht zu Worte kommen lassend, was ihn generell so schweigsam machte; »Das kann man wohl sagen«.

Hörte ich dabei eine gewisse Aversion heraus? Herr Schumacher hätte von Holz sein müssen, wenn ihn die jugendlich erblühte Wilma, mit allen weiblichen Attributen der Schönheit ausgestattet, nicht auch in seinen Bann gezogen hätte. Von Wilma hörte ich später, dass ihr Klavierlehrer sie einmal in dezenter Weise an sich gezogen hätte, als sein Weib einst den Beobachtungsposten nicht eingenommen hatte. Wilma fand dieses Verhalten etwas fremdartig, obwohl sie sonst zu ihrem Lehrer ein gutes Verhältnis hatte und ihn sehr mochte. Ihren scheuen Widerstand bemerkend, ließ Herr Schumacher bald davon ab.

Als Wilma dies ihrer Mutter offenbarte, meinte Frau Balsler: »Wilma, das musst Du verstehen! Herr Schumacher hat keine Tochter, die er an sich drücken kann, und seine füllige Frau ist für ihn bar jeden Reizes«.

Was dem alternden Lehrer und Organisten nicht erlaubt war, Jugend und Schönheit wenigstens in den Ansätzen rein äußerlich zu erfahren, das durfte ich 21-jähriger Lämmel für mich in Anspruch nehmen. Ich stieg natürlich nach dem Klavierunterricht im Dunklen dem Fräulein Wilma nach, trug ihr als Kavalier die leichte Notentasche und flötete süß etwas von

Interesse am Orgelspiel. Das Gespräch an ihrem Hoftor war von einem geheimnisvollen, beiderseitigen Interesse aneinander gekennzeichnet und unerkannt von erhöhtem Blutdruck und einem schnelleren Pulsschlag begleitet. Die damals übliche Scheu und Schüchternheit in Liebesangelegenheiten junger Leute überwand ich unerwartet schnell, umarmte das süße Geschöpf und küsste es mit heißgerötetem Gesicht und klopfendem Herzen.

Wilma löste sich vorsichtig aus der Umarmung und lief schnell die Treppen zu der Haustür empor. Unsicher wegen ihrer Reaktion – ich wusste nicht, ob Ablehnung oder Zuwendung hinter ihrem schnellen Weglaufen steckte – begab ich mich einsam in die Lehrerwohnung des Ehepaares Schumacher. Glücklicherweise wäre ich gewesen, wenn ich gewusst hätte, dass nur Angst vor der Schelte ihrer Mutter Fräulein Balsler bewogen hat, das süße Rendezvous so plötzlich zu verlassen.

Frau Faust, meine Wirtin

Frau Schumacher riet mir, bei der Witwe Faust nachzufragen, ob sie mich aufnehmen könne. »Frau Major«, so wurde sie im Dorf genannt, bot mir ein Zimmer ihrer Dreizimmerwohnung an. Es war das kleinste und beinhaltete nur ein Bett, einen Tisch mit zwei Stühlen und einen Schrank. Mehr brauchte ich nicht und war glücklich. Welcher luxuriöse Fortschritt gegen Erdlöcher, in denen ich schon mal wochenlang hausen musste

Ein Waschlavor mit einer Schüssel und einer Kanne ermöglichte mir das tägliche Waschen. Ober-Erlenbach hatte damals noch keine Wasserleitung und Kanalisation. Das Wasser musste von der stets quietschenden Pumpe draußen im Garten geholt werden.

Frau Faust stammte aus einem gutbürgerlichen Hause aus Bonames bei Frankfurt. In der Jugend bekam sie Gesangsunterricht und hatte es bis zu einer gewissen Reife im Singen von Opernarien gebracht. In ihrer Wohnung musste ich sie oft dabei auf einem alten, nicht immer klangreinen Klavier begleiten. Dieses Untermalen ihres Gesanges ließ sie zu einem voluminösen, freudig geschmetterten Solo aufschwingen. Gottseidank stand das Haus etwas abseits, sodass etwa zuhörende Nachbarn nicht verschreckt werden konnten. Zur Not hätten sie denken können, der Reglerknopf am Radio wäre bis zum Anschlag aufgedreht. Viel Luft hatte sie in ihrer geschwellten Brust, und eine gewisse Reife neben der Lautstärke konnte man ihr nicht absprechen. Zu ihrem Repertoire gehörten Mozarts »Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt, sagt ist es Liebe, die hier so brennt« oder »Ein Veilchen auf der Wiese stand«, »Hesperus blickt so freundlich auf meine Liebe

nieder« oder Schuberts »Ich ritzt es gern in jede Rinde ein« oder »Still wie die Nacht und tief wie das Meer soll deine Liebe sein«.

Frau Faust war ein tragischer Fall. Man musste mit ihr Mitleid haben. Die Fehlentwicklung in ihrem Leben hatte sie wohl selbst verschuldet, oder sie hatte einfach kein Glück im Leben, wie es bei vielen Menschen der Fall ist. Ihre Jungfräulichkeit hat sie sich lang bis zu ihrem 38. Lebensjahr bewahrt in der Hoffnung, was lange währt, wird endlich gut. Sie hoffte lange, einen romantischen Prinzen zu ergattern und damit in ihrer lang gehegten und aufbewahrten Keuschheit belohnt zu werden. Und was bekam sie dann schließlich? Einen älteren »Major« mit drei erwachsenen Kindern, von dem sich später herausstellte, dass er ein Hochstapler gewesen ist. Das Dorf wusste nichts davon, und so blieb ihr wenigstens der Titel »Frau Major«. Ihre Sehnsucht nach dem Prinzen blieb also unerfüllt, und das bis zu ihrem Tode. In Bad Homburg suchte sie jede Woche einen Wahrsager auf, der sie in ihrer Hoffnung bestärkte, dass der Prinz sie mit einer vierspännigen Kutsche in der Kappesgasse bald abholen würde, Sie saß lange an ihrem Fenster und schaute bis zu ihrem 75. Lebensjahr hinaus bis sie starb, ohne dass ihre Sehnsucht in Erfüllung gegangen wäre. Ihr Wahrsager, der sich »Mutschimankantschini« nannte und verschiedentlich in ihrer Wohnung auftauchte, um an ihrer Rente zu partizipieren, flüsterte ihr ein, eine schwarzhäufige Frau gönne ihr das große Glück nicht und unterschleuge die Briefe des Prinzen, der bald kommen würde. Frau Fausts Argwohn richtete sich hinfort gegen meine Mutter, die bald bei mir in dem kleinen Zimmer eingezogen war. Mama war schwarzhäufig, und wenn sie zum Briefkasten ging, da schoss Frau Faust hinterher, um sie in flagranti zu ertappen. Sie fragte drohend: »Was haben sie da? Zeigen sie her!«

Ich war schon lange ausgezogen, und meine Mutter verließ dann auch das Haus, weil sie Frau Fausts imaginäre Eifersucht nicht mehr ertragen konnte. Die Einsamkeit dieser Frau nahm zu, und ihre ungestillten Sehnsüchte nahmen immer mehr psychopathische Formen an bis sie einsam und allein starb.

Ich habe mir oft Gedanken über eine solche geistig-seelische Entwicklung gemacht. Da Frau Faust völlig areligiös und ein gewisser Hochmut in ihrem Wesen bestimmend war, schien es mir, als wenn die Lücke des fehlenden Glaubens schließlich durch den Aberglauben ausgefüllt wurde. Der liebe Gott entscheidet nicht nach Dingen, die Leute wie der Mutschimankantschini angeblich mit geheimnisvoller Miene in einer Glaskugel sehen wollen.

Ich bin verliebt

Wilma Balsler war nun der Magnet, der mich für das nächste halbe Jahr in seinen Bann zog. Ich, der durch den Krieg seelisch stark Gezeichnete, der Problembeladene, erlebte in dieser Zeit ein 17-jähriges Mädchen, welches so beschwingt und naturverbunden, anmutig und heiter sich mir darstellte, als wenn es diesen sechsjährigen furchtbaren Krieg nicht gegeben hätte.

Sie war sehr musikalisch, sang und tanzte gern. Oft saß ich neben ihr auf dem Orgelbock und erlebte die imaginäre Kraft und Schönheit der katholischen Kirche, wie sie sich in der Liturgie der heiligen Messe darstellt. Es war für mich, dem Nazizögling, eine neue Welt, die sich da auftat. Diese Welt des Glockengeläuts, des Orgelspiels und die Pracht eines ausgeschmückten sakralen Raumes war eng verbunden mit dem Naturkind Wilma. Ich küsste es nach dem Gottesdienst auf der Empore, wenn alle Gläubigen das Gotteshaus verlassen hatten. Sie deutete nur lächelnd auf das große Kruzifix, das mächtig von der Decke hing und sagte süß:

»Der da oben hat es gesehen«.

Wenn ich später in meinem Leben Glockengeläut und Orgelspiel hörte, musste ich immer an damals und meine Wilma denken.

Für mich begann nun eine schöne Zeit. Das Führen eines dritten und vierten Schuljahres mit ca. 50 Jungen und Mädchen verlangte von mir nicht allzuviel Kraft und Zeit, sodass ich mich oft meiner geliebten Wilma widmen konnte, vorausgesetzt, sie war in ihrer Arbeit im von katholischen Schwestern geleiteten Kindergarten und im Elternhaus abkömmlich.

Um sie zu beeindrucken, zog ich alle Register männlichen Balzgebärdens. Ich tanzte in der Hockstellung den Krakowiak, indem ich flink die Beine nach allen Seiten warf, lief ihr auf Händen entgegen und sprang in der Grätschstellung über ihren Kopf. Auch das Radschlagen und der Handstandüberschlag fehlten dabei nicht. Fremde Leute, welche das sahen, werden gedacht haben: Welche Verrücktheiten? Auf diese Art und Weise, wahrscheinlich bei den Grätschen über Wilmas aufgerichteten stehenden Körper, haben uns die Ortsschwestern Rogeria, Roseline und Laurentine gesehen. Wir waren ahnungslos, wunderten uns aber später, als wir im Dorf hörten:

»Der jung Lierer mecht im Lohwäldche mit de Wilma Bocksprümg«. Es hörte sich schlimm an und ließ bössartige Spekulationen im Dorf wachsen, und dabei waren wir so harmlos wie Kinder, die sich ab und zu naiv auf den Mund küssten.

Aufenthalte in Wilmas Elternhaus hatten oft das Ergebnis, dass man mir etwas zwischen die Rippen schob. Dort besaß man selbst nicht viel, aber ein Garten und einige Haustiere halfen, die Ernährungsfrage leidlich zu lösen. Meinen Mangel an Substanz im Gesicht und Körper sah man mir wohl schon von weitem an, und man war hilfsbereit und freigiebig.

Diese Tugend habe ich in meinem Leben häufiger bei armen als bei reichen Menschen angetroffen. Meine Zuteilung an Lebensmitteln, die damals noch rationiert nur mit Lebensmittelmarken zu haben waren, reichten für das Leben eines Jungen Mannes bei weitem nicht aus. Eine Wochenzuteilung vertilgte ich schon in ein oder zwei Tagen, und die übrigen fünf wartete ich auf meine und des lieben Gottes Eingebung. Geübt hatte ich ja die asketische Enthaltbarkeit schon lange notgedrungen in der Gefangenschaft. Geregelt Mahlzeiten hatte es nicht gegeben, als ich mich allein in Rosbach und Erlenbach versorgte.

Auch jetzt musste ich mir nach der Kartoffelernte mit einer Hacke die übriggebliebenen Kartoffeln, die der Bauer überse-

hen hatte, mühsam aus der Erde holen. Eine mit Brennesseln versehene Kartoffelsuppe schmeckte mir besonders gut. Die ölhaltige Frucht der Buche, die Buchecker, half mir, meinen Bedarf an Fetten leidlich zu decken. Es war Herbst, und hier und da fand ich unter Obstbäumen oder in Gärten den notwendigen Ausgleich, den mein Körper im Bedarf an Obst und Gemüse so nötig brauchte.

Vergnügen bereitet mir heute noch die Erinnerung an einen Wandertag. Mit Wilma und ihrer Freundin Hannelore Ziska, deren Eltern einen Kolonialwarenladen besaßen, zog ich eines Tages los, um den höchsten Taunusberg, den Feldberg (880 m), zu erwandern. Wilma und Hannelore trugen einen Rucksack, und ich wanderte frei und unbeschwert.

Wie staunte ich, als bei der Mittagsrast die Mädchen allerhand Köstlichkeiten hervorzauberten und sie auf einer Tischdecke zwischen uns ausbreiteten. Auf dem Höhepunkt der Vorbereitung eines ansehnlichen Picknicks zog ich, ohne die Miene zu verziehen, einen steinharten Brotkanten aus meiner Hosentasche und legte ihn unter all die anderen kulinarischen Genüsse. Das Gelächter der Mädchen war groß und das folgende Mitleid mit dem armen »Fliechtling« offenkundig.

Nach dem Essen verschaffte sich Wilma hinter einem Busch Marscherleichterung, indem sie ein Korsett auszog. Ich, neugierig geworden, wollte dieses Ding unbedingt sehen. Wilma verweigerte es mir lachend und warf es Hannelore zu. Ich wollte es haschen, als die Mädchen es sich wechselseitig zuwarfen, und sprang deshalb zwischen ihnen hin und her. Wir alberten und lachten, wie es sonst nur bei Kindern üblich ist. Es war ein Mordsgaudi und entbehrte nicht einer gewissen Sinneslust in mir, ein mir unbekanntes Damendessous zu erhaschen, ohne dass man mir irgendeinen Hang zum Fetischismus nachsagen konnte.

Am Abend kamen wir müde nach einem 40 Kilometer langen Marsch wieder in Ober-Erlenbach an. Äußerungen der

Morys, Um Haaresbreite

Liebe haben nicht stattgefunden und Anzeichen eines gegenseitigen Begehrens waren nicht zu erkennen. Wir waren naiv und überaus fröhlich.

Erste Liebeserlebnisse

Am ersten Sonntag im September fand in Ober-Erlenbach das Kirchweihfest, die »Kerb«, statt. Alles war neu für mich. Alteingewurzelte Sitten und Gebräuche wie der Gickelschmiß, das Schubkarrenrennen und wechselnde Responsorien zwischen einem Ausrufer und dem durchs Dorf ziehenden jungen Volk interessierten mich. Es war doch etwas anderes als das, was ich im Krieg gewohnt war. Überall hielt ich Ausschau nach meiner alles mitmachenden, im Dorf verwurzelten fröhlichen Wilma.

Am Abend begab ich mich mit Zittern und Zagen zum ersten Male in eine Tanzveranstaltung. Den irischen Bauerntanz, ein Im-Kreis-Herummarschieren, wo man dem Vordermann die Hände auf die Schultern legt, hätte ich vielleicht gekonnt. Marschieren hatte ich ja sieben Jahre lang geübt. Den Verstand brauchte man dabei nicht zu strapazieren. Wilma, die schon früher einmal einen Tanzkurs mitgemacht hatte, war Gottseidank nicht dabei. Ich brauchte mich also nicht zu blamieren. Bei der allgemein ausbrechenden Fröhlichkeit und dem gemeinsamen Schunkeln stellte ich fest, dass ich hier fehl am Platze war. Bei diesem Herumgehops, betrachtete diese Erscheinungsform beschwingter, fröhlicher Menschen mit allen Vorbehalten meines problemgeladenen Gemüts, blieb ich nicht lange. Ich habe mir ernsthaft die Frage gestellt, ob ich seelisch krank wäre.

Beim Hinausgehen tauchte Wilma plötzlich auf. Ich war übergücklich und allen pessimistischen Überlegungen enthoben. Ich lud sie zu einem abendlichen Spaziergang ein. Es war kühl geworden. Der Herbstnebel senkte sich langsam auf die Äcker und Fluren. Außerhalb des Dorfes auf dem von

Obstbäumen gesäumten Weg zum Lohwäldchen verließ uns unsere lang zur Schau getragene Zurückhaltung. Der Mond begleitete uns und war wohl verwundert, wie unsere Körper zueinander drängten. Wir küssten uns leidenschaftlich, ich trug sie auf den Armen, wir pressten uns an uns und legten uns sogar auf den kalten, taubenetzten Rasen.

Ich konnte nicht genug von dem leidenschaftlich zugewandten, hübschen, jungen Mädchenkörper ertasten. Es war eine neue Welt, die sich mir erschloss: die Welt der Weiblichkeit. Die letzte Verschmelzung, von der ich im Krieg so oft träumte, leisteten wir uns nicht. Wir hatten ja jetzt Zeit. Feindliche Kugeln waren nicht zu erwarten, und außerdem war es erbärmlich kalt geworden.

Der hereinbrechende Winter dämpfte unsere Zuwendung in Liebesangelegenheiten ganz erheblich. Wir waren gezwungen, uns anderen Dingen als uns selbst zuzuwenden. Da Ober-Erlenbach auf kulturellem Gebiet nichts aufzuweisen hatte, wandten wir uns der Stadt Bad Homburg zu. In der Englischen Kirche – vor dem Ersten Weltkrieg hinterließen gekrönte Häupter, die als Badegäste politischen Kontakt mit dem Kaiser Wilhelm hatten, sakrale Bauten wie die Englische Kirche, die Russische Kapelle und den Siamesischen Tempel – hörten wir die 5. Symphonie von Beethoven. Ich musste dabei an meine Schulzeit in der Lehrerbildungsanstalt Breslau denken, wo uns Kultur verabreicht wurde, eben mit der gleichen Schicksalssymphonie, zu der wir uniformiert in Reih und Glied hinmarschieren mussten.

Hier, mit einem lieben Mädchen an der Seite, war es wesentlich eindrucksvoller. Auch die Matthäuspasion in der Erlöserkirche haben wir andächtig händchenhaltend auf uns einwirken lassen. Einige Passagen davon erschienen mir zu langatmig, sodass ich für einige Zeit verschwand und mir Bad Homburg vom Kirchturm aus anschaute. Wilma war beunruhigt wegen meines Ausbleibens. Ich war immer für einige

Überraschungen gut, wobei mein Handeln nicht immer fürsorglich auf das »Wir« abgestimmt war. War das etwa das Ergebnis meiner Einzelkindmentalität? Im Helipakino haben wir uns einmal einen Film angeschaut. Ein abgeschlossener Zweipersonenlogenplatz ermöglichte es uns, endlich allein zusammen in einem geheizten Raum zu sein. Vom Film wussten wir am Ende gar nichts, dafür aber von unserer Liebe zueinander umso mehr, vor allem von Wilmas wunderbarer Körperbeschaffenheit.

Weihnachten mit Wilma

Meine Mutter war inzwischen von Rodheim zu mir nach Ober-Erlenbach gezogen. Wir wohnten in dem einen kleinen Zimmer. Zum Schlafen bot Frau Faust meiner Mutter das zweite Wohnzimmer ihrer Wohnung an. Für mich brachte das Zusammenleben mit meiner Mutter, wenn auch auf engstem Raum, einige Vorteile. Ich brauchte nicht die sechs Kilometer nach Rodheim zu laufen, um Mama zu besuchen. Außerdem war mein Leben nun wieder geregelt wie sieben Jahre zuvor. Ich hatte regelmäßige Mahlzeiten, wenn auch armselige. Mama war aber doch wesentlich erfindungsreicher, etwas auf den Tisch zu bringen. Um meine dürftigen Klamotten kümmerte sich jetzt auch jemand, sodass mein Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit annehmbarer wurde.

Eines Tages lud ich Wilma zu mir in die »Wohnung« ein. Mama fand meine Freundin auf Anhieb sympathisch. Es wäre das ideale Schwiegertochter-Schwiegermutterverhältnis gewesen, wenn der liebe Alfred nicht später einen unverzeihlichen Fehler begangen hätte. Mama bewirtete uns mit einem polnischen Salat. Ich sorgte danach für eine spaßige Abwechslung, indem ich, eingedenk der Fähigkeiten meines Vaters, versuchte, Wilma zu hypnotisieren. Ich drückte ihr eine Kartoffel in die Hand und redete suggestiv auf sie ein, indem ich behauptete, dies wäre ein Apfel. Ich fixierte sie scharf und sagte mehrmals:

»Dies ist ein Apfel! Er schmeckt süß. Iss ihn!« Wilma brach in ein Gelächter aus und entgegnete:

»Aich werd doch kei Kartoffel esse!« Mama lachte auch mit und meinte: »Junge, lass doch die Wilma gehen«. Wir amüsierten uns köstlich.

Bald war das Weihnachtsfest herangekommen. Wilma hatte als Geschenk Handschuhe für mich gestrickt, und ich hatte ihr zwei Aquarellbilder gemalt. Am 11. Abend war ich bei ihrer Familie eingeladen. Ihre Mutter, die Frau Balsler, war eine gestrenge Herrin ihrer Familie, zeigte sich mir aber gegenüber sehr freundlich und freigiebig. Ich hatte den Eindruck, dass sie mich als zukünftigen Schwiegersohn schon akzeptiert hatte.

Wilma lebte in ständiger Furcht vor ihr, denn es kam mit ihren 17 Jahren noch vereinzelt vor, dass sie bei geringen Vergehen körperlich gezüchtigt wurde. Dabei benutzte Mutter Balsler den Schürhaken oder den Handbesen. Wilma tat mir wegen der Strenge der Erziehung oft leid. Als Kind schon musste sie im Haushalt, im Garten oder auf dem Feld schwere Erwachsenenarbeit leisten. Einige Mark verdiente sie nach ihrem Volksschulabgang in einer Gärtnerei und später im katholischen Kindergarten. Diese geringen Einkünfte musste sie aber vollständig zu Hause abgeben. Schon morgens um sieben Uhr saß sie täglich bei grimmiger Kälte während der ersten heiligen Messe an der Orgel. Die Kirche war nicht geheizt. Sie spielte mit Handschuhen, deren Fingerteile abgeschnitten waren. Ihre Finger, ja die ganzen Hände wiesen eine rötlich-blaue Färbung auf, was auf die ständige strenge Unterkühlung zurückzuführen war.

Zu vorgerückter Stunde an diesem denkwürdigen heiligen Abend verließen Mutter Balsler, die Schwester Margret mit Mann und Kind die traute Weihnachtsrunde und zogen sich auf ihre Zimmer zurück. Wilma und ich waren nun herrlich allein. Eine kurze Zeit spielten wir vierhändig Etüden von Clementi und Diabelli mit virtuoser Fingerfertigkeit, um unsere brave Gesinnung zu dokumentieren, bevor wir fingerfertige Übungen ganz anderer Art im Rahmen unserer Liebe vollführten.

Ich sah zum ersten Male die süßen weiblichen Attribute, die uns männlichen Personen so eminent wichtig sind. Ich war hingerissen von den neuen, mir bisher unbekanntem Facetten menschlichen Lebens, und meine liebe Wilma wird ebenso gedacht und gefühlt haben. Die ganze herrliche Nacht gehörte uns. Wir standen, saßen, lagen und umarmten und küssten uns. Wir sahen uns in einem ganz anderen Licht, wie wir es bisher nicht gewohnt waren. Es war wie ein Rausch, obwohl Wilma eine keusche Zurückhaltung an den Tag bzw. an die Nacht legte, was sie aber für mich noch interessanter und geheimnisvoller machte.

Meistens hielten wir uns an der Tür auf, um sie bei einem überraschenden Aufmachen zuzuhalten.

Der Morgen kam bei dieser ungewohnten, geheimnisvollen Art der Partizipation viel zu schnell. Zum Letzten, der Erfüllung all diesen Glückes, waren wir jedoch wieder nicht gekommen. Neulich war es die Kälte, diesmal die Angst Wilmas vor ihrer Mutter und meine Vorstellung, dass diese Art der leidenschaftlichen Betätigung nur in die Ehe gehöre, wo man vor der Zeugung eines Kindes keine Angst zu haben braucht.

Liebe und ihre ungeahnten Folgen

Die Zeit verging. Der Vorfrühling war über das Land gekommen. Trotz des sprießenden und quellenden Lebens gab es für Wilma und mich nur drei Stellen der Begegnung und des Zusammenseins: die Kirche, das Tafelklavier, wo wir erstaunliche Fortschritte im Vierhändigspiel machten, und die Straße.

Wir liefen nach Rodheim zum Schneider und nach Köppern zum Friedhof, wo wir am Grab von Margrets früherem Freund einen Blumenstrauß niederlegten. Wir übernahmen freiwillig solche Gänge, um die Möglichkeit des Zusammenseins zu haben. Der Tod von Margrets Freund war eine tragische Angelegenheit. Ein Kamerad hatte ihm beim Gewehrreinigen, als der Krieg begann, aus Versehen ins Knie geschossen. Nach der Amputation des Unterschenkels verschlimmerte sich der Zustand in Form einer Entzündung, Vergiftung, eines Gasbrandes mit Vereiterung, die bis in den Bauch zog. Der junge Soldat und Bräutigam starb, bevor er das Leben in echter Fülle kennenlernte.

Aber Wilma und ich lebten, und wir waren uns der Freude darüber in jeder Sekunde bewusst. Wir sangen unterwegs, jagten einander nach und drängten in leidenschaftlicher Zuwendung zueinander.

Nachdem wir die Autobahn bei Burgholzhausen überquerten – dies war damals möglich, da zeitweise kein Auto zu sehen war – übermannte uns das Verlangen zueinander in einem kleinen Wäldchen. An einem Bachlauf war es geschehen, und dies obwohl an diesem sonnig-kalten Märznachmittag auf dem Boden Schnee lag. Der monatelang anhaltende Gefühlsstau suchte nach einem Ventil und hat es gefunden,

ohne die Behaglichkeit, die normalerweise bei solchen Vorkommnissen den äußeren Rahmen bilden sollte.

In den kommenden Wochen wurde ich von tausend Ängsten geplagt. Wilma bekam ihre Periode nicht. Ich wähnte mich schon mit 21 Lenzen als Vater, Wilma mit 17 Jahren als Mutter. Es war alles kaum vorstellbar. Selbst der Witz, den ich früher oft genüsslich erzählte und ihn als den kürzesten meines Repertoires betrachtete, konnte mir hier im Lehrerbänkchen vor dem Altar kein gequältes Lächeln entlocken. Musste mir auch dieser Blödsinn in dieser Situation einfallen?

»Eine Mutter erzählt: Nachbars Kathrinche immer ... nischt; mei Liesbethche a mol ... batsch!«

Zu allem Unglück war mir mit dem Beginn der Osterferien 1947 mitgeteilt worden, dass meine Lehrtätigkeit beendet sei und ich für ein halbes Jahr das Berufspädagogische Institut in Frankfurt besuchen müsste und dort nach erfolgreichem Abschluss erst mein 1943 abgelegtes Staatsexamen für das Lehramt an Volksschulen anerkannt würde. Die Besoldung wurde für diese Zeit ausgesetzt, und ich überlegte, wie ich eine Frau und ein kommendes Kind ernähren sollte.

Der Staat dachte hier wohl insgeheim an eine Entbräunung der Lehrerbildungsanstalt-Nazizöglinge. Wir hatten unsere demokratische Gesinnung erst unter Beweis zu stellen.

Vor mir türmten sich allerhand Probleme auf, die mit einer Vaterschaft nichts zu tun hatten. Mein so lange ersehntes Liebesleben hatte kaum angefangen und schien an einem sonnigkalten Märznachmittag sein plötzliches Ende gefunden zu haben. Als leidender Lazarus knieend im Lehrerbänkchen schaute ich hin zum Altar bis der letzte Kirchenbesucher den heiligen Raum verlassen hatte und dann hinauf zur Orgelempore, wo Wilma nach dem letzten Ton zur Balustrade schritt und mir mit einer hilflosen Geste klarmachte, dass ich bzw. sie in »guter Hoffnung« sei.

So ging das ca. drei Wochen, bis sie verabredungsgemäß mit dem Winken eines Taschentuches mir mitteilte, dass die Gefahr, die zu anderen Zeiten eine wirkliche Freude bedeuten konnte, vorüber war. Mir fiel eine Zentnerlast von der Seele. Der Schnee und die Kälte wird wohl an der Verzögerung ihres Zyklus schuld gewesen sein. Heute, nach 50 Jahren, bin ich traurig über dieses angebliche »Glück«, und mein und Wilmas Leben hätte einen ganz anderen, einen wohl glücklicheren Verlauf genommen. Unser 50-jähriges Ehejubiläum wäre Teil eines langen erfüllten Lebens geworden.

Mir wurde nach dem vermeintlichen Missgeschick mit aller Schärfe deutlich klar, welche unerbittlichen Konsequenzen so ein schöner, harmloser Liebesgenuss nach sich ziehen kann. Ich, dieses ökonomische Nichts, dieser besitzlose und arbeitslose Flüchtling, der noch nicht einmal eine Wohnung besaß, der sollte nun heiraten und für eine Frau und ein Kind verantwortlich sein. Mich erschreckte dieser Gedanke, und in mir begann nun ein Denkprozess mit einem Entschluss am Ende, der wenig ruhmreich, ja sogar schmachvoll und gemein zu nennen war.

Ich beschloss nach einem längeren Hin und Her meiner unausgereiften Gefühle, Wilma zu ihrem eigenen vermeintlichen Vorteil zu verlassen. Es war schmerzvoll und traurig für uns beide, ein Akt rücksichtsloser Härte, purer Egozentrismus, für die ich mich heute noch schämen müsste.

Eines Abends im April pfiff ich meine trotz allem geliebte Wilma aus ihrem Elternhaus und machte ihr in einem Akt masochistischer Härte klar, dass wir uns zu trennen hätten. Sie hielt das zunächst wohl für einen Scherz, als ich aber ihre Geschenke, die liebevoll gestrickten Handschuhe mit Norwegermuster und einen Farbkasten in ihre Hände drückte, fing sie an, bitterlich zu weinen. Ich scheute mich sogar nicht, zu sagen, dass ich die bisher genossenen kulinarischen Genüsse wie Kuchen, Wurst- und Fleischwaren nicht zurückgeben

könne. Für mein sonst weiches Gemüt war ich ungewohnt hart und erwartete eine zornige Gegenreaktion, welche die Trennung erleichtert hätte. Stattdessen weinte die liebe, kleine Wilma, ließ alles einzeln fallen und sagte, dass sie keine Lust hätte, weiter zu leben.

Ich versuchte noch, zu bagatellisieren und meinte, ein so weltoffener, kontaktfreudiger und froher Mensch wie sie würde bald alles vergessen und überwunden haben. Es gäbe noch andere, interessantere männliche Personen. Dann ließ ich sie in ihrem Schmerz zurück, und sie hörte im Dunkel des Abends meine immer leiser werdenden Schritte in der Gasse verklingen, bis sie innerlich aufgelöst und weinend sich nach längerer Zeit wie betäubt ihrem Hause zuwandte. Dies erzählte sie mir 38 Jahre später.

Zu Hause konnte ich nicht einschlafen und versuchte ihren Seelenzustand nachzuempfinden. Ich nahm mir vor, gleich am Morgen im Schwesternhaus nachzuschauen, ob sie zum Dienst erschienen wäre. Ich dachte an die frohen Stunden im Saalbau Rupp in der Faschingszeit, wo eine maskierte Frau mich zum Tanz schleppte, sich danach auf meinen Schoß setzte und mir mit einem großen Taschentuch den Angst- und Verlegenheitsschweiß von meiner Stirn putzte. Diese geheimnisvolle Dame war dann ebenso schnell wieder verschwunden, wie sie gekommen war. Dieses ganze fröhliche Faschingsgehabe mit dem dauernden »Ritz am Ba, Ritz am Ba, morje geht die Faßnacht a ...« kam mir derartig fremd, ungewohnt und komisch vor, ja sogar blöd, dass ich bald diese Veranstaltung verließ.

Sechseinhalb Millionen Tote und alle Städte in Schutt und Asche, und die Menschen lachen, tanzen und singen. Von Wilma erfuhr ich später, dass sie die maskierte Dame gewesen sei, dass sie aber so kurz nach Vaters Tod es im Dorf nicht wagen konnte, in der Öffentlichkeit an Lustbarkeiten wegen des Trauerjahres teilzunehmen, obwohl ihr Herz daran hing.

Bevor ich einschlief, versuchte ich noch einmal, die Gründe für mein hartherziges Verhalten zu suchen, um mich vor mir selbst zu rechtfertigen. Neben der aussichtslosen wirtschaftlichen Lage war es wohl die Angst vor einer zu engen Bindung, mein zu Depressionen neigender Gemütszustand so kurz nach dem fürchterlichen Krieg, meine Neigung, vor lauter Problemen und Furcht vor der Zukunft die Liebe dieses heiteren, beschwingten, optimistischen Mädchens auf die Dauer in einer Ehe nicht erhalten zu können. Ich habe damals alles falsch eingeschätzt, wie sich 38 Jahre später herausstellte.

Entbräunung

Nach den Osterferien 1947 wurde ich zu einem halbjährigen Lehrgang in das Berufspädagogische Institut in Frankfurt beordert. Ich lief an jedem Werktag zu Fuß nach Ober-Eschbach und fuhr dann mit der Straßenbahn nach Frankfurt. Wir hatten dort Vorlesungen in Pädagogik, Methodik des Unterrichts, Psychologie, Kunsterziehung, Religionspädagogik und Ethik. Eingehend wurden wir in der Staatsbürgerkunde mit Verfassungsfragen, mit der noch in der Ausarbeitung befindlichen Hessischen Verfassung und dem Grundgesetz der noch nicht vorhandenen Bundesrepublik Deutschland, welches in Entwürfen allgemein diskutiert wurde, vertraut gemacht.

Eindrucksvoll waren die Vorlesungen in Ethik, von geistigen Werten, von denen wir in dieser Form in der Nazizeit nichts gehört hatten. Der Referent war ein Professor Fuchs, ein älterer, weißhaariger, sehr durchgeistigter Herr, der uns jungen Leuten viel für unser Leben Brauchbares mit auf den Weg gegeben hat. Bei seinen inhaltsvollen, interessanten Vorträgen hatte ich stets den Eindruck, dass diesen Gelehrten etwas bedrücken musste.

Später bekam ich Klarheit, als ich erfuhr, dass sein Sohn als Atomwissenschaftler, der insgeheim als Kommunist am englischen Atomprogramm maßgeblich mitgearbeitet hat, für die Sowjetunion spionierte. Als dieser enttarnt wurde, wechselte unser Professor zur russischen Besatzungszone, damals Ostzone genannt, hinüber. Unsere Enttäuschung war groß, und wir wussten nicht, was wir von all dem halten sollten. War dieser gütige Herr etwa Edelkommunist oder glaubte er,

in den westlichen Besatzungszonen beruflich nicht mehr existieren zu können?

Nicht enttäuscht hat uns ein Kaplan Wehenkel, der uns Katholiken auf die *Missio Canonica*, die Berechtigung im Auftrag des Bischofs von Limburg, katholischen Religionsunterricht an den Volksschulen zu erteilen, vorbereitete. Dieser Kaplan brillierte durch sein Wissen und die hervorragende Gabe seiner Rhetorik. Man hatte den Eindruck, dass dieser Mann von dem, was er lehrte, fest überzeugt wart und diese Überzeugung weitergeben wollte. Für uns eindeutig in der Ideologie des Nationalsozialismus herangebildeten LBA-Absolventen taten sich neue Welten und die damit verbundenen geistigen Werte auf.

In den Mittagspausen begab ich mich in den heißen Juli- und Augusttagen mit einem Studienkameraden namens Manfred Zimmer aus Gustafsburg an den nahen Main, um zu schwimmen. Auf der Sachsenhäuser Seite befanden sich zu dieser Zeit zwei Schwimmbäder. Die Verunreinigung des Wassers hatte noch nicht so schlimme Formen angenommen wie es später nach dem »Aufblühen« der deutschen Wirtschaft der Fall war.

Meine fruchtbare geistige Aufnahmebereitschaft all der neuen Dinge, die auf mich einwirkten, hatte einen Feind in meiner Schlafbereitschaft, die ich heftig bekämpfen musste. War es die mangelhafte Ernährung oder der Wunsch, allem Unangenehmen aus dem Wege zu gehen? In der Straßenbahn fielen mir die Augen zu, bei den Vorlesungen hatten meine Lider oft eine fallende Tendenz. Ich petzte mir die Haut, fügte mir Schmerzen zu und hätte mir am liebsten Streichholzteile zwischen die Augenlider gesteckt.

Es war kein Mangel an Interesse für die Aufnahme geistiger Dinge, ganz im Gegenteil, ich öffnete mich ganz für die neuen Eindrücke, und trotzdem fielen mir nach und nach meine Äuglein zu, und das Kinn rutschte allmählich auf den

Hals. Dort hatte es selbstredend eine Bremse natürlicher Art. Ich setzte mich schon, um nicht aufzufallen, in die letzten Bankreihen. Ich nehme an, dass es eine Sperre psychologischer Art war, die meine sensible Natur vor allem Negativen, und das war reichlich vorhanden in den ersten 22 Jahren meines jungen Lebens, bewahren wollte. Aber der Vogel Strauß in mir musste natürlich aus Selbsterhaltungsgründen stets bekämpft werden.

Eine andere Seite meines Wesens war auch nicht dazu angetan, mit Menschen klarzukommen. Ich war schüchtern und wenig kontaktfreudig. Diese Seite meiner Wesensart brachte mir unter Mitstudenten und -studentinnen den Eindruck ein, ich wäre hochmütig und eingebildet. Schuld daran war wohl die Umwelt, die Erziehung und die siebenjährige Isolation von meiner Familie, von Bekannten, Freunden und Freundinnen in einem kasernierten, unpersönlichen Milieu. Die ober-schlesische Grenzbevölkerung – misstrauisch von Natur – sah in jedem Fremden zunächst einen Feind, den man genau beobachten musste. Ursache dafür war wohl der jahrhundertelange Volkstumskampf zwischen Germanen und Slawen, zwischen Deutschen und Polen.

Aber auch meine seelische Entwicklung in der frühen Kindheit hatte so manche Mängel zu verkraften. Durch die lange Arbeitslosigkeit meines Vaters in der Weimarer Republik und die damit verbundene lange Abwesenheit meiner berufstätigen Mutter wird mir wohl ein Stück Liebe gefehlt haben, die in den ersten Lebensjahren so wichtig ist für eine gesunde seelische Entwicklung. Warum bin ich heute noch ängstlich und furchtsam, sehe schwarz und meine stets, es könne etwas Unangenehmes passieren. Damit die Selbstsicht meiner Person nicht allzu negativ erscheint, will ich vermerken, dass ich unter Freunden gesellig und humorvoll bin und von Frauen immer eine besondere Wertschätzung erfahren habe.

In diesem von meiner Arbeit geprägten halben Jahr in Frankfurt war ich ohne Freundin und fühlte mich sehr einsam. Oft dachte ich an meine liebe Wilma und sehnte mich nach ihr zurück. Glockengeläut und Orgelspiel ließen stets in mir ihr frohes Bild wach werden. Was wird sie nur tun, dachte ich oft. Mein Denken und Fühlen war noch so stark von ihr beherrscht, dass ich einen Besuch meiner Kinderfreundin Alma Schlachta ohne Annäherung an mir vorüberlaufen ließ. Ihre Mutter war mitgekommen, und ihr Wunsch, mal ihr Schwiegersohn zu werden – sie hatte es oft zu meiner Mutter gesagt – war nicht in Erfüllung gegangen. Heute ist Frau Schlachta lange tot, und ihre Tochter wird den Rest ihres Lebens in Australien verbringen, wohin sie mit ihrem Mann vor langer Zeit ausgewandert ist.

Versetzung nach Hoch-Weisel

Nach dem erfolgreichen Abschluss des Berufspädagogischen Instituts hoffte ich, nun als voll anerkannter Lehr-
amtsanwärter und nicht mehr als Laien- und Hilfslehrer in
Ober-Erlenbach als Beamtenanwärter meine Arbeit wieder
aufnehmen zu können. Eine erneute Verbindung mit Wilma
rückte in den Rahmen des Möglichen. Das Schicksal wollte
es aber anders. Laut Verfügung des Schulrats Köth in Fried-
berg wurde ich an die Volksschule zu Hoch-Weisel versetzt.

Am letzten Ferientag der Herbstferien 1947 setzte ich mich
schweren Herzens in Bewegung, um den neuen Ort meines
Wirkens in Augenschein zu nehmen und mich bei der Schul-
leiterin der achtklassigen Volksschule zu melden. Ich wan-
derte also zunächst fünf Kilometer zum Bahnhof
Kloppenheim und fuhr dann mit dem Zug nach Ostheim
über Friedberg und Bad Nauheim. Es war eine Hauptstrecke
im damals noch immer teilweise zerschlagenen Netz der deut-
schen Reichsbahn, die Main-Weser-Bahn. Der Fahrplan war
immer noch sehr dünn in seinem Angebot und die Züge über-
füllt, sodass man selten einen Sitzplatz bekam.

Der Erlenbacher Pfarrer Rolly, von dem ich mich betrübt
verabschiedete, erzählte mir etwas von Land und Leuten. Er
stammte aus der dortigen Gegend und sagte mir, ich müsse
in Uhstem (Ostheim) aussteigen und zwei Kilometer übers
Feld nach Hoch-Weisel laufen. Nach dem Gespräch war mir
die mundartliche Aussprache aller Ortsnamen geläufig.

Hoch-Weisel hatte damals etwa 1.000 Einwohner und lag
sehr idyllisch zwischen dem bergigen, bewaldeten Hintertau-
nus und der fruchtbaren Wetterau, einer reinen durch den eis-
zeitlichen Lößboden bedingten Ackerbaulandschaft. Das Dorf

lag am Fuße des ca. 500 Meter hohen Hausberges. Auffällig im Ortskern lag eine romanische Wehrkirche, die in früheren kriegerischen Zeiten den Bewohnern durch ihre dicken Mauern Schutz bot. Das Dorf hatte zwei Schulgebäude, eins für das 1. bis 4. und eins für das 5. bis 8. Schuljahr. Frau Christ, die Schulleiterin, wohnte mit ihrer Familie im ersteren, und zwar über dem Klassenraum.

Ich stieg also erwartungsvoll die Treppen hinauf bis zum ersten Stock und klingelte. Eine junge Frau, nach meiner Schätzung Anfang Dreißig, öffnete und fragte nach meinem Begehren. Ich stellte mich vor und übergab meine schriftliche Einweisung vom Schulamt in Friedberg. Die junge Dame las sie durch und sagte bedauernd, dass ihre Mutter nicht da wäre, aber sie hätte den Auftrag, mir mitzuteilen, dass ich mich am nächsten Morgen um acht Uhr in der evangelischen Kirche zum Schulanfangsgottesdienst einzufinden hätte.

Ich war über diese Ansprache etwas betroffen und fühlte mich in den Obrigkeitsstaat zurückversetzt. Ich erwiderte darauf höflich, dass ich katholisch sei und eine Stunde später käme und die katholische Minderheit der Schülerschaft wohl auch nicht an diesem evangelischen Gottesdienst teilzunehmen bräuchte. Ökumenische Andachten, wie sie heute in so einem Falle üblich sind, gab es damals noch nicht. Die zwei Kirchen waren streng getrennt und standen sich nicht gerade wohlwollend gegenüber. Evangelische Christen mieden streng katholische religiöse Veranstaltungen und umgekehrt war dies auch der Fall.

Fräulein Christ, so hieß die resolute junge Dame, blieb bei ihrer Auffassung, und so schieden wir wegen dieser unvereinbaren, gegensätzlichen Meinungen in einer Missstimmung. Es war damals nicht vorauszusehen, dass diese Frau trotz der unglücklichen Anfangsbeziehung mein Leben völlig verändern sollte. Einerseits beeindruckte mich ihre Erscheinung, andererseits befremdete mich ihre kompromisslose Einstel-

lung, die aber ohne persönliche Härte und rechthaberische Erregung vorgetragen wurde. Mir war klar, dass Fräulein Christ hier nur die Interessen ihrer Mutter und der Schule vertrat.

Ich war erstaunt und zunächst beglückt, ein schönes weibliches Wesen zu erblicken, das meinem neuen Betätigungsfeld einen kleinen akzeptablen Schimmer aufsetzte. Fräulein Christ war schlank von Gestalt. Das Gesicht war durchgeistigt und ließ mit der gepflegten Sprache auf eine intellektuelle Vorbildung schließen.

Am nächsten Morgen um neun Uhr lernte ich meine Schulleiterin, die Frau Christ, kennen. Sie ging mit keinem Wort auf die vorausgegangenen Querelen ein und begrüßte mich freundlich, obwohl der Schulgottesdienst nicht so verlief, wie sie es sich vorgestellt hatte. Sie teilte mich als Klassenlehrer für das erste und zweite Schuljahr ein. Sie selbst wollte das dritte und vierte führen. Wir mussten uns den Klassenraum in wechselnden Ablösungen teilen.

Mein Vorgänger, der Herr Hahn, meldete sich zur gleichen Zeit bei seiner Schülerschaft und der ganzen Familie Christ herzlich ab und begrüßte mich kameradschaftlich als seinen Nachfolger. Auch Herr Boller, der dritte Kollege, war zugegen, und wir konnten nach einigen freundlichen Worten der Begrüßung mit der Arbeit beginnen. Es war merkwürdig, wir drei fühlten uns, obwohl wir uns noch nie gesehen hatten, sympathisch verbunden. Es war nicht nur das gleiche Alter, sondern das gemeinsame schreckliche Erleben des Krieges als junge Soldaten, das uns kameradschaftlich näher brachte: Herr Hahn, der vom Schulamt nach Groß-Karben versetzt wurde, bot mir sofort sein Zimmer beim Metzgermeister Reutzel an und nahm die Zusage des älteren Ehepaares vorweg.

Es ist merkwürdig, diese unsere Generation war unfreiwillig an der Zerstörung halb Europas und auch Deutschlands beteiligt, hat aber unser Vaterland mustergültig wieder auf-

gebaut. Nach der Gründung der Bundeswehr ist Herr Boller zur Bundesmarine gegangen und dort ein hoher Offizier geworden. Der Herr Hahn wurde später Professor für Pädagogik an der Universität in Frankfurt. Ich traf ihn später wieder im Realschulzweig der Gesamtschule in Bad Homburg, wo seine Studenten zum Teil in meiner Klasse hospitierten.

Unsere Generation war hart geworden, an Entbehrungen gewöhnt, arm, sehr arm und hatte nur die Möglichkeit, sich aufzugeben und zu resignieren oder neu anzufangen. Ich glaube, wenn es Rauschgift gegeben hätte, wir hätten es nicht genommen. Meinen Beitrag am Aufbau Deutschlands leistete ich als Erzieher tausender junger Menschen, die mit halfen, Deutschland wieder als geachtetes und anerkanntes Mitglied in die Gemeinschaft freier Völker zu führen. Warum ich dies nicht auch in gehobener Position tun konnte, lag an der Tatsache, dass ich nicht allzu strebsam war und persönliches Glück und Harmonie über ehrgeizige Ambitionen stellte.

Mit der Frau Christ, der Schulleiterin, arbeitete ich gut zusammen. Sie war damals fast sechzig Jahre alt, eine Dame alter Schule, gebildet, klug, zurückhaltend mit vorzüglichen Manieren. Ich schätzte sie und bemühte mich, mir bekannte gesellschaftliche Normen zu beachten. Der Unterschied in der Herkunft war mir dabei stets bewusst. Ihr Mann, Wilhelm Christ, war Akademiker, Diplomingenieur, Offizier im ersten Weltkrieg und zuletzt Direktor der Stadtwerke in Frankental. Diese Stellung musste er wegen seiner Parteizugehörigkeit aufgeben, und seine Gemahlin nahm ihren alten Beruf, den sie bis zum Ersten Weltkrieg ausgeübt hatte, wieder auf, um ihre Familie zu ernähren.

An der Tür vor meinem Klassenraum begegnete ich oft Mitgliedern der Familie Christ, wenn sie ihre Wohnung verließen oder nach Hause kamen. Die Tochter Susanne kam oft in meinen Klassenraum, um ihr Fahrrad zu holen. Wir grüßten uns, aber führten nie ein persönliches Gespräch: dabei hät-

ten wir im Alter gut zueinander gepasst. Gleichgültigkeit und wenig Interesse aneinander war schuld an diesem Zustand.

Ganz anders reagierte ich, wenn ich ihre Schwester Else, von der Familie Els genannt, zu Gesicht bekam. Diese Frau faszinierte mich. Ich hielt sie für einige Jahre älter als mich, war aber später sehr erstaunt, als ich erfuhr, dass es über zehn Jahre waren. Ihr ganzes Erscheinungsbild drückte Jugendlichkeit aus. Sie war grazil, sehr lebhaft und freundlich. Ihr ganzes Wesen hatte gleich von Anfang an mein Interesse in Anspruch genommen. Mir schien, dass auch ich ihr nicht unsympathisch war. Wir suchten das beiderseitige Gespräch wo es nur möglich war. Sie war reifer, klüger und gebildeter als ich. Mit ihren damals 32 Jahren war sie auf dem Höhepunkt ihrer weiblichen Reife und Ausstrahlung. Ich war fasziniert von ihr.

Später meinten manche Leute, ich hätte einen Mutterkomplex. Dies mag teilweise stimmen. Von der sanften und freundlichen Art meiner Mutter beurteilte ich alle Frauen und meinte, sie müssten halbe Engel sein, bis ich später feststellte, dass Frauen genau so gut und schlecht sein konnten wie Männer.

Es ist wahr, die mütterlich führende und bewahrende Komponente in Els' Wesen zog mich an. Ich hatte in den letzten furchtbaren vier Jahren durch die Abwesenheit meiner Mutter darauf verzichten müssen. Neben der vollen geistigen und seelischen Reife dieses Weibes Els war es vor allem ihre feminine Körperlichkeit, die mich besonders anzog. Dieser schlanke Körper war mit allem ausgestattet, wonach ein Mann sich sehnte. Ihre weiblichen Attribute verlangten direkt danach, begehrt zu werden. Es kam, wie es kommen musste

Wir fanden Gefallen aneinander und strebten danach, uns näher zu kommen. Über das gemeinsam vorgeschobene Interesse an der Musik, vor allem am Klavierspiel – wir nahmen gemeinsam Unterricht bei dem in Hoch-Weisel wohnenden

und aus Frankfurt ausgebombten Pianisten Arnold – kamen wir uns immer näher. Ich habe mich oft gefragt, was ihr an mir wohl gefallen hat, da sie mir am gesellschaftlichen und menschlichen Wert haushoch überlegen war. Es war wohl meine Jugendlichkeit, mein Humor, meine Sportlichkeit, meine Melancholie und die Tiefgründigkeit der schlesisch-germanisch-slawischen Seele.

Auf einem Spaziergang im Dezember am Abend beim Schneetreiben war es dann so weit. Wir fielen laut lachend in eine nicht erkennbare Schneekuhle, küssten uns leidenschaftlich, zogen im Hochgefühl der Verliebtheit weiter unter stetigen Umarmungen bis zum Gipfel des Hausberges und erlebten dort den uralten Verbindungsdrang eines verliebten Paares. Die Diskrepanz des hitzigen in uns wohnenden Gefühls und der Kälte der Dezembernacht ist nicht bewusst geworden.

Es ist mir in den Tagen danach oft passiert, dass ich erst in der Nacht oder im anbrechenden Morgen in mein Zimmer der Wohnung des Fleischermeisters Reutzel kam, um bald danach in die Schule zu gehen. Was werden das Ehepaar Reutzel und die erwachsene Tochter von diesem jungen Lehramtsanwärter gedacht haben?

Els sorgte für Kontinuität in unserer Verliebtheit. Wir konnten nicht immer hinauf zum Hausberg steigen, um uns unsere Liebe zu beweisen. Els machte aus einem stillgelegten »Sautällchen« ein gemütliches Stübchen neben dem Schulhaus, wo wir unsere Ehe ein Vierteljahr vorweg nehmen konnten und glücklich waren. Die Reaktion der Nachbarn, vorausgesetzt, dass sie unser Tun erkannt hatten, war uns in unserem Glück völlig gleichgültig.

Els' Mutter war wohl weniger beglückt von den Liebeskapaden ihrer Tochter und den Eroberungsgelüsten ihres kleinen Lehramtsanwärters. Dienstlich konnte sie in diesen Angelegenheiten leider keine Befehle erteilen. Seine Intim-

sphäre war für sie tabu, und ihre Tochter war alt genug, ihre Entscheidungen selbst treffen zu können. Vor allem ärgerte sie wohl, dass sich Els ausgerechnet für einen jungen Lehrerlehrling entschieden hatte, der auch noch katholisch sein musste und aus Oberschlesien stammte.

Wo war der angesehene Ministerialrat, der Arzt oder der begüterte Kaufmann, der ihrer Tochter angemessen gewesen wäre? Wozu musste Els das Abitur machen und in Berlin studieren, um so eine Wahl zu treffen? Musste dieser tiefe Fall kommen, nachdem Els an der berühmten Humboldtuniversität Philosophie, Geschichte und Politikwissenschaften studierte, letzteres sogar bei dem berühmten Professor Albrecht Haushofer, der vor allem die Geopolitik entwickelte und im Deutschen Reich als bester Englandkenner galt? Dieser Wissenschaftler wurde am Schluss des Krieges von der SS als Widerstandskämpfer hingerichtet. Als Dichter der Moabiter Sonette wurde er bekannt.

Musste diese Tochter, die als erste Frau des Deutschen Reiches das Diplom für Politik erwarb und in der Reichsfrauenführung mit Frau Dr. Scholz-Kling zusammenarbeitete, ausgerechnet diesen Morys als Objekt ihrer Liebesbedürfnisse aussuchen? Konnte man einen Dorfschullehrer in die stolze und erfolgreiche Gruppe ihrer Familienmitglieder einreihen, einem Bruder, der als Doktor und Professor vormals Dozent an der Liebig-Universität in Gießen, später Leiter eines Güterkonzerns in Schlesien war, in einem Schloss wohnte und mit dem Junkertum und Adel Ostelbiens verkehrte; einem anderen Bruder, der als hessischer Landforstmeister später das Forstwesen in Polen leitete und einem dritten, der als Oberstudiendirektor Leiter eines Gymnasiums in Bremerhaven war?

Diese Probleme und der gesellschaftliche Abfall von Frankental nach Hoch-Weisel führten bei Frau Christ zu einer psychosomatischen Erkrankung, die in Herz- und Kreis-

laufattacken ausartete. Bei einem Krankenhausaufenthalt im Konitzkistift in Bad Nauheim versuchte sie verzweifelt, ihre Tochter Else mit einem jungen, tüchtigen Arzt namens Dr. Klodt zu verkuppeln. Auch dieses Vorhaben scheiterte. Meine geliebte Els blieb mir treu; denn sie wusste aus Erfahrung, dass nicht die gesellschaftliche Stellung zählte, sondern nur der Mensch und sein Charakter.

Meine arme Frau Christ musste noch mehr leiden. Ihre zweite Tochter, die sie wunschgemäß in einer akademischen oder pianistischen Laufbahn sah, wurde nur Hausfrau in einem abgeschiedenen 200-Seelendorf namens Wiesental. Deren späterer Mann, ihr zweiter Schwiegersohn, scheiterte beim Studium der evangelischen Theologie und arbeitete später als Arbeiter und Angestellter in einem Butzbacher Industrierwerk.

In der Ausbildungszeit musste Frau Christ ihre Tochter und den Schwiegersohn finanziell unterhalten.

Während der Hochzeitsfeier ihrer Tochter und dem Schwiegersohn erlitt Frau Christ einen lebensgefährlichen Herz- und Kreislaufkollaps, der sie fast an den Rand des Todes führte. Zwanzig Jahre lang bekam sie danach Strophantinspritzen für Herz und Kreislauf, bis sie im Alter von achtzig Jahren in einem Bad Nauheimer Krankenhaus verstarb.

Sie war vor dieser Zeit sehr einsam und verbittert. Es war in den Sommerferien 1968. Ihrer Tochter Els riet sie, einen vorher bestellten Flug mit ihrem Sohn Michael an das Schwarze Meer nicht abzusagen, weil dies vom gesundheitlichen Standpunkt dringend notwendig war. Da ihre Tochter Susanne und deren Mann mit Mutti in einem Dauerzustand von Querelen und Anfeindungen standen, war ich nun als Einziger übrig geblieben, der sie im Krankenhaus besuchte. Sie war in einem beklagenswerten Zustand, und ich fuhr täglich von Bad Homburg nach Bad Nauheim, um ihr in dieser Verlassenheit beizustehen.

Mutti hoffte insgeheim, dass Susannes Kinder, die sie wie ihre eigenen sehr liebte, von der nahen Schule am letzten Schultag vorbeikämen, um der Großmutter die Zeugnisse zu zeigen, was sie sonst immer getan haben. Als dies nicht geschah, war meine Schwiegermutter sehr verbittert und meinte sogar, dass man sie absichtlich von ihr ferngehalten hätte.

Eines Tages bei einem meiner täglichen Besuche am Krankbett, als ich ihre Hand hielt und mich verabschiedete, sagte sie spontan:

»Alfred, du bist mir doch der Liebste!«

Tags darauf fand ich ihr Bett leer. Die Krankenschwester, die ich aufsuchte und nach ihrem Verbleib fragte, antwortete:

»Vor einer halben Stunde ist ihre Schwiegermutter gestorben.«

Welche Veränderung, dachte ich gerührt und erschüttert, als ich im Geiste den Bogen der letzten 21 Jahre vom armseligen Lehramtsanwärter in Hoch-Weisel bis zum gutsituierten Realschullehrer in Bad Homburg spannte. Was für ein Leben meiner Schwiegermutter, reich an Enttäuschungen und Hoffnungen, an Höhen und Tiefen, bis es hier in der Verlassenheit und Einsamkeit erlosch. Wenn da nicht ein Anderer in der Lage wäre, Trost zu spenden, wie sinnentleert, ja geradezu sinnlos erschiene uns so manches Leben?

Ein Skiurlaub mit Folgen

Die Weihnachtsferien 1947/48 verbrachten Els und ich in Nesselwang im Allgäu. Es war ein Skiurlaub, den wir in der herrlichen weißen, klaren Bergwelt erlebten. Wir tollten im Schnee, bewarfen uns mit Schneebällen, rieben uns damit ein und fuhren auf Skiern hintereinander her. Meine Fähigkeiten in dieser Sportart hatte ich nicht verlernt. Es waren ja erst fünf Jahre seit meinem Skikurs im Riesengebirge vergangen. Wir benahmen uns wie die Kinder in unserem Lebensmut, sprühend vor guter Laune.

Meine Stemmbogentechnik, der Christiana, war veraltet, forderte Els aber zur Nachahmung heraus. Ich sauste auf einen Heustadel zu, wich aus und drehte mich um, wartete auf meine geliebte Els. Sie war wild hinter mir her und wurde anscheinend magisch von diesem Hindernis angezogen.

»Langsamer«, schrie ich, aber sie wollte wohl die zehn Jahre Altersunterschied nicht wahrhaben. Ich sah die Katastrophe voraus, schloss die Augen und wartete ergeben auf ein fürchterliches Krachen. Meine gute Els tat aber das einzige Richtige, ließ sich fallen und beendete ihre Fahrt in einem grandiosen Sturz, der den Schnee in einer Wolke aufsprühen ließ. Ich war sofort zur Stelle, beruhigte mich aber mit der Feststellung, dass alles an ihr noch heil war, legte mich dazu und bedeckte ihr schneeweißes Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen. Von da an überforderten wir uns nicht mehr und widmeten uns dem ungefährlichen Langlauf, der uns die weitere Umgebung in ihrer weißen Pracht erschloss

Untergebracht waren wir in einem ungeheizten Zimmer eines typischen Alpenhauses der Familie Wohlfahrt. Ich entsinne mich des Namens noch genau; denn er war typisch für

eine Fahrt ins Glück. Außerdem dankte ich dieser Familie insgeheim für ihre Toleranz, einem unverheirateten Paar Obdach zu gewähren. Das war in dieser Zeit damals keine Selbstverständlichkeit. Es war eiskalt in diesem Zimmer in den langen Nächten, dicke Eisblumen prangten an den Fensterscheiben, aber unsere Liebe war heiß und leidenschaftlich, und wir konnten am nächsten Morgen nicht verstehen, dass das Wasser in der Kanne des Waschlavors eingefroren war.

Unseren Dank dem lieben Gott gegenüber für das Glück unserer Liebe brachten wir in der Weise zum Ausdruck, dass wir am religiösen Leben dieser Alpengemeinde aktiv teilnahmen. Die Kirche erstrahlte im Weihnachtsglanz, der Chor, das Orchester und die Orgel jubelten am ersten Feiertag über die Geburt des Christkinds, und wir erlebten eine Atmosphäre, ein Fluidum, wie wir es im Krieg und der Nazizeit in ihrer heidnischen Andersartigkeit niemals erfahren hatten. Im Nachhinein möchte ich den Bayern meinen Dank zum Ausdruck bringen, dass sie ihre Sitten und Gebräuche, ihren Glauben trotz zwölfjähriger Verführung so tapfer bewahrt hatten. Wir fühlten uns wohl und geborgen darin, hatten keine Angst mehr, und ein Bogen der Hoffnung in seiner Neuartigkeit tat sich vor uns auf.

Bei einem Spaziergang fragte ich Els unvermittelt, ob sie mich heiraten wolle. Ich war bestürzt, als ich statt der Zustimmung und Freude, Tränen in ihren Augen sah. Ich hoffte, dass auch bei Els der Wunsch übermächtig war, diese glückliche Zweisamkeit in einer Ehe fortzusetzen. Aber stattdessen sagte sie, von Weinkrämpfen geschüttelt: »Ich kann Dich nicht heiraten!« Ich fiel aus allen Wolken; denn ich konnte mir keinen Grund vorstellen, der unserer Liebe entgegenstehen konnte. Nach langem Drängen über den Grund ihres Verhaltens befragt, sagte sie stockend:

»Ich war ein Nazi in hoher Position und möchte dein Leben und deine Karriere keineswegs belasten.« Ich umarmte

sie tröstend und meinte beruhigend: »Wenn's weiter nichts ist. Ich war Nazi in niedriger, untergeordneter Position kraft meiner Erziehung und halte deine Bedenken für unbegründet. Warum sollte nach Fehlern ein Neuanfang nicht möglich sein?« Daraufhin fielen sich die große und der kleine Ex-Nazi mit Tränen in den Augen in die Arme, und ihr weiterer Lebensweg war von nun an festgelegt.

Sie waren durch bittere Erfahrungen – Els in der Hölle des Bombenkrieges in Berlin und Alfred im Seekrieg und der Festungszeit – und ihre Liebe geläutert und blickten von nun an hoffnungsfroh in eine verschleierte Zukunft.

Mein Besuch im Regierungspräsidium Darmstadt bei Regierungsrat Bechtolheimer am Ende der Weihnachtsferien 1948 verlief erfolgreich. Ich wurde nach dem kurzen aber folgenreichen Zwischenspiel in Hoch-Weisel wieder nach Ober-Erlenbach zurückversetzt. Els' Wunsch, nicht mehr nach Hoch-Weisel zurückzukehren, konnte ich verstehen. Sie wollte einen Neuanfang, räumlich gelöst von ihrer Familie und dem Dorf.

Mein »Freund«, der Schulleiter, konnte seinen Ärger kaum verbergen, als ich mich frohgelaut kurz vor acht auf dem Schulhof einfand. Intern im Dorfgespräch soll er die Meinung vertreten haben, dass er den Morys fortschaffen wolle und wenn er ins Kultusministerium nach Wiesbaden fahren müsse. Mich störte dies nicht; denn das übrige Kollegium, mein gleichaltriger Freund Walter Heil, der geschätzte Herr Schumacher und Fr. Zeißler freuten sich sehr, mich wiederzusehen. Auch meine früheren Schüler, die ich weiter unterrichten durfte, begrüßten mich überaus freudig.

Meine geliebte Els wünschte, dass Ober-Erlenbach das Sprungbrett für unsere geplante Zweisamkeit werden sollte. Ich bedachte dabei nicht, wie sehr der Anblick von ihr Wilma kränken musste, die sich vorher verliebt an ihrer Stelle sah.

Nun musste sie von der Orgelepore aus ihre knieende Nachfolgerin betrachten, die ihr das ganze Glück genommen hatte.

Eine Sucherin findet ihren religiösen Hafen

Els wollte ohne meinen Wunsch und meine Beeinflussung katholisch werden. Sie war vor unserer Zeit schon wiederholt in Friedberg und Bad Nauheim in katholische Gottesdienste gegangen, die ihrem unruhigen suchenden Herzen viel gaben. Schon früher, während der Studienzeit hatte sie in der Kunstgeschichte ein Seminar über Romanik und Gotik besucht und bei der anschließenden Studienfahrt die französischen Kathedralen bewundert. Dabei bekam sie erstmals einen Einblick in die Größe und Universalität der katholischen Kirche des Mittelalters. Sie dachte damals, wie groß musste der Glaube der europäischen Völker gewesen sein, um solche überragenden Kunstwerke in Gemeinschaftsarbeit fertigzubringen. Leider schlug sie danach den falschen Weg ein, den sie nach dem Krieg, als vieles offenbar wurde, tief bereute.

Der Zusammenbruch in Deutschland und die entstehende seelische Leere ließ Els nach einem inneren Halt suchen. Die Enttäuschung, ihren jungen Idealismus einem verbrecherischen Regime geopfert zu haben, ließ ihr keine Ruhe. In diesem Vakuum der Gefühle suchte sie den evangelischen Pfarrer von Hoch-Weisel auf, um in einem vertraulichen Gespräch wieder in ideologischer und religiöser Hinsicht festen Boden unter die Füße zu bekommen. Wie enttäuscht war aber meine liebe Els, als sie aus Äußerungen ihrer Schwester, die Organistin in der Hoch-Weiseler Kirche war, ihre »Sünden«, die eher Irrungen und Wirrungen waren, vorgehalten bekam. Dies war der Punkt, wo sie den Entschluss fasste, katholisch zu werden.

Als wir im Januar 1948 an der alten, kleinen Pfarrkirche in Butzbach vorübergingen, drängte Eis zum Pfarrhaus, um uns zum Eheunterricht anzumelden. Ich zögerte noch etwas und hatte Bedenken wegen unseres Altersunterschieds.

»Wenn man doch Elses attraktives Aussehen und ihre stattliche Weiblichkeit konservieren könnte«, dachte ich. »Wenn ich dreißig bin, ist sie vierzig, bei vierzig ist sie fünfzig; bei fünfzig habe ich gewiss keine sexuellen Bedürfnisse«, vermutete ich in meiner jugendlichen Unbefangenheit. Ich aber wollte nur das Glück festhalten, resümierte ich schließlich. Wir lebten nur für die Gegenwart. Dies hatten wir ja im Krieg gelernt. »Nach uns die Sintflut« war stets die Parole. Els meinte nach meinem leichten Zögern:

»Entweder gehen wir jetzt hinein oder lassen es bleiben«. Also: »Geh kühnen Schritt, tu tapfren Tritt. Groß ist die Welt und dein«, dachte ich an die Verse von Albrecht Goes und klopfte an die Haustür des Pfarrhauses.

Den Eheunterricht übernahm dann der Kaplan Frank, ein überaus gescheiter und sympathischer Priester. Er war im Alter meiner geliebten Els und machte uns mit allen Dingen vertraut, die ein katholisches Paar, welches eine Familie gründen wollte, wissen musste. Els' Eile mit den Ehevorbereitungen war begründet. Schließlich musste man sich heranhalten, wenn man 33 Jahre alt war und noch wenigstens zwei Kinder haben wollte

Im Anschluss an den Eheunterricht führte der Kaplan im Konvertitenunterricht meine Els in die katholische Dogmatik ein und erschloss ihr eine neue geistige Welt. Dieser Unterricht endete mit einer Generalbeichte und der anschließenden Aufnahme in den Schoß der apostolischen, katholischen Weltkirche. Diesen feierlichen Akt vollzog der Dekan von Bad Nauheim. Els war sehr beeindruckt. Bei einem anschließenden Spaziergang an der Usa und den Salinen entlang gestan-

den wir uns zum wiederholten Male unsere Liebe. Els gab dabei den feierlichen Satz von sich:

»Ich werde so lange bei dir bleiben, wie du mich haben willst«.

Ich antwortete: »Am Ostersonntag bei der Trauung am Altar Gottes werde ich bekräftigen, dass wir zusammenbleiben werden in guten wie in schlechten Zeiten, bis dass der Tod uns scheidet!«

Bald kam der denkwürdige Ostersonntag, der Tag unserer Hochzeit. Els' Mutter, von diesem Tag an von mir Mutti genannt, hatte sich inzwischen mit diesem Schwiegersohn innerlich einverstanden erklärt. Ihre Stellung als Schulleiterin in Hoch-Weisel ermöglichte es ihr, mit Akribie alles herbeizuschaffen, was die Mägen von etwa 35 Hochzeitsgästen erfreuen konnte, und dies war nicht einfach in der damaligen Zeit, wo man noch mit Lebensmittelmarken beschränkt einkaufen musste. Sie organisierte sogar eine Kutsche mit zwei Pferden, die das Brautpaar in einem feierlichen Zuge von der Butzbacher Kirche in den vier Kilometer entfernten Ortsteil Hausen führte. Die dortige Gaststätte sollte der Austragungsort dieses denkwürdigen Ereignisses sein.

Die Sonne schien, und alles war froh gestimmt. Man hätte den Zustand ideal nennen können, wenn nicht ein Schatten diesen Tag getrübt hätte: Els war krank und hatte 40 Grad Fieber. Sie stand aber mit eiserner Energie alles durch.

Ich selbst kam mir mit meiner Hochzeitskostümierung etwas komisch vor. Sieben Jahre an Uniformen aller Art gewöhnt, musste ich nun einen Smoking tragen und einen Chapeau-Claque aufsetzen. Diese merkwürdige Kopfbedeckung wurde Zylinder genannt mit dem lustigen Beinamen Angströhre, die den seelischen Zustand so mancher Hochzeiter humorvoll charakterisiert. Ich dachte belustigt:

»Was hat der Stahlhelm, dieser ›knitterfreie Geländehut‹, den man lange tragen musste, mit dieser Art von Kopfbede-

ckung gemeinsam?« Der eine gab einem ein martialisches Aussehen, und der andere machte einen lächerlich.

Deshalb hielt ich den Zylinder vorwiegend zusammengeklappt in der Hand. Er gehörte, ebenso der Smoking, dem Fleischermeister Reutzel, bei dem ich wohnte. Herr Reutzel war unser Trauzeuge und wird wohl daran gedacht haben, wie er in diesem Aufzug ein halbes Jahrhundert früher wohl ausgesehen haben mag.

Der Kaplan Frank vollzog die Trauungszeremonie sehr feierlich, und Frau Faust schmetterte von der Empore ihr »Still wie die Nacht und tief wie das Meer soll deine Liebe sein«. Der als »Pfarrer verkleidete Photograph«, der im Altarraum herumsprang und uns von allen Seiten knipste, war der Stadtpfarrer Degen.

Das Mittagessen und das Kaffeetrinken fiel zur allseitigen Zufriedenheit aus. Man war des Lobes voll, konnte man doch »reinhauen« und sich keinen Zwang antun, wo doch zu dieser Zeit überall der Schmalhans Küchenmeister war.

Unser Klavierlehrer, der Pianist Arnold, griff in die Tasten und begleitete Frau Faust, die ihr »Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt, sagt, ist es Liebe, was hier so brennt ...« sang. Gebrannt hat aber einzig und allein das Fieber oben in einem Gastzimmer, das Els nach der Kutschfahrt aufsuchen und sich hinlegen musste. Ich habe mich später dazugelegt, weil ja ein Brautpaar in Freud und Leid eins zu sein hat.

Unten hat man locker weiter gefeiert. Als ich später wieder einmal nach der Hochzeitsgesellschaft schaute, um zu berichten, wie es Els ging, erfuhr ich, dass Onkel Ernst, der von sich sehr eingenommene Landforstmeister, aus seinem anti-katholischen Affekt heraus der Trauungszeremonie in der Kirche ferngeblieben war und stattdessen draußen spazierengegangen wäre. Er wollte damit seine Missbilligung zum Ausdruck bringen, dass seine Nichte einen Katholiken heiratete, der noch dazu weit aus dem Osten stammte. Die Oberschlesier

hielt man ja doch für halbe Polen. Es dauerte mehrere Jahre, bis ich ihn davon überzeugen konnte, in mir einen annehmbaren Menschen zu sehen.

Von seiner Familie Burk und ihrer protestantischen Tradition hielt er sehr viel und verfolgte sie in der Ahnenforschung angeblich so weit zurück, dass er glaubte, sie ginge bis auf einen Gaugrafen Karls des Großen zurück. Dass dieser imaginäre Mann aber katholisch war, scheint ihm entgangen zu sein. Als er einst meine Tochter Kristina als Baby im Steckkissen sah, meinte er ganz sarkastisch:

»Schaut nur, wie der kleine katholische Pollak so falsch grinst!«

Auf einen Vorfahren war er besonders stolz. Es war dies ein Friedrich Burk, von dem im Kirchenregister aus dem 18. Jahrhundert folgender Vermerk zu lesen war: Friedrich Burk starb am ... und wurde hinter der Kirchhofsmauer beerdigt wegen fortgesetzten Saufens und Nichtbesuchens des Gottesdienstes. Oft erzählte er auch etwas von einem weit entfernten Verwandten, einem dicken Gastwirt eines Dorfes aus dem Raum um Biedenkopf, der auch Burk hieß: Dieser hätte meistens auf einem Diwan im Gastzimmer gelegen, und wenn ein durstiger Gast den Raum betrat und etwas zu trinken bestellte, sagte der Wirt: »Wart bis noch aaner kimmt« und blieb weiter liegen.

Onkel Ernsts Tochter stand ihrem Vater in ihrer indiskreten, wenig taktvollen Art in nichts nach, als sie den Kaplan Frank beim Kaffeetrinken unverblümt fragte:

»Sagen Sie, wie konnte ein so intelligenter, geistreicher Mensch wie Sie nur katholischer Priester werden?«

Bis auf diese kleinen Trübungen und die Erkrankung der Els lief dieser große Tag für uns alle harmonisch und zur Zufriedenheit der geladenen Gäste ab.

Ein armseliger Anfang

Der Umzug von Hoch-Weisel nach Ober-Erlenbach spielte sich für Els ohne größere Umstände ab. Sie nahm einen Koffer mit, der ihre ganze Habe enthielt. Möbelstücke wurden nicht transportiert; denn sie besaß keine. Ihr ganzes Eigentum hatte sie im Bombenkrieg in Berlin verloren. Was sollten auch diese Belastungen? Wir Zwei genügten uns.

Nun hausten wir zu dritt in dem einen Zimmer, das Mama und mir vorher schon zu klein war. Es war unser Ess-, Wohn- und Mamas Schlafzimmer. Alle Einrichtungsgegenstände gehörten der Frau Faust. Lediglich für die Nacht stellte sie mir und später für das frisch vermählte Paar ihr angrenzendes Wohnzimmer zur Verfügung. Wir schliefen auf einer am Fußboden liegenden Matratze. Für Els waren diese Zustände derart primitiv, dass sie in ihrer Sensibilität sehr zu leiden hatte. Was sollte der rasante Aufstieg in der Nazizeit und nun dieser Fall ins Existenzminimum? Was war dagegen das wohlbehütete Aufwachsen in einem bürgerlich geordneten, wohlhabenden Villenhaushalt beim väterlichen Herrn Direktor in Frankental?

Ich überraschte sie eines Nachts draußen im Nachthemd, wie sie weinte und leise nach ihrer Mutter rief. Lohnte all dieses Elend für einen jungen, geliebten Ehemann? Ich persönlich fand die Situation erträglich und wähnte mich im Aufstieg.

Es war verständlich nach der Festungszeit, wo man stets nass, schmutzig und kalt den Tod als Gefährten neben sich zu laufen hatte oder in der Gefangenschaft von ihm durch Hunger oder eine gravierende Seuche eingeholt werden konnte. Ich war sogar glücklich und besaß doch nun meine geliebte,

treu sorgende Mutter und ein liebendes attraktives Weib, das überall geschätzt wie ein Schatz zu hüten war. Els erlitt im Sommer dieses Jahres eine Fehlgeburt, was nicht dazu angehtan war, ihr seelisches Wohlbefinden zu steigern. Heute kann ich mir vorstellen, wie sie damals gelitten haben muss

Was mich neben dem Kummer meiner Frau zu dieser Zeit besonders störte, waren die häufigen Versetzungen, wo ich in den Nachbarorten wegen der freigestellten und zu entnazifizierenden Lehrer aushelfen musste. Ich radelte mir auf diese Weise von Ober-Erlenbach aus nach Petterweil und später nach Nieder-Eschbach viele hunderte von Kilometern zusammen.

Ich bildete mir ein, der Schulrat hätte etwas gegen mich, und mein lieber Schulleiter stecke dahinter, der mit seinem lang eingefahrenen pädagogischen Nonsense ganze Generationen gegen sich aufbrachte. Ich wagte es aber nicht, mich zu beschweren; denn mein Respekt vor der Autorität des Schulrats war zu groß und die Einschätzung meiner Person in pädagogischer Hinsicht zu gering.

Eines Tages besuchte mich der Schulrat Köth in Ober-Erlenbach im Unterricht. Mir fiel das Herz in die Hose. Es war die Angst des Unfertigen vor dem pädagogischen Meister, der schon mehrere schriftliche Handreichungen in Deutsch und Mathematik für den Schulgebrauch herausgegeben hatte. Ich hatte ihn auch schon auf vielen Lehrertagungen erlebt, die er virtuos leitete. Außerdem bildete er uns Junglehrer aus und machte uns vertraut mit vielen methodischen Hilfen.

Nun sollte ich zeigen, was ich konnte. Er kam in eine Musikstunde, und dies war mein Glück. Hier konnte ich ein Hilfsmittel einsetzen, das nicht jedem Lehrer vertraut war: die Geige. Zunächst schmetterte ihm mein viertes Schuljahr »Alle Vögel sind schon da« zweistimmig entgegen. Dann nahm ich die Geige zur Hand und führte das Lied »Mit dem Pfeil, dem Bogen durch Gebirg und Tal« musikalisch und auch sprach-

lich ein. Bald war die Klasse in der Lage, ihm die erste Strophe vorzusingen. Er war sichtlich zufrieden, stimmungsmäßig aufgeräumt und jovial mir gegenüber. Nachdem er mir eine Kostprobe seiner pädagogischen Meisterschaft gab, indem er schnell von der Musik auf Deutsch umschaltete und die erste Strophe dieses Liedes sprachlich mehrfach umstellte, sodass sie mal mit »Kommt der Schütz gezogen ...« oder »Durch Gebirg und Tal ...« oder »Früh am Morgenstrahl ...« begann. Die Sprachgewandtheit zu schulen, war ihm ein großes Anliegen.

Meiner Bewunderung gewiss, führte er mich am Arm auf den Schulhof hinaus und redete mich mit »lieber Kollege Morys« an und entschuldigte sich für die häufigen Versetzungen.

Er gratulierte mir zu meiner Vermählung und erkundigte sich nach meinen Wohnverhältnissen. Bei meiner Schilderung hatte ich sogar den Eindruck, einen aufmerksam zuhörenden väterlichen Freund zu haben, der Mitgefühl zeigte. Er gab mir zu verstehen, dass er meine Frau vom Schulamt kenne, die dort oft etwas für ihre Mutter erledigte.

Überrascht war ich, dass er von der Konversion der lieben Els wusste und dass wir in Butzbach katholisch getraut wurden. Nachdem ich mein Erstaunen zum Ausdruck gebracht hatte, sagte er mir, dass der Dekan Hartmann in Bad Nauheim sein Ortspfarrer wäre.

Jetzt wurde mir Vieles klar. Der Bogen des religionslosen Dissidenten, der als »Militarist« vom selbigen Schulrat strafversetzt wurde, bis zum christlichen hessischen Beamtenanwärter, der sich anschickte, ein guter Lehrer zu werden, wirkte auf den Herrn Köth durchaus positiv.

»Aus dem glaubenslosen Militaristen ist ein respektabler katholischer Christ geworden«, meinte er augenzwinkernd: »Alle Achtung! Sie haben sogar die Befähigung zum Religionsunterricht erworben«, sagte er anerkennend.

Was jetzt kam, verschlug mir ganz die Sprache. Er fragte mich unvermittelt: »Kollege Morys, wäre es Ihnen recht, wenn ich Ihnen eine feste Planstelle in Rendel mit einer Dienstwohnung anbiete, die drei Zimmer mit Küche umfasst. Sie müssten sich sofort entscheiden und diese in den Weihnachtsferien beziehen. Vorher wäre es notwendig, sich beim Bürgermeister Wittig und Schulleiter Jochim zu melden. Einem Neuanfang am 11. Januar stünde dann nichts mehr im Wege.«

Ich wusste daraufhin nicht, wie mir geschah. Ich fiel aus allen Wolken und stammelte nur noch:

»Natürlich, Herr Schulrat und ... danke«. Dabei hatte ich gewiss feuchte Augen und konnte es nicht fassen, ein solches Weihnachtsgeschenk zu erhalten. »Wo die Not am größten, ist Gott am nächsten«, dachte ich bewegt. Am liebsten wäre ich meinem Chef um den Hals gefallen und hätte mich vor Freude ausgeheult.

So schnell wie diesmal kam ich nie von der Schule nach Hause, um dem geliebten Weib diese Freudenbotschaft zu überbringen. Nie brachte ich etwas strahlender zum Ausdruck. Els schaute mich nur ungläubig an, als wenn sie diese Nachricht nicht ernst nehmen könne. Dann umarmten wir uns und weinten vor Freude zusammen.

Großes Glück in erster Wohnung

Am 11. Januar 1949 begann ein neuer Lebensabschnitt für uns Zwei. Wir gingen begeistert an die Arbeit und richteten unser neues Nest ein. Schwierigkeiten bereitete uns zunächst die Einrichtung der vier Räume unserer neuen Wohnung. Wir hatten keine Möbel. Mein dürftiger Verdienst reichte nicht aus, um auch nur ein einziges neues Möbelstück zu kaufen. Wir bezogen deshalb alte Sachen, die uns von hilfsbereiten Menschen aus Hoch-Weisel, Ober-Erlenbach und Rendel zur Verfügung gestellt wurden. Wie glücklich und stolz waren wir, bald in unseren – wenn auch primitiv eingerichteten – eigenen vier Wänden zu wohnen. Der Bürgermeister Wittig, der evangelische Pfarrer Bernhard und der Schulleiter Jochim halfen uns nach besten Kräften. Mir wurde sogar ein Gartengrundstück neben der Kirche zur Bebauung zugewiesen.

Um unser Glück noch zu steigern, hatte der Hergott den Wunsch nach Vergrößerung unserer kleinen Familie erhört, und Els war in guter Hoffnung.

Das Schulhaus war ein Fachwerkbau. Es hatte zwei Stockwerke. Oben war meine Lehrerwohnung, und unten befand sich mein Schulraum. Ich unterrichtete das erste bis vierte Schuljahr. Über uns auf dem Speicher hauste in einer primitiven Dachmansarde eine ausgebombte Frankfurterin namens Engesser. Sie war Klavierlehrerin, über 60 Jahre alt und fristete ein kümmerliches Dasein. Ihr Vater war ein bekannter Pianist, und sie wuchs in gesellschaftlicher Verbundenheit mit den damaligen Größen des Frankfurter Musiklebens der zwanziger und dreißiger Jahre auf und erzählte viel aus dieser Zeit. Es waren dies so bedeutende Leute wie Hindemith,

Professor Mengelberg, Professor Frantzen und der Pianist Giesecking. Den Prof. Frantzen vermittelte sie mir als Klavierlehrer, nachdem ich mir mit finanzieller Hilfe meiner Schwiegermutter einen aufgearbeiteten, überholten Flügel kaufte, der bestimmt aus dem vorigen Jahrhundert stammte (Grotrian-Helfferich-Steinweg).

Ich fuhr damals am Anfang der fünfziger Jahre zweimal in der Woche mit dem Fahrrad nach Bad Vilbel und von dort aus mit dem Bus nach Frankfurt zum Klavierunterricht. Der Professor war auch einmal zu Gast bei uns in Rendel und spielte uns die ganze Mondscheinsonate auswendig vor. Els, ich und Fräulein Engesser waren hingerissen, was dieser Künstler aus unserem alten Instrument an Nuancen und Klangfülle alles herausholen konnte.

Anfang Mai war es so weit. Die Geburt unseres ersten Kindes rückte näher. Der Geburtsvorgang im Bad Homburger Kreis-krankenhaus zog sich mehrere Tage hin und war mit den heftigsten Schmerzen verbunden. Ich besuchte Els täglich, indem ich von Rendel mit dem Fahrrad nach Bad Homburg fuhr. Am Krankenhauseingang hörte ich sie schon vor Schmerzen schreien, obwohl sie im zweiten Stock lag. Schließlich konnte unsere Tochter Kristina nur mit einem Hilfsmittel zur Welt gebracht werden, der Geburtszange.

Da Els von Säuglingspflege nichts verstand, engagierte sie schon vor der Entbindung eine ausgebildete Schwester. Sie wohnte bei uns und wartete auf ihren Einsatz. Ihr Mann war leider noch in der Gefangenschaft.

Nach Els' Heimkehr tat die Säuglingsschwester mit großer Sachkenntnis und praktischer Erfahrung ihre Pflicht und war eine große Hilfe für meine Frau.

Zwei Jahr später war das Glück uns nochmals hold. Els war wieder in anderen Umständen. Schwangerschaft und Geburt verliefen genau umgekehrt wie bei Kristina.

Der Geburtsvorgang selbst lief komplikationsloser ab als bei unserer Tochter. Dafür war aber die ganze Schwangerschaft mit Michael eine Tortur für Els und mit viel physischem Leiden behaftet. Sie sagte mir einmal in dieser Zeit verzweifelt:

»Wenn ich nicht Angst hätte, die ewige Seligkeit zu verlieren, würde ich glatt hier von der Treppe springen, um mich und meine Leibesfrucht zu verlieren.«

Els litt stark neben der Übelkeit vorwiegend unter spasmodischen Krämpfen und der damit verbundenen Migräne.

Doch dann war es so weit, und Professor Bauch im Frankfurt Marienkrankenhaus, der Michael auf die Welt brachte, sagte: »Was für ein kluges und intelligentes Kerlchen!«

Unsere Familienidylle in dieser Zeit in der großen Wohnung genossen wir sehr. Els war glücklich, mit 35 und 37 Jahren zwei gesunden Kindern, wenn auch mit großen vorangegangenen Schwierigkeiten, das Leben geschenkt zu haben.

Meine Mutter wurde mit 51 und 53 Jahren zu einer freudig erregten Großmutter, die oft die zehn Kilometer von Ober-Erlenbach zu Fuß ging, um die geliebte Nina und den Michala in ihre Arme zu schließen.

Wir konnten jetzt auch einladen und beherbergen. Meine Schwiegereltern, jetzt auch frohe Großeltern geworden, kamen auch und waren von der erweiterten Familie und ihrem neuen Domizil angetan. Die Hochzeit von Schwägerin Susanne und ihrem Heinz wurde sogar in unserer Wohnung ausgetragen. Mein Kamerad aus der Gefangenschaft, Hansjörg Matthäus, ließ sich sehen, ebenso die Jugendfreunde Hubert Wagner und Josef Styrnol, der bei der Deutschen Bank in Frankfurt beschäftigt war. Er und auch mein junger Lehramts-

kollege Heil kamen stets mit ihren Motorrädern, was mir eine gewisse Bewunderung abnötigte; denn ich war über das Radfahren nicht hinausgekommen.

Auch im Dorf wurden wir heimisch und waren wohlgeleiteten. Der Sohn vom späteren Bürgermeister Schneider wurde mein Freund und half mir, mich an die Mentalität der evangelischen Dorfbevölkerung, die sich vorwiegend aus Bauern und Arbeitern zusammensetzte, zu gewöhnen und sich ihr anzupassen.

Karl Schneider war in meinem Alter und hatte auch manches Schwere in seiner Jugend im Krieg erlebt. Auf dem Rückflug von einem Bombenangriff auf England wurde seine JU 88 getroffen, und die Besatzung musste im Winter nachts aus einer Höhe von einigen tausend Metern aussteigen. Karl blieb in einem Baum in Belgien hängen und konnte erst am nächsten Tag von einem Bauern, der mit einer langen Leiter anrückte, aus seiner misslichen Lage befreit werden. Es ist verständlich, dass Jugend dieser Art geprägt war und vor allem dankbar den Frieden genoss und glücklich auf den wirtschaftlichen Aufschwung der neuen Bundesrepublik Deutschland reagierte.

Mit einer Familie waren Els und ich besonders befreundet. Es war dies der Ortslandwirt Wilhelm Gruner, der mit einer Jüdin verheiratet war. Wilhelm Gruner war ein fleißiger, stiller, stets weise wirkender Landwirt. Seine Güte und Freundlichkeit waren bemerkenswert. Beeindruckt haben uns Geschichten, die man im Dorf über ihn erzählte.

Nach dem Erlass der Nürnberger Gesetze lehnte er es ab, sich von seiner jüdischen Frau Irene zu trennen. Auf die Ankündigung des Ortsgruppenleiters, er müsse Frau Gruner zum Abtransport melden, reagierte der sanfte Wilhelm Gruner wie ein Mann, ja wie ein Held. Er sagte:

»Die bekommt ihr nur über meine Leiche. Ich schieße jeden nieder, der es wagen sollte, sie zu holen«.

Das war dem Ortsgruppenleiter dann doch zuviel. Er, ein Schulkamerad von Wilhelm, entfernte die Irene von der Liste. Neben seiner moralischen Verantwortung wird er wohl den Eklat gefürchtet haben, den ein zu allem entschlossener Bauer, aus allen Fenstern schießend, in seiner Ortsgruppe hätte anrichten können. Meine Frau Else entwickelte vor allem zur Frau Irene ein besonders herzliches Freundschaftsverhältnis.

Rendel und Umgebung waren für die heimatvertriebenen Katholiken aus Schlesien und dem Sudetenland Diaspora. Das gemeinsame Schicksal der Vertreibung und des neuen Anfangs hier in armseligen Verhältnissen ließ sie zusammenwachsen zu einer kleinen, frommen katholischen Gemeinschaft. Der zuständige Pfarrer amtierte in Bad Vilbel. Da der zehn Kilometer lange Weg zur dorthin für die Kirchgänger nicht zumutbar war, schickte Pfarrer Müller seinen Kaplan am Sonntag hinaus nach Rendel, wo dieser in der evangelischen Kirche die heilige Messe zelebrierte und den Gläubigen in der Beichte als ihr Seelenführer Beistand leistete.

Dieser Kaplan, den wir als Pfarrer anredeten – er war schon im Sudetenland Inhaber einer Pfarrei – war ca. 60 Jahre alt und damit älter als sein Chef. Dieser Priester war mir und meiner Frau ans Herz gewachsen. Seine bemerkenswerteste Eigenschaft war seine Güte, die es ihm oft schwer machte, sich im Religionsunterricht der lebhaften Kinderschar gegenüber durchzusetzen. Manchmal musste ich sogar einschreiten, um kollegial den Autoritäten gegenüber Gewicht zu verleihen.

Dieser Pfarrer Kostial war in der kaiserlich und königlichen Monarchie Österreichs groß geworden und ließ den Charme und das Flair dieser Zeit nicht vermissen. In seiner Militärzeit hatte er als Offizier mit Pferden zu tun, und seine Liebe zu diesen Tieren zeigte sich noch am Anfang der fünfziger Jahre. Er kam zum Religionsunterricht von Bad Vilbel hoch zu Ross angeritten. Autos besaßen die Deutschen noch

nicht, und der Weg auf dem Fahrrad wäre dem alten Herrn zu anstrengend gewesen. Sogar bei den Protestanten war Herr Kostial eine gern gesehene Erscheinung. Sein Gaul kanierte mit umgehängtem Futtersack während des Unterrichts angebunden auf dem Schulhof und war während der Pausen ein bewundertes Objekt der Schuljugend. Da meine Frau früher reiten gelernt hatte, fuhren wir mit dem Bus manchmal nach Frankfurt zu einem Reiterverein, wo beide ihrer Leidenschaft zum Reiten frönen konnten.

Die katholische Jugend Rendels betreuten Els und ich in Form von Heimabenden, Spielen, Singstunden und Ausflügen. Wir zelteten sogar einmal einige Tage in Wiesental, unserem späteren Domizil.

Ein Ausflug mit sieben Jungen, die gerade aus der achten Volksschulklasse entlassen waren, nach Oberbayern war ein unvergessliches Erlebnis. Ich veranlasste die Jungen, 30 DM anzusparen und trumpte mit ihnen per Anhalter mit Lastwagen für 14 Tage in das Feriengebiet um Garmisch-Partenkirchen. Wir übernachteten auf Wiesen, in Scheunen von Bauernhöfen und in katholischen Pfarrhäusern bzw. -heimen.

Bei einem Aufstieg an steiler Sprossenwand im Höllental zur Zugspitze wurde mir Gott sei Dank rechtzeitig bewusst, wie riskant dieser Aufstieg war. Ich ordnete den Rückzug an. Keiner wollte vor dem anderen Angst eingestehen. Aber es war höchste Zeit, abzubrechen, um ungeschoren zurückzukehren.

Heute, im Zeitalter der Bestrebungen zur Sicherheit und der vielen gesetzlichen Regelungen, wäre ein solcher Ausflug gar nicht möglich. Anscheinend war ich damals noch keine ausgereifte erwachsene Persönlichkeit, und der Krieg hatte bei mir noch Spuren der Verwilderung hinterlassen. Heute sind sich aber alle Teilnehmer bei Zusammenkünften einig, dass es eine wunderschöne Fahrt war.

Auch mit meiner Ehefrau Els bin ich in den Sommerferien 1948 zeltend mit 80,- RM per Anhalter bis zur Nordseeinsel Wangerooge getrampt. Verschiedentlich wurden wir sogar von amerikanischen und englischen Armeelastwagen mitgenommen.

Abenteuerlust gepaart mit Bedürfnislosigkeit und Lebenshunger nach diesem furchtbaren Krieg waren wohl die Motive für ein so unbürgerliches Verhalten.

Kriegsgefahr und profitierende Mäuse

In die Zeit unseres Rendeler Aufenthalts fiel eine schwere politisch motivierte internationale Krisensituation. Ein Weltkrieg drohte auszubrechen durch den Koreakrieg. Hier bekämpften sich die USA und Südkorea einerseits und Nordkorea mit chinesischer Unterstützung andererseits. Wenn die Sowjetunion zugunsten der kommunistischen Seite eingegriffen hätte, wäre auch Europa nicht verschont geblieben.

In der Aktion »Eichhörnchen« deckten die Haushalte in der Bundesrepublik Deutschland sich vorsorglich mit Lebensmitteln ein. Auch wir kauften einen Zentner Weizenmehl beim Bauern und stellten den Sack in unser Schlafzimmer. Nachts hörten wir oft eigentümliche Geräusche. Unsere Vermutung, dass in diesem alten Fachwerkbau Mäuse ihr Unwesen trieben, bestätigte sich.

Wir waren nicht wenig erstaunt, als wir feststellten, dass Mäuse sich an unserem Mehl gütlich taten. Der Sack war von der Rückseite angefressen, und im Innern des Mehls tummelten sich die niedlichen Nager. Von der Kriegsgefahr hatten sie natürlich keine Ahnung.

Ich besorgte eine Falle, die in der Weise funktionierte, dass in einem raffinierten Gangsystem, welches mit Ködern ausgelegt war, die Maus durchlief und dann erbarmungslos in ein mit Wasser gefülltes Bassin platschte. Dort sollte sie ertrinken. So hatte es jedenfalls der Konstrukteur dieses schändlichen Gebildes vor.

In unserer Tierliebe sabotierten wir dessen Arglist und ließen die Maus ins trockene Gefängnis fallen. In der ersten Nacht der Fallenstellerei musste ich über zehnmal aufstehen und feststellen, dass uns das Jagdglück hold war. Ich trug

dann die jeweils gefangene Maus hinunter in den Hof und ließ sie laufen. Auf den Gedanken, dass diese Art von Mäusen mich auslachten, in dem alten Haus wieder hochliefen, gern Rutschbahn fahren und sich wieder hinunter tragen ließen, kam ich nicht. Sie hatten wohl noch viele andere Spielgefährten, die im Mehl gern weiße Mäuse werden wollten. Nachdem wir den Sack Mehl draußen in der Natur dem Wind anvertrauten, hatten wir vor den Mäusen einigermaßen Ruhe.

Meine Zusammenarbeit mit den beiden anderen Kollegen der Rendeler Volksschule war gut. Mit der Familie des Kollegen Sch. entwickelte sich sogar ein freundschaftliches Verhältnis, obwohl Herr Sch. meinem Wesen diametral entgegenstand. Er war rational denkend, unsensibel, ein kühler Rechner und kein einfühlsamer Liebhaber seiner Frau. Sie war oft unterwegs und hielt sich gern unterhaltend in anderen Familien auf, um etwas Zuwendung zu erfahren. Wenn er dabei war, stritt ich mit ihm beispielsweise über die Durchnahme und Einprägung lyrischer Gedichte. Er meinte, dass man die Zeit nutzbringender anwenden könnte, zum Beispiel beim Rechnen.

Bei uns war seine Frau sehr häufig. Dabei hörten wir, dass sie als junge Sekretärin im Sudetenland wegen der politischen Einstellung ihres Chefs viel durch die Gestapo zu erdulden hatte. Sie ist sogar gefoltert worden, um eventuelle Geheimnisse und politische Verbindungen ihres Arbeitgebers zu verraten. Es waren wohl diese Erlebnisse, die Frau Sch. uns gegenüber als psychisch angeschlagen in Erscheinung treten ließen. Das Verhalten ihres Mannes hat wohl nicht dazu beigetragen, dass sie seelisch gesunden konnte. Sie hätte sehr viel Zuwendung, Zärtlichkeit und Liebe empfangen müssen, um schon bestehende Neurosen abzumildern. Etliche Jahre später hörten wir, dass Frau Sch. währen eines Aufenthalts im Friedberger Kreiskrankenhaus sich in selbstmörderischer

Absicht aus dem Fenster gestürzt hätte.

Mit meinen Schülern kam ich gut aus. Sie waren folgsam und aufmerksam. Wir mochten uns gegenseitig. Am Ende des vierten Schuljahres gab ich stets einige Schüler für den weiteren Besuch des Gymnasiums ab. Die Eignungsprüfungen dort bestanden sie alle. Schwierigkeiten hatte ich nur, wenn eingebildete reiche Bauern es nicht wahrhaben wollten, dass einige ihrer unbegabten Söhne nicht für die »Höhere Schule« zu empfehlen waren.

Oft musste ich für den Frieden in der Klasse sorgen; denn zwischen den Arbeiter- und Bauernkindern gab es oft Reibereien, ohne dass ihnen die Ursache für ihre Gehässigkeiten bewusst wurde.

Mit einem Jungen namens W. H. hatte ich große Schwierigkeiten. Er hatte einen Buckel, war in der Klasse isoliert und wurde oft von den anderen Schülern angeklagt, Tiere zu quälen. Hier musste ich als Erzieher einschreiten, ohne die Spannungen zwischen Werner und der Klasse zu vertiefen. Werner nahm mir wohl übel, dass ich die begründeten Anschuldigungen der Klasse ernst nahm, und die Klasse meinte wohl, ich wäre dem Schüler Harsch gegenüber nicht streng genug. Dass dieser Junge einer psychischen Sonderbehandlung unterzogen werden musste, war wohl der Klasse nicht klar.

Eines Sonntags nach dem Kirchgang traf ich Frau H. mit ihrem Zögling. Wir begrüßten uns freundlich, und ehe ich der Mutter über die Schwierigkeiten ihres Sohnes in der Schule berichten konnte, fuhr sie ihren Sohn an:

»Sag ›Guten Tag‹ zu Deinem Lehrer und gib ihm die Hand!«

»Na (nein)«, stieß der Junge mit trotzigem Gesicht heftig hervor.

Patsch! Die Ohrfeige saß genau. Was jetzt geschah, übertraf meine Erwartungen. W. warf sich in seinem Sonntagsanzug

in eine Dreckpfütze und wälzte sich schreiend darin herum. Hier waren meine pädagogischen Erziehungsmaßnahmen am Ende angelangt. Dies war ein Fall für den Psychotherapeuten oder den Pfarrer. Ich hatte den Eindruck, dass die Eltern dieses Jungen an seiner seelischen Fehlentwicklung nicht ganz unschuldig waren.

Das Leben in der Abgeschlossenheit eines Wetteraudorfes wurde uns langsam zur Last. Vor allem bei meiner Frau Else, die mehrere Jahre im Studium und in der Berufstätigkeit in Berlin verbracht hatte. Ein Besuch bei meinen Schwiegereltern in Wiesental im Hintertaunus war die reinste Odyssee. Wir mussten mit dem Kinderwagen zunächst vier Kilometer zur Bahnstation Kloppenheim laufen. Von dort fuhren wir nach Ostheim bei Butzbach. Dann liefen wir über Fauerbach nach Wiesental. Das waren sechs Kilometer. Unser Kindermädchen Martha half uns oft beim Schieben.

Erstes Auto

Eine Änderung dieser Verhältnisse gab es erst, als meine Schwiegermutter einen kostbaren Brillantring von einer verstorbenen Tante in Südafrika erbt. Diesen Ring übergab uns Mutti mit der Maßgabe, ihn zu veräußern und dafür ein gebrauchtes Auto zu kaufen. Den Käufer hatten wir bald und das Auto auch. Es war ein Opel-Olympia, Baujahr 1938. Man kann sich heute nicht vorstellen, wie glücklich ich war, mit Els Autobesitzer zu werden. Ich, der Ziegenhüttejunge, der den ganzen Sommer über barfuß lief und ab und zu mal auf einem geliehenen Fahrrad fahren durfte, ich sollte nun ein so feudales Gefährt lenken? Kaum auszudenken!

Die Verkehrsdichte war auf den Straßen noch sehr gering. Deutsche Neuanfertigungen gab es 1952 kaum. Nur die blitzenden Amischlitten sah man mit gemischten Gefühlen auf unseren Straßen. Im Nu hatte ich den Führerschein, und das große Abenteuer konnte beginnen. Wie wurde ich in Rendel beneidet! Ich dachte an meinen Vater und Großvater, die stets zu Fuß zur Arbeit gegangen waren und alle Autofahrer für Kapitalisten und unerreichbare Geldsäcke hielten. Wenn sie mich nur in dem Auto sehen könnten, dachte ich.

Die Deutschen waren vor dem Krieg und die Jahre danach keinesfalls ein Volk von Autofahrern, wie es heutzutage der Fall ist. Ich liebte dieses Auto wie meine eigene Frau. In unserem Schulhof musste ich es oft bewundernd betrachten. Meine Schwiegermutter, aber auch meine Mutter profitierten von der neuen Beweglichkeit. Ferienfahrten nach Norderney und Dahme an der Ostsee konnte ich jetzt verwirklichen. Bei Lehrerkonferenzen oder Schulamtsbesuchen fuhr ich mit dem

Auto vor. Oft nahm ich dazu meine Kollegen, aber auch den evangelischen Pfarrer Bernhard mit.

Auch nach Frankfurt zum Klavierunterricht und zu meiner Mutter nach Ober-Erlenbach brauchte ich nicht mehr mit dem Fahrrad zu fahren. Es war herrlich, mit 60 bis 100 Stundenkilometern über die Landstraßen zu brausen. Bei diesen Geschwindigkeiten vibrierte das Auto, das inzwischen schon 14 Jahre alt geworden war. Es kam vor, dass ein Winker¹ bei einer Richtungsanzeige nicht herausgekommen war, und ich musste einen Arm ersatzweise aus dem Fenster strecken. Die Fußmatte durfte ich nicht entfernen, sonst sah ich durch einige Rostlöcher die Straße unter mir hinwegflitzen. Ich rechnete mir aus, in wieviel Jahren ich beim Durchbrechen des Chassisbodens im Auto mitlaufen müsste. Beim Anlassen meines Lieblingss passierte es oft, dass der Wagen nicht ansprang. Dies war oft der Fall, wenn mein Schulleiter Jochim mitfahren wollte. Er äußerte schließlich die Vermutung, dass mein heißgeliebter Opel-Olympia ihn nicht leiden könne. Ich empfahl ihm darauf, sich zu verstecken, wenn ich ihn anlasse. Und siehe da, er sprang an.

Manchmal mussten wir uns von Schulkindern anschieben lassen, um rechtzeitig zu Konferenzen zu kommen. In Friedrichsdorf bei einem Familienausflug blieb er entgegen meinen Absichten plötzlich stehen. Mein enttäuschter Blick in den Motorraum – meine Frau erwartete von mir, dass ich etwas tue, obwohl sie wusste, dass ich technisch unbegabt war – belehrte den Wagen nicht eines Besseren. Erst, als ich ihm voller Ärger und Verachtung einen Tritt versetzte, sprang er wieder an. Im Winter tat er mir diesen Gefallen nur, wenn ich das Kühlersystem mit heißem Wasser auffüllte, welches ich in einer Gießkanne von zu Hause mitbringen musste.

Anlässlich einer Einladung nach Wiesental zur Tauffeier der Nichte Bettina sprang der liebe, aber etwas eigenwillige Kerl trotz einiger Handgriffe am Vergaser oder vielleicht ge-

rade deswegen überhaupt nicht an. Els eilte mit den Kindern und Martha voraus, um mit der Bahn zu fahren. Ich sollte sie alle am Abend abholen. »Er« tat es auch dann nicht, und ich musste ihn in die Werkstatt bringen.

Ein weit schlimmeres Malheur passierte uns, als ich eines Abends meine Schwiegermutter, Schwager Heinz und Schwägerin Susanne sowie deren Hund, Els und mich und die gesamte Bettwäsche Wiesentals zum Weihnachtsfest von Wiesental nach Rendel bringen sollte. Zwischen Ziegenberg und Oberlabien gab mein Auto seinen Geist ganz auf. Heinz und ich schoben es nach Langenhain, wo der Bäcker Kaiser wohnte, von dem ich das Auto für 1.800,- DM gekauft hatte. Dieser fuhr uns dann mit seinem eigenen Wagen nach Rendel. Es wurde dann doch ein gesegnetes Weihnachtsfest nach diesen durch meinen Liebling verursachten Aufregungen.

Ganz will ich mein Prachtstück nicht verdammen. Es fuhr mich vom 1. April 1954 täglich zur Schule nach Bad Homburg. Ich parkte es im gebührenden Abstand von der Schule, weil ich mich nicht als Autobesitzer zu erkennen geben wollte. Ich weiß heute nicht mehr, ob ich nicht für einen Kapitalisten gehalten werden wollte, oder ob ich mich wegen des alten Wagens schämte.

Eines Tages aber entdeckte uns beide der Biologielehrer Koch, der täglich mit der Bahn von Bad Nauheim anreiste. Er verbreitete süffisant die Mär im Kollegium, ich käme mit einem vorsintflutlichen Vehikel, worauf ein Fahrrad läge, damit ich mit der Pünktlichkeit nicht in Kollision käme. Heute, im Rückwärtsdenken ist es mir ein Rätsel, wie ich es geschafft habe, stets pünktlich an Ort und Stelle zu sein. Vielleicht war der Wagen doch gar nicht so schlecht.

Das Halten des Autos belastete unsere finanziellen Möglichkeiten sehr. Ich bemühte mich deshalb, sparsam im Benzinverbrauch zu sein. Nach unten geneigte Straßen fuhr ich grundsätzlich im Leerlauf oder stellte sogar bei längerem Ge-

fälle den Motor aus. Heute bei der komplizierteren Technik ist das nicht mehr möglich. So nahm ich zum Beispiel Anlauf auf der Höhe zwischen Ober-Erlenbach und Kloppenheim und fuhr ca. vier Kilometer, ohne einen Tropfen Benzin zu verbrauchen. Gleiches konnte ich zwischen Klein-Karben und Kloppenheim tun.

Zu Hilfe kam mir bei meiner Knauserei auch der Rückenwind, der bei unserem vorherrschenden Seeklima vorwiegend von West nach Ost wehte. Ein Gespräch mit einem Rendeler Bauern, der mich beim Fahren wohl einmal beobachtet hat, lässt mich heute noch schmunzeln. Er sagte augenzwinkernd:

»Herr Liehrer, ihr Wache (Wagen) fährt jo so leis wei an Opel Kapitän«.

Ich erwiderte verschmitzt: »Ka Wunner, aich nitz jo de Rückewin un des Gefäll aus un fahr ohn Benzin«.

Er lachte und sagte: »Setze sei doch Sechel (Segel), da kumme sei noch billiger davo«.

Ich sehe Wilma wieder

Ein Erlebnis im Zusammenhang mit dem Autofahren ist mir besonders im Gedächtnis haften geblieben. Nach einem Besuch bei meiner Mutter war ich gerade im Begriff, ins Auto zu steigen, wo Els und die Kinder schon auf mich warteten. Da ertönte ein mir altvertrauter Pfiff. Er erregte mich sehr, denn er stammte von meiner immer noch geliebten Wilma, die ich so herzlos verlassen hatte.

Ich bat Els um etwas Geduld und eilte schnell zur Quelle der Verlautbarung. Wilma stand auf der Kappesgasse mit ihrer Schwester und der Frau Behrends zusammen. Ich sagte etwas verwirrt und verkrampft:

»Ich glaube, Bekannte hier zu treffen, Frau Euler, Frau Behrends und Frau ... Wilma.«

»Frau Fischer«, sagte daraufhin Wilma etwas traurig mit einem vorwurfsvollen Unterton, aber charmant lächelnd, wie es stets ihre Art war. Es war Abend, und es fiel mir schwer, in Wilmas Gesicht zu erkennen, wie ihr zumute war. Es waren gewiss widerstrebende Gefühle, die sie bedrängten. Mir ging es genauso. Wir hatten uns gewiss sehr viel zu sagen, schwiegen aber, beugten uns der harten Notwendigkeit und beließen dieses Zusammensein bei einigen höflichen Floskeln. Im Grunde waren wir beide froh, uns trotz der widrigen Umstände gesehen zu haben. Reflektionen über die Härte des Schicksals werden uns gewiss bedrängt haben. Auf Els' Frage, wo ich gewesen sei, antwortete ich lapidar:

»Ich habe nur kurz meine frühere Freundin Wilma begrüßt.«

An diesem Abend war das ganze Land mit Schnee bedeckt und mein Wagen hatte weder Winterreifen noch Schneeket-

ten. Ich fuhr deshalb besonders vorsichtig und langsam die Straße von Ober-Erlenbach nach Kloppenheim entlang. Plötzlich überholte mich ein Auto mit einer Geschwindigkeit, die den Straßenverhältnissen nicht angepasst war. Ich beschimpfte den rücksichtslosen Fahrer und glaubte, dass er damit nicht weit käme.

Plötzlich sah ich am Straßenrand eine Gestalt am Boden liegen. Daneben lag im Schnee ein Fahrrad. Ich überzeugte mich, dass die Person noch lebte und holte schnell Hilfe aus dem nahen Kloppenheim. Man kümmerte sich um das vermeintliche Unfallopfer, und ich konnte meinen Weg beruhigt fortsetzen. In der Rendeler LKW-Garage, wo ich meinen Wagen im Winter vorübergehend unterstellen konnte, ließ ich das Kühlwasser ab, nahm meine Gießkanne und ging beruhigt nach Hause. Els und die Kinder waren schon vorausgegangen. Plötzlich sah ich just den Wagen am Straßenrand stehen, der mich so rasant überholt hatte.

Ich witterte Morgenluft am späten Abend und glaubte, der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen, indem ich einen Fall von Fahrerflucht aufdeckte. Ich fing also an, mit der rechten Hand den Wagen abzutasten und zu befühlen, wie man dies bei einer Frau tut, um der Schönheit auf die Spur zu kommen. Hier aber wollte ich nur Schrammen und Beschädigungen finden, die auf einen Unfall hindeuteten.

Ich stand gerade vor dem Wagen und strich zart über die Kühlerhaube, den Ziergrill und die Stoßstange, als plötzlich beide Scheinwerferlampen aufflammten. Zunächst war ich erschrocken, dann kam ich mir unerhört lächerlich vor, hier bei circa minus zehn Grad mit einer Gießkanne in der Hand im Scheinwerferlicht zu stehen, wo andere Leute im Begriff sind, ins Bett zu gehen. Dazu kam, dass ich nichts feststellte, was auf einen Zusammenstoß hindeuten konnte. Dies war eine Situationskomik, die nicht mehr überboten werden konnte. Es fehlte nur noch, dass ich mich rückwärts unter ständigen Ver-

beugungen aus dem Lichtkreis zurückgezogen hätte und dabei »Verzeihung, Morys« gemurmelt hätte.

So suchte ich schleunigst das Weite und versuchte, mir die geistige Reaktion der Autoinsassen – vielleicht eines Liebespärchens – auszumalen, die mich gewiss für einen Irren hielten. Unheimlich muss es ihnen wohl gewesen sein; denn sie haben nicht den Versuch gemacht, aus dem Auto herauszukommen und mich zur Rede zu stellen. Vielleicht lachten sie sich auch kaputt, als sie in diesem Irren den Lehrer des Dorfes erkannten. Und der Lehrer war nicht in der Lage, ihnen Mores beizubringen; denn irgendwelche Unfallspuren waren an diesem Auto nicht zu entdecken. Mit einem hinterher geworfenen Hupton hat der Fahrer mir zu verstehen gegeben, mich in der nächsten psychiatrischen Anstalt zu melden.

Einige Tage später erfuhr ich in Kloppenheim, dass der vermeintlich angefahrene Radfahrer in Wirklichkeit ein ortsbekannter Säufer war, der sich im Nachbardorf hatte volllaufen lassen und beim Fahren stürzte. Das Ausschlafen des Rausches hätte bei den herrschenden Minusgraden seinen sicheren Tod bedeutet. So konnte ich mich wenigstens nach der vorausgegangenen Aufregung als Werkzeug seines Schutzens betrachten.

Ein anderer Vorfall, der mich heute noch schmunzeln lässt, ereignete sich in Frankfurt an einer Kreuzung. Ein Verkehrspolizist stand in der Mitte auf einem erhöhten Podest und regelte den Verkehr. Ich wollte nach links abbiegen und hatte schon den linken Zeiger hinausschnellen lassen. Anstatt nun auf den Beamten zuzufahren und seinem ausgestreckten Arm zu folgen, umfuhr ich den Polizisten und bog nach links ab. Sofort ertönte ein Pfiff und der Schutzmann bedeutete mir, am Straßenrand zu halten. Er stieg gemächlich von seinem Stand herunter und musterte mich im Heranschreiten wie einen ertappten Dieb. Damals galten noch Autoritäten etwas. Seine Fragen fielen knapp und präzise aus:

»Name! Beruf! Führerschein, Zulassung!« Dann kam die Belehrung

»Wissen sie nicht, dass ...«

Ich entschuldigte mich mit der Feststellung, dass ich vom Lande käme und den Finessen des Stadtverkehrs noch nicht ganz gewachsen wäre. Seine Antwort – ich rechnete mit einem Strafmandat – verblüffte mich.

»Sie sind Lehrer, und ich bin Vorsitzender des Elternbeirats. Die Schule und das Elternhaus müssen zusammenarbeiten. Fahren sie weiter!

Neben der Öffentlichkeitsarbeit in der Schule mussten wir Lehrer neben dem Pfarrer und dem Bürgermeister als die amtlichen Persönlichkeiten des Dorfes Interesse und Engagement an allen seine Erscheinungsformen zeigen. Vor einem warnte man mich gleich. Ich sollte auf keinen Fall in einen der beiden Gesangvereine eintreten, sonst hätte ich gleich die eine Hälfte des Dorfes gegen mich. Ich besuchte also treu und brav Veranstaltungen beider Vereine, lobte viel, obwohl mir klar war, dass beide im Singen über Durchschnittsleistungen nicht hinaus kamen. Bei Veranstaltungen, die das ganze Dorf betrafen, mussten die Lehrer natürlich mitwirken. Ich übernahm es, mit der Jugend mit turnerischen Leistungen in Erscheinung zu treten. Unvergessen wird in Rendel eine tänzerische Aufführung bleiben, die meine Frau mit mehreren jungen Damen inszenierte.

Inzwischen kam die Zeit heran, wo ich die zweite Prüfung für das Lehramt an Volksschulen ablegen musste. Meine wissenschaftliche Arbeit über die Erziehung zur Ehrfurcht wurde mit »gut« bewertet. Auch die zwei Unterrichtslektionen – es waren dies eine Rechenstunde und eine Deutschstunde mit der Einführung des Gedichts »Das Kind am Brunnen« – überzeugten, sodass ich in der abschließenden Prüfung durch ein

Gremium aus zwei Schulräten und einem Regierungsrat die Gesamtnote »gut« bekam.

Im Frühjahr 1953 litten Kristina und Michael unter Erkältungskrankheiten, ja sogar unter Keuchhusten. Um ihre Atmungsorgane zu stärken, fuhr Els mit ihnen in die kräftigende, sauberere, salzhaltige Luft des Nordseeraums, und zwar nach Norderney. Dies hatte zur Folge, dass meine Kinder in den darauf folgenden Jahren kaum mehr ähnliche Krankheiten aufwiesen. In den vier Wochen meines Alleinseins fühlte ich mich sehr einsam. Ich verspürte den Wunsch, meine Jugendliebe Wilma einmal zu sehen und zu sprechen. Ich wusste ja inzwischen, dass sie Fischer hieß und in Ober-Wöllstadt wohnte. Von anderen Leuten in Ober-Erlenbach hatte ich erfahren, dass sie auch zwei Kinder hatte, einen Jungen und ein Mädchen, die in den gleichen Abständen geboren worden waren wie meine eigenen. Auf meinem Weg in die Kreisstadt Friedberg machte ich in ihrem Wohnort ihr Wohnhaus ausfindig und überlegte, wie ich sie sehen könnte, ohne ihr Schwierigkeiten in ihrer Familie zu machen.

Ich stieg also zum ersten Stock hoch in der Annahme, sie wohne oben und die Schwiegereltern unten. Oben öffnete niemand, aber unten wurde mein Treppensteigen schon registriert. Ich musste also in die Höhle des Löwen. Wilma stand da in der Blüte ihrer 24 Jahre und war zu einer wunderschönen Frau und Mutter herangewachsen. Mein Pech war es, dass noch zwei andere Frauen im Zimmer waren. Ich durfte jetzt mich auf keinen Fall mit meiner wahren Identität als ihr ehemaliger Freund ausgeben. Einen Vorwand hatte ich schon parat. Ich wollte schon sagen: »Können sie mir sagen, wo das Textilhaus Messer ist?« Bevor ich aber etwas sagen konnte, rief Wilma freudig und herzlich, wie es stets ihre Art war, aber etwas schreckhaft, denn die Schwiegermutter und die Schwägerin waren schließlich zugegen: »Alfred!«

Mir war alles sehr peinlich, und ich hätte gewünscht, Wilma hätte mich ignoriert. Ich stotterte also nur, indem ich mich verdächtig machte und fragte nach dem Textilhaus Messer. Nach der Auskunft durch die ältere der beiden Frauen zog ich mit gemischten Gefühlen ab, meine Niederlage bis zur Neige auskostend. Hoffentlich hat meine Wilma davon keine Nachteile, dachte ich verbittert. Aber ein Gefühl erwärmte mein Herz. Die Reaktion der Wilma war so impulsiv und herzlich, dass wir uns in einer günstigeren Situation sicher um den Hals gefallen wären. Wir müssen voneinander wegbleiben, dachte ich zerknirscht. Auf keinen Fall können wir zwei Familien ins Unglück stürzen.

Meiner lieben Frau wurde bald der Aufenthalt in dem Dorf Rendel lästig. Es war bald vergessen, dass wir dort in einer angemessenen Wohnung eine Familie mit vier Personen wurden. Ich glaube, der Rahmen war Els zu klein und bieder. Unsere Kinder, die inzwischen schon drei und fünf Jahre alt geworden waren, sollten die Größe und kulturelle Vielfalt einer Stadt erfahren.

Dieser Wunsch meiner Frau war nicht verwunderlich, da sie in einem städtischen Umfeld groß geworden war und zwar zunächst in Esslingen, dann in Oberhausen im Ruhrgebiet und in Frankental und schließlich während des Studiums und der ersten Berufstätigkeit von 1934 bis 1944 in Berlin. Ich litt unter den dörflichen Verhältnissen nicht so sehr. Meine Heimatstadt Beuthen hatte zwar 100.000 Einwohner und war als Großstadt anzusehen, aber wir lebten am Rande der Stadt, und das Umfeld meiner kindlichen und jugendlichen Betätigung war groß und frei.

Einige Ereignisse bestärkten Els in ihrem Wunsch, etwas zu unternehmen, um in eine Stadt zu kommen. Ich schloss mich ihren Überlegungen an, wenn auch nicht aus Überzeugung. Mein Wesen neigte zu einem statischen Verhalten und

ich war starken Veränderungen in meinem Leben schon immer abgeneigt. Dabei war in den ersten zweieinhalb Jahrzehnten mein Leben kaum an Unruhe und Bewegung zu überbieten.

Der Anstoß dazu kam aber immer von außen und nicht so sehr von mir. Da ich aber meine Frau liebte und sie als die Erfahrenere und Gebildetere – nicht unbedingt als Klügere – anerkannte, beteiligte ich mich an Überlegungen, wie wir es anstellen konnten, aus dem Dorf zu kommen. Fast täglich lieferte sie mir Beweise, wonach unsere Kinder verbauerten und je länger umso lieber zu »Fuldern« (ein in der Wetterau gebräuchlicher Ausdruck für ungesittete, ungebildete Leute) heranwuchsen.

Mein kleiner Michael, damals drei Jahre alt, sollte angeblich zum Schuldiener V. »du Sau« gesagt haben, ein Schimpfwort, das er sicherlich von der Dorfjugend aufgeschnappt hat. Die Kristina entsetzte uns, als wir vom Fenster aus beobachteten, wie sie ihren Lutscher im Rinnstein, der quer über die Hauptstraße führte, auswusch, nachdem er ihr auf die Erde gefallen war.

Diese Beispiele, die Els entsetzten, häuften sich und trugen schließlich dazu bei, dass wir etwas unternahmen. Ich versuchte, in der Musikhochschule in Frankfurt einen Ausbildungsplatz zu erhalten, der zum Abschluss als Klavierlehrer führen sollte. Aber schon bei der Aufnahmeprüfung fiel ich durch. Der praktische Teil der Prüfung, mein Klaviervortrag, ich hatte mir ein Impromptu von Schubert ausgesucht, konnte als bestanden gewertet werden. Am Theoretischen aber scheiterte ich. Da ich nicht wusste, ob man mir von der Schulbehörde die Nebentätigkeit als Klavierlehrer gestatten würde, gab ich diesen Plan auf.

Durch Zufall erfuhr ich, dass in Frankfurt am Berufspädagogischen Institut Aufbaukurse zum Realschullehrer liefen. In zwei Fächern sollte man geprüft werden. Mir war sofort

klar, dass dies der richtige Weg für mich war. Als Realschullehrer, damals Mittelschullehrer genannt, musste ich in die Stadt versetzt werden. Ich meldete mich für die Fächer Erdkunde und katholische Religion an. Der Ausbildungsleiter für Erdkunde war mir schon von 1947 her bekannt. Es war der damalige Direktor des Berufspädagogischen Instituts, Dr. Julius Wagner. Er war eine Koryphäe auf dem Gebiet der Geographie und gab die »Geographische Rundschau« heraus, eine Fachzeitschrift für das ganze Bundesgebiet.

Ich fuhr also wieder wie 1947 nach Frankfurt und studierte neben meinem Beruf her das Fach Geographie. Es bereitete mir ohne große Anstrengung viel Freude. Im Fach »katholische Religion« hatte ich bereits die Lehrbefähigung für Volksschulen und musste nur eine wissenschaftliche Arbeit über das Thema »Die Würde des Menschen in christlicher Sicht« schreiben, die mir die Note »sehr gut« einbrachte.

Die Tatsache, dass ich in meinem Schülerdasein nur befriedigende Leistungen aufbringen konnte mit der Ausnahme von Sport und Musik, führe ich auf die geistige Befruchtung durch meine Frau zurück, die es verstand, mein angeschlagenes Selbstbewusstsein aufzurichten. Warum sollte man als Mann nicht auch einmal zugeben, dass Frauen in manchen Fragen die Stärkeren sind. Für die körperliche Befruchtung dagegen war ich wiederum »gut« genug. Das nennt man fruchtbaren Interessenausgleich in der Ehe.

Nun sah die Situation, in die Stadt zu kommen, ganz anders aus.

Realschullehrer in Bad Homburg

Meine Bemühungen beim Schulrat des Obertaunuskreises, des Herrn Halberstadt, führten zum Erfolg. Er setzte in Wiesbaden meine Versetzung nach Bad Homburg durch. Als Herausgeber eines Lehrbuches für Englisch und Mathematik für Mittelschulen hatte er wohl den größeren Einfluss beim Regierungspräsidenten. Meine Frau und ich waren sehr glücklich, als ich am 1. 4. 1954 eine Lehrerstelle am Mittelschulzug der Landgraf-Ludwig-Schule antreten konnte.

Ich wurde Klassenlehrer einer Jungenklasse im 5. Schuljahr. Die Klassenstärke war damals noch sehr hoch. Heute, im Jahre 1996 versteht man es kaum, wie man sich bei 56 lebhaften Jungen durchsetzen konnte. Heute ist es schon schwer, eine Klasse mit 28 Jungen und Mädchen im Griff zu haben.

Das Autoritätsprinzip war damals noch nicht ganz abgebaut. Zu der persönlichen Autorität kam damals noch die Amtsautorität als Landesbeamter hinzu. Man mag heute darüber geteilter Meinung sein, aber Disziplin und Ordnung herrschten an Deutschlands Schulen. Gehorsam zum Guten galt damals noch als Tugend. Diese Klasse führte ich sechs Jahre, bis die Jungen 1960, versehen mit der Abschlussprüfung der »Mittleren Reife«, ins Berufsleben entlassen wurden.

Der Schulratsbesuch, der meiner endgültigen Anstellung als Realschullehrer und der Übernahme ins Beamtenverhältnis auf Lebenszeit vorausging, ist mir noch gut im Gedächtnis geblieben. Herr Halberstadt kam zu mir in einer Mathematikstunde in meine Klasse. Er kam ohne vorherige Anmeldung, und ich war froh, für diese Stunde gut präpariert zu sein.

Ich wollte in dieser Stunde die Raummaße einführen und war glücklich, den Schülern zur Anschauung einen Kubikzentimeter und einen Kubikdezimeter vorführen zu können, eingedenk Pestalozzis Grundsatzes »Die Anschauung ist das Fundament aller Erkenntnisse«.

Den Kubikzentimeterwürfel hatte ich zu Hause aus einer rohen Kartoffel ausgeschnitten, und den Würfel mit den Kanten von zehn Zentimetern bastelte ich aus Pappdeckeln zusammen. Ich war nicht wenig erstaunt, als der Schulrat, nach meinem Gefühl eine gute Unterrichtslektion vorgeführt zu haben, monierte, dass bei meinem Anschauungsmaterial der Kubikmeter fehlte. Ich hatte ihn zwar an der Tafel entworfen, aber ihm genügte dies nicht.

Erheblich verunsichert ging ich mit diesem Regierungsvertreter anschließend zur Turnhalle zu einem neunten Schuljahr. Die Jungen liefen sich zuerst fünf Minuten lang warm, machten Lockerungsübungen und anschließend Bodenturnen.

Der Schulrat war von den Hechtrollen und Saltos einiger Schüler sehr beeindruckt, ebenso von den Übungen am Pferd mit Flanke, Hocke Grätsche und Handstandüberschlag. Der Schulrat gestand mir später, er hätte zwischenrein um die Jungen und mich einige Ängste ausgestanden. Er hielt den Leistungsstand dieser Klasse im Turnen für sehr hoch und zeigte sich befriedigt.

Ich war glücklich, um meine feste Anstellung als Realschullehrer nicht mehr bangen zu müssen. Was Hänschen früher im Turnverein, in den Schulen, im Landjahr, in der Berufsausbildung und schließlich in der Rekrutenkompanie gelernt hat, das konnte der Hans, wenn er auch Alfred hieß, jetzt gut beruflich verwerten.

Ein halbes Jahr lang fuhr ich von Rendel nach Bad Homburg zur Schule.

Da ergab sich im Herbst des Jahres 1954 die Möglichkeit, in die heiß ersehnte Kurstadt überzusiedeln. Durch einen Zu-

fall konnte Onkel Heiner uns in Bad Homburg an eine Bekannte vermitteln. Das war keine geringere als die Gräfin Kayserlingk. Sie stammte aus einer alten Adelsfamilie aus dem Baltikum und heiratete den Grafen Kayserlingk aus der Nähe Breslaus. Mit in seinem Schlosses lebte Els' Onkel Heiner mit seiner fünfköpfigen Familie. Er hatte eine Stellung als Professor der Landwirtschaft, verwaltete eine Anzahl von Rittergütern und leitete eine Zuckerfabrik.

Dieser Gräfin Kayserlingk statteten Els und ich einen Besuch ab in einer feudalen Wohngegend Bad Homburgs im Hardtwald. Wir überbrachten ihr die Grüße von Herrn Professor Dr. Heinrich Burrk. Frau Gräfin war entzückt, zumal sie Els schon von einigen Besuchen auf Schloss Koberwitz kannte. Els' Eltern hatten einen wichtigen Teil ihres Hausrats und der Möbel nach Schlesien verfrachtet, um sie vor den alliierten Bombenangriffen in Sicherheit zu bringen. Frankental, der Wohnort von Els' Eltern, war schon teilweise in Schutt und Asche gesunken. An eine russische Besatzung und den Verlust von ganz Ostdeutschland hätte man damals im Traum nicht gedacht.

Frau Gräfin bot uns spontan 1½ möblierte Zimmer an, als sie von unserer Wohnungsmisere hörte. Els und ich waren glücklich über diese unerwartete Wendung des Gesprächs.

Unser guter Onkel Heiner allerdings litt unter seinem Ehrgeiz und fing langsam an, dem Alkohol gute Seiten abzugewinnen.

Lehrer-Ehepaar

Unser Umzug in die Lessingstraße im Hardtwald war schnell bewerkstelligt. Unser Kohlenhändler in Rendel brachte uns in seinem dreirädrigen Lieferwagen einige Klammern in das neue Domizil. Alle Möbel mussten wir in der Lehrerwohnung in Rendel belassen. In ihnen wohnte eine Zeitlang mein Nachfolger Heufers, ein Junggeselle.

Meine Frau Else bekam in der renommierten Badestadt ein neues Lebensgefühl. Sie blühte förmlich auf und entwickelte neue, ungeahnte Lebensenergien. Die Kinder kamen in den katholischen Kindergarten, und sie nahm ihr Studium wieder auf. Frankfurt war mit der Bahn und der Straßenbahn schnell zu erreichen. Els studierte Germanistik, Geschichte und katholische Theologie. Entsprechende Bescheinigungen von der Humboldtuniversität in Ostberlin ermöglichten ihr dieses ergänzende Studium.

Schon 1957 legte sie die Mittelschullehrerprüfung beim Kultusministerium in Wiesbaden ab. Sie bestand sie glänzend, und man empfahl ihr sogar, in die Beamtenlaufbahn im dortigen Ministerium einzusteigen. Ich bin heute fest davon überzeugt, dass sie in der Regierung schnell Karriere gemacht hätte und in höhere Positionen aufgestiegen wäre. Bei einem Eintritt in eine der führenden Parteien wäre dieser Vorgang noch beschleunigt worden. Aber ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Die bescheidene Rolle einer Realschullehrerin, wo sie mit der Jugend, mit Mann und Kindern zusammen sein konnte, schien ihr das erstrebenswertere Ideal zu sein.

Zunächst wurde sie in den Schuldienst von Oberursel übernommen. Dann kam sie in die Realschule nach Friedrichsdorf. Der dortige Schulleiter, Rektor O. ein Vollblutpädagoge

goge, gab ihr das Rüstzeug in Hinsicht auf Methodik, auf Unterrichtsführung und Gestaltung und machte sie zu einer guten Lehrerin. Els schätzte diesen Pädagogen sehr und war begeistert, wenn er ihr wieder einmal eine Unterrichtslektion vorführte.

Der Krieg hatte diesen Mann hart gemacht, ohne dabei seine Menschlichkeit zu verletzen. Ich lernte den Herrn O. auch näher kennen, als ich einmal für ein Vierteljahr zur Vertretung an die Realschule Friedrichsdorf versetzt wurde. Besonders eindrucksvoll an ihm war, dass er vor Vorgesetzten keinen Respekt hatte und die sonst übliche Radfahrermentalität der Beamten – nach oben zu buckeln und nach unten zu treten – vermissen ließ. Seine Konferenzen im Kollegium spielten sich so ab, dass er viele schriftliche Anordnungen vom Schulamt oder dem Regierungspräsidium in den Papierkorb warf und feststellte, dass das meiste im Leben sich von selbst erledigte. Er beschränkte sich nur auf schulinterne Dinge.

Anschließend zog das ganze Kollegium in den »Weißen Turm«, um die Ergebnisse dieser Konferenz rechtschaffen zu begießen. Dabei trank unser guter Chef mehr als wir, um als Vorgesetzter mit gutem Beispiel voranzugehen. Dabei hatte man den Eindruck, dass die Psyche dieses Mannes durch den Krieg sehr gelitten hatte.

Aus spärlichen Andeutungen seinerseits erfuhren wir, dass er in den letzten Kriegswochen als Oberstleutnant und Festungskommandant eine pommersche Stadt verteidigte. Dabei und auch vorher auf dem Rückzug vom Kaukasus bis nach Pommern lernte er wohl die ganze Grausamkeit und Verbissenheit des Kampfes zwischen der deutschen und der russischen Armee kennen.

Ein Akt dieser Unmenschlichkeit hat ihn wohl besonders tief getroffen. Eine alte Frau schlich sich im Dunkelgrau des beginnenden Tages zu den deutschen Linien und bat den Fes-

tungskommandanten, erschossen zu werden; denn sie könne mit den grauenhaften Bildern des Erlebten nicht weiter leben. Im Vorfeld der Festung, in einem einsam daliegenden Haus, das von den deutschen Stellungen gut einzusehen war, läge ihre Tochter tot in ihrem Blut, vergewaltigt von mehreren Rotarmisten und schließlich erstochen, weil sie sich heftig wehrte. Diese Gruppe von einer pervertierten Soldateska läge jetzt betrunken in ihrem Hause. Ein eilig von Herrn Oberländer zusammengestellter Stoßtrupp nutzte das noch fahle Licht aus, schlich hinüber zu dem Haus und erschlug mit den Spaten die ihren Rausch ausschlafenden und schnarchenden Soldaten.

Einige Tage später übergab der Oberstleutnant O. diese Festung, um den überlebenden Zivilisten und Soldaten noch die Chance zu geben, diesen grauenhaften Krieg zu überleben. Der Oberstleutnant wurde dafür vom »Führer des Großdeutschen Reiches« in Abwesenheit zum Tode verurteilt, weil er nicht »bis zum letzten Atemzug und zur letzten Patrone gekämpft hat und aushielt bis zum nahen Endsieg«. Auch die Russen verurteilten ihn zum Tode, schafften ihn aber statt dessen zehn Jahre in ein Straflager nach Sibirien. Ein Mann mit diesem Schicksal bietet seiner Umwelt ein ganz anderes Erscheinungsbild bietet als das eines braven deutschen Beamten und Lehrers.

Im Sommer des Jahres 1955 musste meine Familie die möblierte Miniwohnung im Hardtwald verlassen. »Frau Gräfin« war uns nicht mehr so hold und drängte auf eine Räumung der Wohnung. Els und ich suchten verzweifelt nach einem Ersatz, fassten diesen und jenen ins Auge, scheiterten aber immer wieder an irgendwelchen Schwierigkeiten. Das Wohnungsproblem war damals wegen der Unterbringung von ca. zwölf Millionen Heimatvertriebenen und Flüchtlingen immer noch nicht zufriedenstellend gelöst worden.

Endlich aber fanden wir eine Wohnung. Sie zu bekommen war natürlich mit Geld verbunden, und zwar mit 5.000 DM, einer riesigen Summe für die damalige Zeit. Es war verlorenes Geld, konnte nicht abgewohnt werden und war auch nicht als Kautionszahlung zu verstehen. Eine weitere Bedingung war die Renovation dieser Wohnung. Wir mussten da durch, auch wenn die Schwierigkeiten für uns fast unlösbar waren. Doch, wie gesagt, wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am Nächsten.

Und diese Hilfe zeigte sich bald in Gestalt von Herrn Professor Dr. Heinrich Burk, der uns das fehlende Geld zinslos, abzahlbar in erträglichen Raten, lieh. Die Wohnung lag verkehrsgünstig in der »Schönen Aussicht«, hatte eine Südlage, war 125 Quadratmeter groß und lag Parterre in einem wunderschönen roten Haus. Davor standen zwei beeindruckende Kastanienbäume, die aber dazwischen genügend Licht in die Wohnung ließen und natürlich Sonne, die für ein gesundes Lebensgefühl außerordentlich wichtig ist.

Wir waren wieder einmal rundherum glücklich und zufrieden.

Endlich konnten wir unsere Möbel aus Rendel holen. Sie waren zwar etwas ärmlich, aber die Grundlage für den Status einer Beamtenfamilie war gelegt. Wir konnten sogar eine Haushaltshilfe engagieren, welche die Els in Haushaltsfragen und der Kinderbetreuung erheblich entlastete.

Wohnungseigentum

Elf Jahre später hatten wir schon wieder Sorgen mit dem Wohnen. Unser Haus sollte zugunsten eines großen Kaufhauses abgerissen werden. Wir mussten uns also wieder nach einer Wohnung umsehen. Auf dem Marienbader Platz wurde gerade ein großes Wohnhaus mit 55 Eigentumswohnungen gebaut. Eine davon, die 73.000 DM kostete, erwarben wir, obwohl wir gar kein Geld hatten.

Das bisher erworbene Geld steckte in einem Wochenendhaus, das wir in Selbsthilfe von 1961 bis 1964 erbaut hatten. Es stand auf dem Grundstück meiner Schwiegermutter, die meiner Frau die Hälfte ihres Grund und Bodens abgetreten hatte.

Auf Anweisung eines in Wiesental lebenden Maurerpoliers mauerte und betonierte ich den Rohbau selbst. Das geschah vorwiegend an den Samstagen, wo meine ganze Familie sowieso die Wochenenden bei Els' Mutter im herrlichen Hintertaunus verbrachten.

Dieses Wiesental war ein Dorf heimatvertriebener Sudentendeutscher, welches buchstäblich in den Jahren 1948/49 aus dem Boden gestampft wurde und heute mit der Gaststätte Adlerhorst und einer parkähnlichen Anlage als Ortsteil von Butzbach viele Spaziergänger und Wanderer anlockt. Dieser Ort mit seiner wunderschönen Umgebung sollte später meine liebgewordene zweite Heimat werden. Für dieses Wochenendhaus legten Els und ich uns nicht nur physisch krumm und trieben Raubbau an unserer Gesundheit sondern gingen auch finanziell große Risiken ein.

75.000 DM, die uns das ganze Vorhaben kostete, mussten aufgebracht werden und beraubten uns des größten Teils unser monatlichen Einkünfte. Schulden mussten wir machen!

Und nun standen wir vor den 73.000 DM, von denen wir ein Drittel beim Kauf der Wohnung berappen mussten. Wie war das wiederum zu bewerkstelligen? 15.000 DM lieh uns der gute Onkel Heiner, bei dem wir hoch im Kurs standen, weil wir seine Schwächen großmütig ertragen hatten. Er war uns nämlich mit seiner weinseligen Gesellschaft nicht immer nur angenehm. Den großen Rest trugen wir in Form von Krediten und Hypotheken fünfzehn Jahre lang ab. Wir hatten dann das Vergnügen, jeweils am Ersten eines Monats den Großteil unseres Einkommens für Zins und Tilgung auf die Bank zu tragen und dem Onkel Heiner zu überweisen.

Und wofür das alles? Für unsere Erben? Wie gut hätten wir mit zwei Gehältern nach den Strapazen des Krieges und der durchgestandenen Armut leben können? Ich weiß nicht, ob meine Kinder oder die Schwiegerkinder das einst würdigen werden, wenn es in ihren Besitz übergeht. Meine Frau Else, die sich nie in der Ehe hat etwas Außerordentliches gönnen können, starb bald darauf, und meine Schwiegertochter, die mit meinem Sohn einige Jahre später in den Besitz einer dritten von uns geschaffenen Immobilie gelangte und vorher auf vermeintliche Rechte pochte, sagte einmal:

»Kinder brauchen den Eltern gegenüber nicht dankbar zu sein«.

Dabei erinnerte ich mich an meine Frau, die mir einmal weinend anvertraute, wie gern sie sich eine Garnitur besserer Unterwäsche oder neuer Kleider, ganz zu schweigen von Kosmetika, gekauft hätte.

Die Früchte ihres Strebens nach materiellem Wohlstand konnte sie im Gegensatz zum ausgereiften Wohlstand ihres Vaterlandes nicht mehr ernten. Sie verausgabte sich restlos und rieb sich auf. Es war deshalb nicht verwunderlich, dass

sie schon mit 57 Jahren starb. Vom Beginn ihrer Ehe an litt sie unter Migräne-Kopfschmerzen und konnte nur durch die Einnahme von Pulvern und Tabletten ihren Mutter- und Hausfrauenpflichten und später ihrer Arbeit als Lehrerin nachkommen. Die spasmischen Verkrampfungen im Kopf waren wohl eine Folge der seelisch nicht bewältigten Vergangenheit. Dazu kamen häufige Venenentzündungen in den Beinen, sodass sie mit eng in Binden gewickelten Beinen in die Schule gehen musste, um der Thrombosegefahr zu entgehen. In den Nächten durchlebte sie oft schmerzhafte Gallenkoliken, die ich mit der Auflage von feuchtheißen Umschlägen zu lindern suchte.

Morgens um acht Uhr aber stand sie pünktlich vor der Klasse und fehlte kaum im Gegensatz zu anderen jüngeren Kollegen und Kolleginnen, die schon wegen einer leichten Erkältung zu Hause blieben.

Ihr voller Einsatz als Pädagogin war bewundernswert. Wie oft hat sie in der Nacht Hefte korrigiert, auch morgens vor dem Unterricht, um mit ihren Pflichten und dem kurzen 24 Stundentag klarzukommen. Auch vor zusätzlicher Arbeit scheute sie sich nicht. Mit Neunt- und Zehntklässlern hat sie Theaterstücke auch in der Öffentlichkeit aufgeführt, die von bemerkenswerter schauspielerischer Qualität waren. Die Resonanz war sehr groß, als sie mit ihrem »Datterich«, dem »Zerbrochenen Krug«, dem »Gespenst von Canterville«, der »Heirat« von Gogol, »Hanneles Himmelfahrt« von Hauptmann oder »Bunbury« von Oscar Wilde die Schülerschaft, das Kollegium und die Eltern begeisterte.

Die »Schauspieler«, vor allem hier die 15- und 16-jährigen Jungen, liebten sie. In Versetzungskonferenzen pflegte sie sich vor allem für »Problemfälle« einzusetzen, die andere Pädagogen gern fallen lassen wollten. Es war deshalb nicht verwunderlich, dass die Schülerschaft sie zur Vertrauenslehrerin wählte.

Mit den Schülern gab sie einige Jahre lang eine Schülerzeitung heraus. Gedruckt wurde diese in der Strafvollzugsanstalt in Butzbach. Der verantwortliche Mann dort, der die Zeitung druckte, war ein Mörder. Er war von der Anstaltsleitung mit dieser Aufgabe betraut worden, und Els kam mit ihm in der Zusammenarbeit ganz gut aus. Die Resonanz dieser Zeitung in Schülerkreisen war sehr gut, während die Meinung in der Lehrerschaft gespalten war. Meine Frau musste manchmal ihr ganzes diplomatisches Geschick einsetzen, um Disharmonien zwischen den Schülern und einzelnen Lehrern auszuräumen. Sie konnte den Schülern in ihren Beiträgen auch keinen Maulkorb umhängen, sonst hätten sie ihre Mitarbeit eingestellt.

In einem Fall, der mir noch in Erinnerung ist, kam es bei einem Kollegen zu eklatantem Ärger. Er war bei allen bekannt als ein Mann der übertriebenen Selbstdarstellung. Dieser Herr wusste alles, sah alles und kannte alles. Sein Lexikonwissen und sein »sich überall in Szene setzen« war sprichwörtlich. Es war deshalb nicht verwunderlich, dass die Schüler, vor allem seine Klasse, Stories aus seinem Leben anzweifeln. Seinem Zorn machte besagter Pädagoge Luft, als er eines Tages in der Schülerzeitung las, dass er sich mit Erfolg um eine Stellung als Märchentante beim Hessischen Rundfunk beworben hätte.

Im allgemeinen war aber das Verhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden in dieser Schule sehr gut, ja Schüler und Schülerinnen liebten sogar einige ihrer Pauker und -innen, was nach deren Austritt in vielen Klassentreffen besonders deutlich wurde. Die Kunst mancher, ihre Lehrer meisterlich zu imitieren, wurde mit viel Beifall quittiert. Bei mir waren es die etwas slawisch anmutenden Zischlaute, die zur Nachahmung herausforderten. Dabei war ich immer besonders stolz darauf, dass mein Hochdeutsch so perfekt war, dass man mich landsmannschaftlich nicht einordnen konnte. Den har-

ten oberschlesischen Jargon hatten ich schon in meiner Jugend hart bekämpft, nachdem ich in der Lehrerbildungsanstalt in Breslau und Obernigk einige Male der Lächerlichkeit preisgegeben wurde, vor allem wegen des verräterischen Ausdrucks »pieronje«.

Ein Schüler imitierte mich, indem er die Zischlaute besonders stark zum Ausdruck brachte

»Neulich war ich bei den Tschuktschen auf der Halbinsel Kamtschatka, nahe am ochotskischen Meer und blickte hinüber nach der japanischen Insel Kiuschiu und bedauerte, nicht in der Stadt Christchurch zu sein, wo die Schamanen der Samojeden deutsche, vor allem schlesische Weihnachtslieder sangen ...«, oder Herr Morys beim Turnunterricht, wo er auf militärische Ordnung besonderen Wert legte.

»Antreten! Scheitza, schlaf nicht, ab, 20 Liegestütze! Mensch, Esch, du Asch, steh stramm!«

Alles lachte, ich lachte mit und amüsierte mich köstlich. Els hatte die Fähigkeit, auf unsere männliche Schülerschaft im 9. und 10. Schuljahr besonders zu wirken. Aber auch die schon aus der Schule Entlassenen hielten ihr die Treue, was die häufigen Besuche in der Homburger und Wiesentaler Wohnung unter Beweis stellten. Wir waren also immer bestens orientiert, was man in der Schuljugend dachte und tat.

Eine Beziehung zu einem Schüler ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Helmut Hofmann war von seinem Vater dazu ausersehen, einst das Geschäft zu übernehmen und Plattenleger zu werden. Meine Frau war anderer Ansicht. Sie riet dem begabten Helmut, das Abitur zu machen und dann zu studieren. Der Vater-Sohn-Konflikt war daraufhin vorprogrammiert. Die Aversion von Herrn Hofmann gegen die Lehrerin seines Sohnes war perfekt. Helmut setzte sich zu Hause durch und besuchte fortan das Gymnasium in Bad Homburg.

Eines Tages starb seine Mutter. Die seelische Belastung setzte dem sensiblen Jungen so zu, dass er vier Wochen die

Schule schwänzte und stattdessen in den Wald ging. Eines Tages erschienen Vater und Sohn in unserer Hochhauswohnung im 9. Stock und schilderten weinend den Sachverhalt. Vater und Sohn hielten nur eine Person für fähig, die drohende Schulverweisung abzuwenden: meine Frau Else. Sie suchte daraufhin den Gymnasialdirektor auf und erreichte mit ihrem diplomatischen Geschick, das Schlimmste zu verhindern. Helmut wurde später unser Schwiegersohn und ist heute ein renommierter Arzt in Berlin.

Mit dem zweiten Sohn Egon ging es dem Senior Hofmann nicht anders. Egon spielte in dem von Els inszenierten Schauspiel »Hanneles Himmelfahrt« den rohen, trunksüchtigen Vater mit großem Erfolg.

Der Herr Hofmann war sogar bei diesem großen Ereignis zugegen. Egon ist auch kein Plattenleger geworden sondern ein guter Schauspieler, auch in Berlin.

Der Altersunterschied zwischen Els und mir – es waren immerhin 10 Jahre und 7 Monate – spielte in den 24 Jahren unserer Ehe keine Rolle. Wir liebten uns bis zum traurigen Ende meiner lieben Frau. Neben meiner Liebe und Zuneigung empfand ich bis zum Schluss so etwas wie Hochachtung und bewundernde Anerkennung für sie.

Natürlich war sie älter geworden. Schon seit dem 40. Lebensjahr musste sie ihre weißen Haare färben, und ihre ehemals schlanke Figur musste einer lieblichen barocken Matronenhaftigkeit weichen. Aber auch ich war korpulenter geworden. Natürlich schaute ich schon mal jüngeren schönen Frauen nach, ohne dass ich im Geiste schon die Ehe mit Els gebrochen hätte. Sie schien aber den Altersunterschied schon als Problem betrachtet zu haben

Sie tat Vieles, um Jugendlichkeit und Frische zu bewahren. Zunächst absolvierte sie eine Frischzellenkur am Starnberger See nach Professor Niehans. Auch Adenauer und Papst Pius

der XII. bewahrten sich dadurch ihre Frische bis ins hohe Alter. Nach dieser scheinbar erfolgreichen Kur war Els sehr glücklich, und wir liebten uns, als ich in den Sommerferien sie dort abholte, wie in unserer jungen ersten Zeit. In der Adria schwamm sie dann im Ferienurlaub kilometerweit den Strand entlang, und zu Hause kaufte sie sich einen Heimtrainer, um weiterhin elastisch, jung und fit zu sein.

Michael

Eine große seelische Katastrophe hat meine Frau nie ganz verwunden. Dabei ging es um unseren Sohn Michael. Els, aber auch ich, waren fest davon überzeugt, dass Michael überdurchschnittliche geistige Fähigkeiten besaß. Er aber sperrte sich unbegreiflicherweise dagegen, sie in der Schule voll einzusetzen. Er war faul und an schulischen Dingen desinteressiert. Unser erzieherischer Druck und eine erste aufkeimende Liebe zu einem Mädchen, das ihm die Freundschaft nach einiger Zeit aufkündigte, ließen ihm seine Situation unhaltbar erscheinen.

Er ging eines Morgens wie gewohnt zur Schule und war dann einfach verschwunden. Die Ungewissheit und die Angst, dass ihm etwas passiert sein könnte, machten Els und mich seelisch krank. Erkundigungen bei der Polizei endeten mit der lapidaren Feststellung, dass »eine Leiche namens Michael Morys noch nicht angefallen sei«.

Ich weiß bis heute noch nicht, wie Els und ich bei dieser seelischen Belastung unsere Arbeit in der Schule verrichten konnten. Die bohrenden Fragen nach seiner Existenz und die Konzentration auf unseren Lehrstoff mussten doch in ständigem Widerstreit zueinander gelegen haben. Was wird er essen, wo wird er schlafen, hat er Geld, muss er betteln, kann er bei dieser Armseligkeit rechtschaffen bleiben? Welchen unsauberen Elementen kann er in die Hände fallen? Hier konnte nur der liebe Gott helfen, den herzliches Bitten aus großer menschlicher Not heraus noch nie unberührt gelassen hat. Der Gedanke an meine Mutter, die im Krieg im Gebet um mein Leben rang, gab mir etwas Mut und Zuversicht.

Von Michael hörten wir später, dass er durch halb Europa getrampt ist, und das alles ohne Geld. Auf diese Weise kam er bis nach Rom. Von Andermatt in der Schweiz schrieb er uns eine Karte, die uns etwas beruhigen sollte. Auf dem Rückweg via Hamburg saß er einsam, hungrig und müde in der beginnenden Nacht auf einer Bank im Mailänder Bahnhof. Einer abgehärmten, armen Frau fiel dieser traurige 17-jährige Bengel auf, die ihn voll des Mitleids bat, mitzukommen.

In ihrer armseligen Behausung, in der einige schlafende Kinder zu sehen waren, forderte sie ihren Schützling auf, »stare lae beve, un poco mangere, e dormire« (hierzubleiben, zu trinken, etwas zu essen und dann zu schlafen). Es gab vom Mittagessen übriggebliebenes Hühnerklein, vor allem Hühnerköpfe und -hälse, wie sich Michael später erinnerte. Ich frage mich heute, ob eine reiche Dame oder ein emanzipiertes Frauenzimmer sich dieses armen Jünglings angenommen hätte. Wo die Not am größten, ist Gott am nächsten. Diesmal bediente er sich einer armen abgehärmten Frau und Mutter.

Michael war in der Verfolgung der Nordroute, die ihn auf der Autobahn an seiner Heimatstadt vorbeiführte, noch nicht bereit, aufzugeben. Sein Ziel war Hamburg mit den ungeahnten Möglichkeiten, die Welt zu öffnen. Für uns war es ein Glück, dass man ihn auf einem brasilianischen Frachter, auf dem er anheuern wollte, abgewiesen hat. Sein nächstes Ziel war Norderney. Auf dieser Insel hatten wir schon dreimal als Familie unseren Urlaub verbracht. In unseren Überlegungen, wo Michael sein könnte, dachten wir auch an diese Möglichkeit.

Der Homburger Kriminalkommissar M., der Vater einer meiner Schülerin, der auf der Suche nach dem Ausreißer auch seine Ermittlungen dorthin ausdehnte, war ihm jetzt auf der Spur. Michael merkte dies am Verhalten der dortigen Polizei. Um nicht zwangsweise zurückgeführt zu werden, gab Michael auf und rief uns in Bad Homburg an. Noch am gleichen

Tag holte ich den Ausreißer, freudig und von einer großen seelischen Last befreit, am Festlandshafen von Norderney, in Norddeich, ab.

Trotz längerer Abwesenheit von seiner Oberstufenklasse in einem Frankfurter Gymnasium wurde Michael dort wieder aufgenommen. Seine Schwierigkeiten in Chemie wollten wir durch einen Nachhilfeunterricht ausgleichen. Ich brachte ihn einige Male zu einem Bekannten in Heidelberg, dem Prof. Dr. Maas, dem Ehemann meiner einstigen Schülerin Liesel Till von 1946 in Ober-Rosbach.

Seine Lücken in Französisch hatten wir schon vorher in einem Sprachkurs in Lausanne schließen lassen. Das längere Fehlen in Michaels Gymnasialklasse und der Grund dafür war von seinen Mitschülern und -schülerinnen wohl registriert und bewundert worden. Ein Mädchen seiner Klasse, das einzige Kind eines Beamtenehepaares, hellblond und hübsch, wohl auch romantisch veranlagt, ließ ihre Sympathie und auch die Zustimmung zu meines Sohnes Verhalten wohl allzu deutlich spüren. Ich merkte an Michaels Einstellung zur Schule, dass inzwischen kein Wandel zum Besseren eingetreten war. Seiner Neigung, dem Unterricht unter Angabe von Kopfschmerzen und Kreislaufstörungen fernzubleiben, trat ich autoritär und hart entgegen.

Ich glaube heute, dass meine siebenjährige kasernierte Erziehung von 1939 bis 1946 mit dem unbedingten Gehorsam keine gute Grundlage für ein herzliches, liebevolles Verhältnis zu meinen Kindern war. Ich höre mich noch heute hart sagen, als mein Sohn meinte, nicht zur Schule gehen zu können, weil er das Gefühl hätte, wegen Kreislaufschwächen umfallen zu müssen: »Dann fall doch mal um, damit ich sehe, ob du wirklich Kreislaufstörungen hast«.

Ich brauche mich heute als alter Mann nicht zu wundern, dass mein Sohn mich meidet und kaum zu mir kommt. Und trotzdem tut es weh; denn meine Frau und ich haben ihn herz-

lich geliebt; wir haben es nur versäumt, diese Liebe durch Zärtlichkeiten und besondere familiäre Wärme deutlich spürbar zu machen. Meine Mutter, diese einfache Frau, hat es besser gewusst und gekonnt, obwohl sie keine Hochschulen besucht und Staatsexamina abgelegt hat.

Eines Tages war Michael, und diesmal mit seiner Freundin, wiederum verschwunden. Uns und dem Frankfurter Elternpaar fiel auf, dass einige Vorräte aus beiden Haushalten fehlten. Nach einiger Zeit, als ich mit meiner Frau morgens ins Auto stieg, um voller Gram und Angst in die Schule zu fahren, bemerkte ich, dass über Nacht mein Tachometer um ca. 150 Kilometer weitergelaufen war. Mir war sofort klar, dass das Auto in der Nacht von meinem Sohn benutzt worden war. Der Ersatzautoschlüssel fehlte, wie ich mit Erschrecken feststellte.

Dieses Ausreißen musste generalstabsmäßig vorbereitet worden sein. Es ist eine bittere Tatsache, dass Intelligenz auch an falschen Stellen angewendet werden kann. Im Keller der Frankfurter Familie fehlten Kartoffeln und Heizmaterial. Nach unseren Überlegungen wurde es klar, dass das junge Pärchen sich im Wald aufhalten musste. Dies konnte nur in einer im Winter verlassenen Hütte oder in einem Zelt sein. Da mein Sohn die Wälder rund um Wiesental gut kannte, musste er sich dort irgendwo aufhalten.

Das Frankfurter Ehepaar Wiedemann, das die Not mit uns zusammenführte, und wir begannen nun mit einer systematischen Suche. Wir fanden nichts! Es war Winter. Felder und Wälder waren mit einer Schneeschicht überzogen, und es war lausig kalt.

Das Weihnachtsfest sollte für beide Familien diesmal zu einem Fest voller Trauer und Angst werden. Angst vor allem auch deshalb, weil Michael mein Auto wohl einige Male benutzt hatte, bis wir es bemerkten, ohne Führerschein, ja, ohne unseres Wissens jemals ein Auto gefahren zu haben. Uns

wurde es schwindlig, daran zu denken, dass er in der Nacht Frankfurts Straßen befuhr, wohl auch noch an Polizeiwachen vorbei, um dann später mit den Vorräten in der waldreichen Hügellandschaft des Hintertaunus irgendein Versteck aufzusuchen. Dann mussten die Ausreißer noch zurück nach Bad Homburg, um uns den Wagen für unser Tagesgeschäft zur Verfügung zu stellen. Welch eine Rücksichtnahme bei soviel Rücksichtslosigkeit? Wir rechneten schon mit polizeilichen Verwicklungen und Anklagen wegen unserer vernachlässigten Aufsichtspflicht.

Eines Abends, Els, Kristina und ich fuhren von Wiesental nach Bad Homburg, sahen wir die beiden Ausreißer auf der Landstraße kurz vor Ziegenberg. Sie waren nicht bereit, ins Auto einzusteigen, beruhigten uns aber mit der Feststellung, sie würden zur gegebenen Zeit zurückkommen.

Die Folgen dieses Abenteuers ließen nicht lange auf sich warten: Abbruch der Gymnasialausbildung, baldige Verlobung, kurzzeitiges Jobben für den Unterhalt, Besuch eines privaten Wirtschaftsgymnasiums, Wechsel zu einem staatlichen Wirtschaftsgymnasium, dann die Hochzeit. Diese Art der »Selbstverwirklichung« kostete natürlich Geld der Eltern. Wozu sind sie auch sonst noch da?

Um der Gerechtigkeit willen möchte ich hier aber anführen, dass mein Sohn später Wehrführer der Wiesentaler Feuerwehr wurde, der ehrenhalber alle Festivitäten dieser Ortschaft organisierte und als Kulturpapst segensreich für den Zusammenhalt dieser Gemeinde wirkte. Neben dieser nicht geringen Arbeit fuhr und flog er in ganz Deutschland umher für ein größeres pharmazeutisches Unternehmen als Sektionsleiter für die klinische Forschung.

Heute, beim Abschluss meiner Lebensaufzeichnungen, ist er Vertriebsleiter dieses Unternehmens mit Prokura. Meine Frau, die viel Kummer mit ihm hatte, erlebte diese Seite seines Strebens nicht mehr, weil sie starb, als Michael 21 Jahre alt

war. Im Rückblick erscheint es traurig, dass Michael soviel Kraft, Energie und Intelligenz mit 17/18 Jahren in Unternehmungen gesteckt, die ihm in Hinsicht auf seine Ausbildung nur Nachteile gebracht haben! Mit einem abgeschlossenen Studium hätte er noch mehr erreichen können.

Respekt muss man ihm zollen, wie er es geschafft hat, ohne Geld halb Europa zu durchqueren und vier bis fünf Wochen unter härtesten Winterbedingungen primitiv im Wald zu verbringen. Ich bin heute nur froh, dass Els und ich es durch beharrliches Gebet geschafft haben, dass Michael aus Not nicht auf die schiefe Bahn abgedriftet ist und etwas getan hat, wofür wir uns beziehungsweise ich mich als Elternteil schämen müsste.

Kristina

Das Verhältnis zu meiner Tochter Kristina war weniger dramatisch, aber auch nicht ganz ohne Irritationen, die vor allem mir – meine Frau war schon tot – zu schaffen machten. Ihre Schulpflichten erfüllte sie zu unserer Zufriedenheit, obwohl sie auch Schwierigkeiten hatte, den Anforderungen des Homburger Gymnasiums gerecht zu werden. Nach einem Wechsel zu einem Privatgymnasium, der Liobaschule in Bad Nauheim, die von Nonnen, und zwar den »Englischen Fräulein«, geleitet wurde, lief alles problemlos.

An dem Tag, als Michael zum ersten Male davonlief, feierte sie mit Klassenkameradinnen das bestandene Abitur. Erwähnenswert ist, dass sie uns in Hinsicht auf den moralischen Lebenswandel keinen Ärger machte.

Erst im Alter von 21 Jahren wandte sie sich Helmut Hofmann zu, den wir als Schüler geschätzt hatten. Trotz einiger Vorbehalte gegen Helmut – wir hielten ihn zwar für begabt, aber labil und psychisch etwas angeschlagen – machten wir ihr keine Schwierigkeiten in dieser Beziehung.

Für unsere beiden Kinder und ihre Liebespartner mieteten wir in der Nähe von Mainz eine teure Wohnung, wo Kristina und Helmut die Universität und Michael und Karin ein privates Wirtschaftsgymnasium besuchen konnten. Es war gerade die Zeit der Studenten-Proteste und Demonstrationen, dem Huldigen der antiautoritären Erziehung und dem Einreißen aller Tabus und dem Umwandeln aller bisherigen Werte in Unwerte, wie zum Beispiel die Keuschheit, Scham, Pflichterfüllung, Ordnungsliebe, Gehorsam, Arbeitsamkeit, Frömmigkeit und vieles andere mehr. Dazu gehörte auch das ordentliche gepflegte Aussehen.

So war es nicht verwunderlich, dass Helmut, als er uns in Wiesental mit Kristina besuchte, in einem Aufzug erschien, der mich und Els schockierte. So fuhren wir gemeinsam nach Bad Salzhausen und schämten uns. Helmut kam in Holzpanzern, unrasiert und in abgerissener, heruntergekommener Kleidung. Für sie waren wir nicht »in«, die wir noch für ein ästhetisches Erscheinungsbild etwas übrig hatten. Am Abend, als ich mit Els zu Bett ging, weinte sie. Wir sahen keinen Grund, in dieser Art gegen die Gesellschaft zu protestieren, gerade uns gegenüber Unzufriedenheit zu demonstrieren. Wir glaubten, Zuneigung und Dankbarkeit erwarten zu können. Aber vielleicht dachte und fühlte man damals in der Jugend anders. Meine liebe Els war während ihres dreiwöchigen Krankenzuges kurz vor ihrem Tode wieder mit ihrem angehenden Schwiegersohn etwas versöhnt, als sie erfuhr, dass Helmut das Physikum in seinem Medizinstudium bestanden hatte.

Eines ist ihr erspart geblieben – zu erfahren, dass Helmut sich in seiner Protesthaltung dem Kommunismus zuwandte. Meine Tochter scheint in diesen Studentenkreisen von dieser Ideologie nicht unberührt geblieben zu sein; denn sie belegte in ihrem Geschichtsstudium Vorlesungen über Marxismus-Leninismus. Das tat sie gewiss nicht, um dieser Weltanschauung geistig widerstehen zu können, sondern eher aus Sympathie.

Ich fiel bei der Kenntnisnahme dieser Tatsache aus allen Wolken und war aufs höchste empört. Meine Reaktion darauf war hart und unversöhnlich:

»Weißt du nicht, dass dein Großvater durch dieses System umgekommen ist, dass dein Vater seine Heimat und Deutschland ein Viertel seines Staatsgebietes verloren hat, dass Mitteldeutschland, die sogenannte DDR, ein Vasallenstaat ist, der seine Menschen knechtet, dass zwölf Millionen Menschen brutal aus ihrer Heimat vertrieben wurden, dass dieses Sys-

tem die Weltherrschaft anstrebt und die katholische Kirche ausgemerzt werden soll?«

Dies war für mich ein Schlag ins Gesicht und eine riesen-große Enttäuschung, zumal man unsere Einstellung gut kannte. Ich empfand dies als einen Vertrauensbruch erster Ordnung.

Dem Vater von Will – Helmut hatte seinen Vornamen aus Protest gegen seinen Vater abgelegt – wird es wohl ebenso ergangen sein. Will alias Helmut war in seiner kommunistisch-atheistischen Einstellung konsequent: Er wollte seinen Sohn Kalle nicht taufen lassen! Dieses Verhalten war für mich nicht akzeptabel.

Mit Hilfe des ausgleichenden Einflusses meiner Tochter nahm ich eines Tages meinen kleinen Enkel Kalle auf den Arm und schritt allein, nur von meinem Sohn Michael als Taufpate begleitet, hinauf zur Wiesentaler Kapelle, um ihn von dem von mir sehr geschätzten Pfarrer Rettig taufen zu lassen. Dass meine Tochter an dieser Zeremonie nicht teilnahm, schmerzte mich sehr.

Die Ehe von Kristina und Will hatte keinen Bestand und ist nach zehn Jahren geschieden worden. Will ist heute Facharzt für innere Krankheiten in Berlin, nachdem er vorher Facharzt für Psychotherapie am Landeskrankenhaus in Langenfeld bei Köln war. Ich hatte keinen Kontakt mehr zu ihm, bis ich ihn über dreißig Jahre später bei der Hochzeit meiner Enkelin wieder sah. Noch einmal einige Jahre später half er mir dann mit seinem Sohn Kalle bei der Herstellung dieses Büchleins, meiner Memoiren.

Kristina legte nach dem Studium das Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien für das Lehrfach Kunst ab, bekam aber von der Regierung keine Stelle zur Ausübung dieses Be-

Morys, Um Haaresbreite

rufes zugewiesen. Heute ist sie geprüfte Kunsttherapeutin für psychisch kranke Menschen.

Krankheit und Tod

Nach einem wunderschönen Ferienaufenthalt in Bohinje in Slowenien und der anschließenden Verlängerung auf der Halbinsel Peljesac in Dalmatien bemerkte ich im psychischen und physischen Bereich bei meiner lieben Frau Else wesensmäßige Veränderungen, die mich mit Sorge erfüllten. Ihre Vitalität, ihr Optimismus und ihre Schaffenskraft ließen allmählich nach. Sie verhielt sich zunehmend depressiv, und ich vermisste ihre frühere Fröhlichkeit und ihren Schalk und versteckten Humor, der meine und ihre Schwächen liebevoll karikierte. Ihr Charme ließ merklich nach, Ernst und Abgespanntheit prägten ihre Züge.

Eines Abends, nach des Tages Mühen erschöpft im Bett liegend, nahm sie mich in ihre Arme und sagte unter Tränen:

»Herzl«, so nannten wir uns in der bisher 24-jährigen Ehe; »nimm mich fest in deine Arme und halte mich«.

Dabei liefen ihr unablässig die Tränen übers Gesicht. Ich drängte sie wiederholt mit Fragen, um den Grund ihres verzweifelten Zustandes zu erfahren, um ihr helfen zu können, erhielt aber keine Antwort. War es Resignation, Angst oder Enttäuschung oder einfach Schwäche und Kraftlosigkeit, was diesen seelischen Zusammenbruch auslöste?

Alles war einfach zuviel für sie: die Überarbeitung in der Schule, die freiwillig übernommenen Nebentätigkeiten, der Haushalt, den sie aber mit mir auf ein Minimum reduzierte, die Leiden im Kriege, die Sorgen um eine rechte Entwicklung der politischen und gesellschaftlichen Lage in Deutschland, der moralisch-wertmäßige Niedergang der Schuljugend, eine gewisse Enttäuschung über ihre Kinder, die ebenfalls dem Trend des Zeitgeistes zum Opfer fielen, obwohl sie Großes

von ihnen erwartete und schließlich die Angst, dass eines Tages ihr junger Mann sich einer jungen Frau zuwenden könnte.

Dazu kamen die seit Jahren andauernden Migränekopfschmerzen, die Gallenkoliken – sie glaubte, sich die Zeit für einen Krankenhausaufenthalt wegen der Schule und der Familie nicht nehmen zu können – und die Venenentzündungen in den Beinen.

Ich selbst habe ihr Gottseidank keinen Anlass zur eventuellen Untreue und ihren damit verbundenen und zu erwartenden Kummer gegeben. Auch hätte ich sie bis in ihr hohes Alter wegen der katholischen Auffassung über die Unauflöslichkeit der Ehe nicht verlassen. Ob ich ihr dann immer treu gewesen wäre, das hätte ich wegen der Schwäche der menschlichen Natur im allgemeinen und im besonderen bei mir, den das Problem Weib von der Geburt an bis heute immer fasziniert hat, nicht versprechen und schon gar nicht garantieren können.

Ich entsinne mich, dass ich eines Nachts, als ich von einem Klassentreffen mit dem Auto von Bad Homburg nach Wiesental fuhr und seelisch sehr aufgewühlt war in meinem angeheiterten Zustand, die Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit klar erkennend, laut und vernehmlich »Herrgott« gerufen habe. Meine Schulmädchen, die ich sechs Jahre als Klassenlehrer unterrichtet und geführt hatte, waren voll erblüht und trugen ihre Weiblichkeit verführerisch zur Schau. Mit ihren 20 Jahren boten sie sich in ihrer Liebesfähigkeit geradezu versteckt an. Einige von ihnen schätzten mich sehr und rückten mir feuchtfröhlich in ihrer ungezwungenen Natürlichkeit auf den Pelz. Ich kann nicht sagen, dass mich die ganze Sache unberührt gelassen hätte und sagte, meinem Verstand gehorchend, innerlich »nein«.

Am nächsten Tag ging ich mit Els an einem klaren, kalten Wintertag spazieren. Plötzlich, mitten in einem interessanten

Gespräch, fiel sie um und lag auf der Straße. Es war ihr erster Schlaganfall. Heute, nach vielen Jahren fiel mir ihr Satz ein, den sie ernst und fast feierlich nach der Generalbeichte und Aufnahme in die kath. Kirche zu mir gesprochen hat:

»Ich werde solange bei dir bleiben, wie du mich haben willst«. Ich wollte sie doch und hätte sie bis zu ihrem Tode behalten. Sie war mir zu wertvoll, um sie im Alter allein zu lassen. Oder sollte ein Anderer hier seine Hand im Spiel gehabt haben?

Ich war sehr erschrocken und versuchte, sie aufzurichten. Ich glaubte, plötzliches Einknicken im Fußgelenk hätte, verbunden mit einem plötzlichen heftigen Schmerz, eine vorübergehende Ohnmacht ausgelöst. Der zufällig vorbeifahrende Dr. Schnabel half mir, die immer noch ohnmächtige Els in sein Auto zu heben und nach Hause zu bringen. Dr. Schnabel war selbst Arzt, machte aber keine Anstalten, eine Diagnose zu stellen und therapeutische Maßnahmen einzuleiten. Zu allem Unglück war unser erfahrener, langjähriger Hausarzt, Dr. Trunk, nicht zu Hause. Seine junge Vertreterin kam sehr schnell nach Wiesental und diagnostizierte eine plötzliche Herz- und Kreislaufattacke.

Dabei war es der erste Schlaganfall. Ich muss hier an einen oft gehörten Satz von Els denken, dass Ärzte ihr nicht helfen können. Eine sofort einsetzende diesbezügliche Therapie hätte ihr gewiss noch mehrere Jahre ihres Lebens schenken können.

So verbrachte sie aber nutzlose Wochen bei Untersuchungen und ärztlichen Maßnahmen, die am Kern der Sache vorbeigingen. Zeitweise unterrichtete Els sogar noch in der Schule.

Es war deshalb nicht verwunderlich, dass am ersten Tag der Osterferien – sie lag zu diesem Zeitpunkt im Bett – der zweite Schlaganfall sie halbseitig lähmte. Dr. Trunk erkannte

dies sofort, und als er mir diese schreckliche Botschaft im Nebenzimmer mitteilte, brach für mich eine Welt zusammen.

In meinem Leben gab es drei heftige, seelische Erschütterungen. Das war seinerzeit die Mitteilung, dass mein Onkel Karl, der Bruder meiner Mutter, als Fahnenflüchtiger erschossen worden war. Zwei Polizisten hatten ihr das frühmorgens mitgeteilt. Vor seiner Einberufung hatte er bei uns gewohnt, und ich hatte ihn sehr gern.

Ähnlich in der psychischen Wirkung war der Untergang unseres Schiffes und dass ich wegen eines Wachvergehens in der Festung Gironde Süd mit meiner Erschießung rechnen musste.

Die Diagnose unseres geschätzten Hausarztes zog mir abermals die Füße vom Boden weg, ich hatte das Gefühl, jeden Halt zu verlieren.

Mit Blaulicht und der Sirene brachte ich meine liebe Frau mit dem Rettungswagen ins Krankenhaus nach Bad Nauheim. Wir fuhren sogar bei Rot über die Straßenkreuzungen. Ich hoffte auf ein Wunder in dieser katastrophalen Situation, dass die Ärzte vollbringen könnten. Aber es geschah gar nichts in dieser »Heilanstalt«, außer, dass man sie ins Sterbezimmer abschob.

Doch davon wusste ich zunächst nichts. Ich sorgte dafür, dass ein Spezialist aus der Gießener Universitätsklinik hinzugezogen wurde. Aber außer einer gesalzenen Rechnung danach tat sich gar nichts, es sei denn, man könnte durch therapeutische Bewegungsübungen an der gelähmten Seite etwas in der Durchblutung des Gehirns zum Besseren verändern.

Mir entzieht sich heute nach 25 Jahren die Kenntnis, ob man damals von der medizinischen Wissenschaft her etwas Entscheidendes gegen einen Schlaganfall hätte tun können. Heute kenne ich aus dem Bekanntenkreis drei Fälle, wo Schlaganfallskranke einige Jahre noch hatten leben können.

Immer wieder musste ich an Els' schicksalshafte Bemerkung von früher denken, im Wortlaut:

»Ärzte helfen anderen Menschen, mir helfen sie generell nicht«.

In Bad Nauheim gab man sich allgemein unverbindlich, schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln. Ich bestürmte im Gebet die liebe Gottesmutter und meinen Herrgott. Mit meiner treuen Lissi wanderte ich zur Wallfahrtskapelle nach Kransberg und bat flehentlich um Els' Leben und ihre Gesundheit.

Dieser schwarzzottelige Hund war Els besonders ans Herz gewachsen, und an seinem Verhalten merkte ich, dass ihm das Fehlen seiner Herrin auch Pein bereitete. Zweimal spendeten der Wiesentaler Pfarrer und der Nauheimer Kaplan meiner Frau das Sakrament der »Letzten Ölung«. Ich erwartete davon das Undenkbare. Beim Gebet des »Vater unser« und des »Gegrüßet seist du Maria«, das wir alle gemeinsam sprachen, traten Tränen in die Augen von Els, die geistig wohl in der Lage war, ihre Situation richtig einzuschätzen.

Ich weinte ebenfalls, wollte es ihr aber nicht allzu schwer machen. Heute weiß ich, dass mein Bestürmen des Himmels zwar keine Heilung zur Folge hatte, aber in der seelischen Situation von uns beiden damals sich sehr viel getan hatte. Els und ich fühlten uns die ganze Zeit merkwürdig aufgehoben und mit Zuversicht erfüllt. Wir sprachen nie über ihren Tod und dachten auch nicht an das Unausgesprochene. Ich habe drei Wochen lang jede Nacht 12 Stunden bei ihr verbracht, oft ihre Hand gehalten, mit ihr geredet und sogar gescherzt. Sie war immer klar und dachte mehr an mich und ihre Kinder als an ihre eigeneschlimme Situation.

Sie forderte mich sogar auf, zu ihr ins Bett zu kommen. Selbst in ihrem Zustand dachte sie an die »Nöte« eines Mannes, die aber in meiner seelischen Situation völlig unerheblich waren.

Tagsüber hatte Els abwechselnd je sechs Stunden lang ihre Tochter und ihren Sohn bei sich, sodass sie während ihres dreiwöchigen Krankenhausaufenthaltes keinen Augenblick ohne ihre Lieben war.

Am letzten Ferientag der Osterferien wurde sie von zwei Jungen ihrer Klasse besucht, die ihr im Namen der Klasse einen herrlichen Rosenstrauch überbrachten. Sie freute sich sehr und konnte sich sogar eine Zeitlang mit den beiden unterhalten. Danach schien sie einzuschlafen: Vorher erzählte ich ihr, dass ich mit Frau Scheer den Kauf des Hauses mit Grundstück in Wiesental, Höhenweg 6, perfekt gemacht hätte. Sie war befriedigt, und ich ließ sie ruhen ...

Dabei fiel mir auf, dass ihre Stirn schweißgebadet war. Der Urinbehälter, der am Bett hing, war seit längerer Zeit leer geblieben. Veränderungen in ihrem Gesichtsausdruck erschreckten mich, und ich lief voller Angst zum diensttuenden Arzt und der Oberschwester. Die eilten mit mir sofort ins Krankenzimmer. Der Arzt fühlte kurz den Puls, hob Els' Augenlid und sagte ausdruckslos:

»Ihre Frau ist tot«. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Diese Entwicklung kam so unvermutet, dass ich das Gesagte nicht für möglich hielt. Ich schrie den Arzt an:

»So tun sie doch etwas, machen sie Wiederbelebungsversuche, das kann doch nicht sein, schnell!«

Ich war wie verrückt. Einen so dramatischen Gefühlsausbruch hätte ich selbst nicht für möglich gehalten, da ich sonst eher still und introvertiert bin. Der Arzt in seiner stoischen Ruhe brachte mich zur Verzweiflung. Er sagte nur:

»Da ist nichts zu machen!«

Nachher fiel mir ein, dass schon am Vorabend ein anderer diensttuender Arzt sich mir gegenüber so merkwürdig verhalten hatte. Er prüfte den Blutdruck und ging bedrückt hinaus, ohne mir die Werte mitzuteilen. Ich nehme heute an, dass es wohl ein dritter Schlaganfall war und dass man ärzt-

licherseits mit Els' Ableben in der Nacht oder am nächsten Tag gerechnet hat.

Mich aber hielt man bis zuletzt in meiner Ahnungslosigkeit befangen. Meine liebe Els hatte sich für immer still in tiefer Bewusstlosigkeit von mir verabschiedet, bis ich hart und grausam aus meiner lang andauernden Zuversicht gerissen wurde. Für sie war es symptomatisch, dass sie sich ausgerechnet die Osterferien für ihr Leiden und Sterben, wenn auch unbewusst, ausgesucht hatte. Am ersten Ferientag wurde sie ins Krankenhaus eingeliefert, und am letzten starb sie. In dieser Zeit hatten ihre Kollegen und Kolleginnen die Möglichkeit, ihre Kräfte zu regenerieren.

Wie betäubt und seelisch erstarrt ging ich aus dem Krankenhaus zum nächsten Telefonhäuschen, und rief meine Kinder an. Dies gehörte zur traurigsten Pflicht, die ich in meinem Leben zu erfüllen hatte. Meine Tochter Kristina sagte mir mit einem schmerzvollen Beben in der Stimme, dass sie dies erwartet hätte, denn Lissy, unser Hund, hätte sich ganz merkwürdig benommen. Genau zur Todeszeit wäre er unruhig in der Wohnung hin und her gelaufen und schließlich aufs Fensterbrett gesprungen, wo er winselnd hinausschaute.

Mein Sohn Michael empfing mich später mit der Nachricht, dass ich meine Frau verloren aber meine Mutter hier in Wiesental zurückerhalten hätte. Er hatte sie aus einem Altenheim in Burgholzhausen abholen müssen. Man wollte sie wegen ihrer Verwirrtheit und der Unruhe, die sie dort verbreitete, nicht mehr haben. Der Kreis schloss sich: Wir waren wieder zusammen, aber nicht ich als Kind und sie als meine Erzieherin, sondern ich als 47-jähriger Sohn, der jetzt für seine verwirrte Mutter die Pflege und Verantwortung zu tragen hatte.

Ich befand mich jetzt in einem furchtbaren Dilemma, und zwar allein, ohne den Rat und die Hilfe meiner lieben Els. Es gab auch keine Frau in erreichbarer Nähe, die mir hätte helfen

können. Ins Haus hätte ich schon gar keine nehmen können in diesem Jahr der Trauer, und doch hätte es eine gegeben, die sich aus einer unglücklichen Ehe befreit hätte, die geeignet gewesen wäre für die Pflege meiner Mutter, da sie sie schon von früher gekannt und geschätzt hat und mir immer noch in Liebe verbunden war: meine Jugendliebe Wilma. Aber hier hatte mir wohl der Teufel die Augen verbunden und meine Sinne in andere Bahnen gelenkt.

Von allen Menschen, die mir nahe standen, nehmen meine Mutter und meine Frau Else, wenn ich von meiner Jugendliebe Wilma absehe, den ersten Platz ein. Nun war die eine gestorben und die andere in einem verwirrten Zustand, wo die beziehungsreiche Vergangenheit und die geheimnisvolle Zukunft schon ausgelöscht zu sein schienen, bevor sie angefangen hatte.

Im Ertragen war alles zuviel für mich. In der Schule nahm man keine Rücksicht auf mich. Man bürdete mir sogar noch eine zweite Klassenführung auf, und zwar die Klasse von Els, ein zehntes Schuljahr, hatte ich bis zum Abschluss zu betreuen. Zu allem Unglück kam noch die Betreuung einer dänischen Schulklasse hinzu, einer Austauschklasse, die nach Bad Homburg kam und bei den Eltern von Els' Klasse aufgenommen wurde. Meine Frau war mit ihren Jungen und Mädchen im Sommer des Vorjahres dort und hat von Land und Leuten viel geboten bekommen. Ich wollte mich als der schulische Gastgeber natürlich nicht blamieren und bot den Dänen auch ein interessantes Besuchsprogramm.

Für mich war diese mehrfache Belastung kaum auszuhalten und ich währnte, dass nach dem Verlust meiner geliebten Ehefrau auch das Leben meiner Mutter in zunehmenden Verfall sich dem Ende zuneigte.

Dabei hatte meine Mutter nach dem Kriege in Ober-Erlenbach bei lieben Leuten ihre zweite Heimat gefunden. Bis auf die Sorge und den Kummer um ihren vermissten Mann Emil

verbrachte sie dort 23 Jahre in Ruhe und Geborgenheit. Sie liebte diesen dörflichen überschaubaren Kreis mit seinen Menschen und verlebte dort eine Zeit, wie sie sie früher nie gehabt hat

In ihrem früheren Leben war alles nur Arbeit, Entbehrung und Opfer gewesen. Nun lebte sie in einer 1½ Zimmer Wohnung in aller Bescheidenheit und hatte nur für sich selbst zu sorgen. Besonders stolz war sie auf ihr Alfredchen, das in diesem Dorf besonders bekannt war, da es von 1946 bis 1948 Kinder unterrichtet hatte, die später als Eltern wiederum ihre Kinder zu ihm in die Realschule nach Homburg schickten. Daher erfreute sie sich eines besonderen Bekanntheitsgrades und war geachtet. Als sie Großmutter zweier Enkelkinder wurde und ihr Sohn als Autobesitzer sie mitsamt der Familie in den fünfziger Jahren mit in den Urlaub nahm und sie ihre Verwandten in Bayern besuchen konnte, war sie grenzenlos zufrieden.

Über eine Entwicklung, die sich nach und nach anbahnte, war sie sehr betrübt. Die Schwiegertochter Else hatte es in ihrer dominierenden Stellung in der Familie verstanden, diese immer mehr zu ihren Eltern nach Wiesental zu ziehen. Hier waren Kultur, Wissen, gesellschaftlicher Glanz, vor allem durch die Brüder der Schwiegermutter, und dort war Einfachheit, aber Liebe und warme Herzlichkeit.

In der Woche kam meine Mutter verschiedentlich zu Fuß nach Bad Homburg, aber die Wochenenden gehörten der erweiterten Familie in Wiesental. Ich muss mir heute den Vorwurf machen, hier versagt zu haben. Die Wiesentaler Großmutter lief meiner Mutter gegenüber in der Zuwendung zu ihren Enkelkindern den Rang ab. Auch später noch spielte meine Mutter bei Kristina und Michael die untergeordnete Rolle. Das schmerzte sehr und ich bemerkte ihren Kummer, wenn ich sie oft allein in Ober-Erlenbach besuchte.

Noch heute schäme ich mich in meiner stetigen Finanzmiserie, einmal von ihr über 5.000 DM Rentennachzahlung bei ihrer kargen Witwenrente als Geschenk angenommen zu haben. So viel Geld hat sie selbst noch nie in ihrem Leben besessen. Hierbei fällt mir das Sprichwort ein:

»Das Pferd, das den Hafer verdient, kriegt ihn nicht«.

Wenn ich mit ihr allein war, brachte ich das Gespräch stets auf meine Jugendliebe Wilma. Ich erfuhr dann, dass Wilma verheiratet war und zwei Kinder hatte, wie schon vorher berichtet. Es berührte mich schmerzhaft, als sie mir sagte, dass Wilma ihrem Mann weggelaufen sei, aber nach einigen Tagen wieder zurückgekommen wäre. Dies deutete darauf hin, dass sie nicht glücklich war. Die fleißige, liebenswürdige Wilma tut dies nicht grundlos, dachte ich. Später litt ich mit ihr, als ich hörte, dass ihr kleiner Sohn sich das Auge so verletzte, dass es herausgenommen werden musste.

Mama berichtete mir auch vom Leiden und Sterben ihrer Schwester Margarete, die ich als guten und wertvollen Menschen in Erinnerung hatte. Sechs Kinder musste die Arme zurücklassen. Mein Interesse an Wilma und das Mitgefühl für sie war stets wach, und ich fragte mich oft, warum ich sie eigentlich verlassen hatte.

Auch am Vereinsleben in Ober-Erlenbach nahm meine Mutter regen Anteil. Sie machte Ausflüge mit dem Verein der Kriegshinterbliebenen. Mit der Pfarrei war sie oft unterwegs. Von der Caritas wurde sie zweimal zur Erholung geschickt, und zwar nach Herbstein im Vogelberg und nach Birkenau im Odenwald. Wir besuchten sie dann dort und waren ange-tan von ihrer dankbaren Freude. So etwas hatte sie bis zu ihrer Vertreibung aus ihrer Heimat nicht erlebt.

Von Mamas 70. Lebensjahr an zeigten sich an ihrem Verhalten zunehmend Anzeichen geistiger Einbußen. Zunächst bemerkten wir, dass sie ihren Haushalt nicht mehr so beherrschte wie früher. Ihre innere Unruhe nahm zu, als wenn

sie stets etwas suchte. Im Dorf war sie laufend unterwegs und suchte ihre Bekannten auf. Ich konnte mir vorstellen, dass die auf die Dauer davon nicht begeistert waren. Ihre Wirtsleute beunruhigte sie durch Fehlleistungen, die das Ehepaar Herkommer zunächst als normale Abnutzung im Alter betrachtete.

Als Mama jedoch einmal das Fleisch beim Braten anbrennen ließ und die Sicherheit des Hauses gefährdete, baten sie mich, für meine Mutter eine andere Lösung des Unterkommens zu finden. Es wurde langsam klar und deutlich, dass meine Mutter nicht mehr allein für sich sorgen konnte. Es war der Beginn der Alzheimerschen Erkrankung, wie wir erschreckt erkennen mussten

Für mich begann nun eine Zeit der seelischen Bedrückung wie für ein unheilbares Kind, für das ich zu sorgen hatte. Ich brachte Mama zunächst in einen Homburger Altenheim unter; denn in unserer Eigentumswohnung, die mit 58 Quadratmetern für eine oder höchstens zwei Personen konzipiert war, drückten und beengten wir uns mit vier Personen.

Zunächst fand meine Mutter vom Altenheim, welches ca. 300 Meter entfernt war, noch unsere Wohnung und lief anstandslos die vielen Stufen bis zum 9. Stock, weil ihr ein Fahrstuhl und dessen Bedienung unbekannt war. Sie kam oft und freute sich sehr, uns alle wohlbehalten anzutreffen.

Einmal, als ich von der Terrasse hinunter auf die Straße schaute, stockte mein Herz, als ich Mama mitten auf der Kreuzung zwischen hupenden Autos umherirren sah. Ich rannte, so schnell ich konnte, die Treppen hinunter – für das Heraufholen des Fahrstuhls war keine Zeit – auf die Straße und befreite meine arme Mutter aus dieser gefährlichen Situation. Im Altersheim erfuhr ich, dass sie schon verschiedentlich von der Polizei ins Heim gebracht werden musste, weil ihr Orientierungssinn nicht mehr vorhanden war.

Nun war guter Rat teuer. Ihre Freiheit musste zu ihrer eigenen Sicherheit eingeschränkt werden. Für eine volle Isolation in einem Altenheimzimmer war sie zu lebhaft, und es tat mir zu sehr leid, sie wie eine Gefangene behandeln zu lassen.

Ich entschloss mich also, mit ihr und der ganzen Familie nach Wiesental in unser Wochenendhaus zu gehen, wo Els und ich uns nun persönlich um sie kümmern konnten.

Meine Frau warnte vor diesem Schritt, und dies zu recht, wie sich später herausstellen sollte. Ich blieb aber hart und wollte nach einem lebenslangen, liebevollen Sorgen für mich nun meine Mutter, wo sie hilflos geworden ist, nicht fremder Fürsorge im Altersheim überlassen. Els und ich kämpften nun gemeinsam gegen ihren geistigen Verfall. Wir gaben ihr einfache Lesestoffe, bebilderte Bücher, Illustrierte, ließen sie einfache Topflappen und Schals stricken, einfache Texte abschreiben, und als dies auch nicht mehr ging, übten wir mit ihr, ihren Namen zu schreiben.

Mit der zunehmenden Unleserlichkeit erkannten wir erschreckt die rasche, weitere Abnahme ihrer geistigen Substanz. Ihre Unruhe steigerte sich. Während des Vormittags, wo Els und ich nicht da waren – unsere Kinder waren inzwischen in der Schul- und Universitätsausbildung – lief Mama ziel- und wahllos in der Gegend umher und musste nach unserer Heimkehr erst gesucht werden. Einmal holte mich mein Rektor aus dem Unterricht und teilte mir mit, dass ich sie aus Ober-Erlenbach abholen möge. Ihre früheren Wirtsleute hätten angerufen und darum gebeten.

Ich zermartete mir mein Hirn und konnte nicht verstehen, wie sie dahingelangt sein konnte. Sie kannte nicht die Richtung, und dass sie dreißig Kilometer zu Fuß gelaufen wäre, konnte ich mir auch nicht vorstellen. Ich musste unwillkürlich an Vögel, Katzen und Hunde denken, die liebgewordene Orte mit sicherem Instinkt wieder finden.

Els und ich waren ratlos. Es blieb uns nichts anderes übrig als sie wiederum in ein Heim einzuweisen. Ich hätte mich sonst für längere Zeit von meinem Beruf beurlauben lassen müssen, und dies ging wiederum nicht wegen unserer immensen Schulden für die drei Objekte, die wir erworben haben. Wir waren also verdammt zur Lieblosigkeit.

Dann kam es zu der erwähnten Situation am 8.4.1972, dem Todestag meiner lieben Frau Else. Mein Sohn Michael brachte mir meine Mutter wieder, die das Altenheim in Burgholzhausen nun endgültig abgewiesen hatte.

In meiner Verzweiflung ging ich am nächsten Tag zu meiner in der Nauheimer Friedhofshalle aufgebahrten Frau, zu meinem Herzchen, um mir guten Rat zu holen. Sie lag in einem löchrigen weißen Nachthemd, welches man ihr wohl im Krankenhaus übergezogen hat, auf der Bahre. Auf ihrer Brust und den Armen mit den gefalteten Händen lag der Rosenstrauß, den ihr zwei Schüler am Vortage gebracht hatten. Sie war schmaler geworden, sah jung und schön aus wie in der Zeit, wo ich sie kennengelernt hatte, und es schien, als schliefe sie nur.

Ich war fassungslos und weinte heftig. Die Tränen liefen mir die Wangen herunter, während ich mit ihr in meiner Ratlosigkeit sprach. Ich blieb lange da und fühlte mich sehr einsam und verlassen. Ihren guten Rat konnte ich nur ahnen und wurde zusehends ruhiger. Ich dachte plötzlich, dass es irgendwie weitergehen müsse und werde.

Beerdigung

Elses Begräbnis war ein großes Ereignis auf dem Münsterer Friedhof. Alteingesessene Münsterer Bürger waren der Auffassung, dass der Friedhof eine so große Menge von Trauernden noch nie gesehen hatte. Busse mit vielen Schülern und Schülerinnen waren gekommen. Alle Straßen standen voller Autos. Das ganze Lehrerkollegium war anwesend. Alle ihre Verwandten und Bekannten ließen es sich nicht nehmen, ihr die letzte Ehre zu erweisen.

Für die Realschule Bad Homburg sprach der Rektor Fellner und würdigte sie als Mensch und Pädagogin. Für den Regierungspräsidenten legte der Schulrat Zimmermann einen Kranz nieder. Blumen über Blumen umgaben das Grab. Ich selbst war seelisch nicht in der Lage, alle Einzelheiten wahrzunehmen, und es schien mir, als bliebe die Zeit stehen, als der Sarg in der Erde versank. Ich war nun trotz der vielen Menschen so einsam und allein.

Meine Mutter musste eingeschlossen zu Hause bleiben. Sie war nicht in der Lage, das ganze Geschehen zu verstehen. Auf eine gewisse Art und Weise verstand ich es auch nicht und zermartete mir den Kopf über den Sinn des Lebens.

Meine seelische Verlassenheit nach Elses Tod war unbeschreiblich. Ich isolierte mich völlig, und niemand war da, dem ich mein Herz ausschütten konnte. Wenn ich versuchte, bei anderen Leuten über meine Frau zu sprechen, musste ich mit den Tränen kämpfen. Meine Mutter, die mich verstanden hätte und als Einzige in der Lage gewesen wäre, mich zu trösten, war für geistige Erörterungen nicht mehr zugänglich. Ich war nun die Mutter geworden, die für sie sorgte, und sie das

Kind. Ich konnte jetzt gutmachen, was ich als Kind an ihr »sündigte«. Jetzt litt ich, aber nicht an bösem Willen ihrerseits sondern an krankhaften Entwicklungen, die schließlich ihre Persönlichkeit ganz zerstörten. Das mit anzusehen, ohne helfen zu können, gehört mit zu den schlimmsten Dingen an Leid, das ich jemals im Leben durchmachen musste

Wenn ich aus der Schule kam, musste ich sie erst suchen. Oft war sie in die Nachbardörfer gelaufen. In Wiesental klingelte sie fast an jedem Haus und fragte die Leute, ob sie nicht wüssten, wo ihr »Alfredchen« sei. Die ständige Antwort, ihr Sohn kommt mittags aus der Schule und wird sich dann um sie kümmern, befriedigte sie nicht, und sie suchte weiter. Manche Leute hatten Mitleid mit ihr und forderten sie auf, Platz zu nehmen. Bald trieb sie aber die Unruhe weiter. Andere machten erst gar nicht die Tür auf.

Nachmittags blieb sie in meiner Wohnung oder ging mit mir spazieren. Wir aßen zusammen, wobei ich stets ein schnell zubereitetes Essen aus Büchsen oder belegten Broten auf den Tisch brachte. Am Abend führte ich sie in ihr Zimmer in dem Haus nebenan, in dem mein Sohn Michael mit seiner Freundin wohnte. Ich entkleidete sie, wusch sie und legte sie ins Bett. Ich schärfte ihr ein, bis zum Morgen ruhig in ihrem Bett zu liegen bis ich sie in mein Haus hole, um dann mit mir zu frühstücken.

Oft war ich gerade eingeschlafen, da klingelte es, und sie stand vollständig angezogen mit Mantel und Handtasche vor meiner Haustür und sagte:

»Komm, wir wollen gehen!

Ich fragte: »Wohin?«

Da sagte sie: »Zu meiner Mutter!«

Ich sagte dann: »Aber Mama, die ist doch schon seit über 50 Jahren tot.«

Mit meinen Vernunftsgründen erreichte ich gar nichts bei ihr. Meine Vorhaltungen »Mama, ich brauche doch den Schlaf.

Morgen muss ich doch angestrengt in der Schule arbeiten!« gingen ins Leere, und zwei Stunden später wiederholte sich dieses traurige Schauspiel.

Ich war verzweifelt. Daraufhin schloss ich die Haustür von außen ab. Mir ist es heute noch ein Rätsel, wie sie durch das kleine Korridorfensterchen klettern und ohne Verletzung auf den ca. zwei Meter tieferen Erdboden gelangen konnte. Es ist auch vorgekommen, dass sie, wenn ich sie aus einem wichtigen Grund in ihrem Zimmer eingeschlossen hatte, das Fenster aufgemacht und hinausgeschrien hat:

»Hilfe, ich bin hier eingesperrt!«

Meine Konzentration in der Schularbeit litt sehr darunter, weil ich stets daran denken musste, »was wird sie jetzt wohl machen?«

Ich war ratlos und ohne Hilfe. Meine Kinder waren in der Ausbildung, und meine Schwägerin im Nebenhaus war der Meinung, dass hier etwas geschehen müsse. Sie hatte recht, aber etwas Hilfe ihrerseits hätte mir nicht geschadet.

Am Ende meiner Nervenkraft und meinem Willen zu helfen blieb mir nichts anderes übrig, als zum Amtsarzt zu gehen und sie entmündigen zu lassen. Geerbt habe ich nichts als Hader mit dem lieben Gott, einen so wertvollen Menschen zu einem geistigen Wrack werden zu lassen. Der Geist, der angeblich das Unzerstörbare in uns sein soll, war hier offenkundig abhanden gekommen. In was für einem Verhältnis steht er zur Seele, fragte ich mich. Meine theologischen Erwägungen gingen so weit, dass ich Zweifel daran hatte, ob sie jemals die ewige Seligkeit erlangen und damit Gottes Herrlichkeit wird schauen können. Und für dieses Ziel als edler Mensch war sie doch prädestiniert. Welch ein Widerspruch?!

Hier auf Erden hat sie am Schluss die meisten Menschen, auch ihre engsten Verwandten und Bekannten, nicht erkennen können. Ich war wohl der letzte, den sie kannte und in den letzten Tagen auch den nicht mehr.

Als ich sie im Auto ins psychiatrische Krankenhaus nach Gießen brachte, weinte ich auf dem ganzen Weg. Noch aber kannte sie mich und freute sich sehr, wenn ich sie zweimal in der Woche dort besuchte und in den Anlagen mit ihr spazieren ging. Sie machte dabei einen gedämpften und allzu ruhigen Eindruck. Später ist mir der Grund dafür klar geworden. Sie stand wohl ständig unter dem Einfluss sedierender Mittel, um ihre Unruhe zu bannen. Man muss sich einmal vorstellen, dass Leute dieser Art ständig mit der seelischen Keule aufs Haupt geschlagen bekommen, um brav zu sein und das Personal nicht überzustrapazieren. In meiner Pflege habe ich diese Mittel nicht angewandt. Deshalb musste ich wohl mehr leiden.

Nach einigen Monaten wurde mir vom Krankenhaus mitgeteilt, dass man meine Mutter in das Alten- und Pflegeheim nach Lang-Göns verlegt hätte. Man hat wohl eingesehen, dass dieser geistige Verfall nicht mehr aufzuhalten war. Um eine anständige Behandlung ihrer Person sicherzustellen, besuchte ich sie weiterhin jede Woche zweimal. Das Personal sollte wissen, dass ich mich um sie kümmere. Einen jugoslawischen Pfleger und eine junge deutsche Pflegerin »bestach« ich regelmäßig mit Geld, um ihr eine den Umständen entsprechende liebevollere Behandlung zu ermöglichen. Der Gedanke, ob man dies in meiner Abwesenheit auch tat, bedrückte mich. Dieses langsame Verdämmern mitzerleben gehörte zu den schmerzlichsten Erfahrungen meines Lebens.

Oft fuhr ich in meinem Wagen nach Hause und kämpfte mit dem Drang, loszuheulen und meine Verzweiflung hinauszuschreien. Kurz vor dem bitteren Ende, sie war bis dahin 78 Jahre alt geworden, lag meine Mutter teilnahmslos im Bett und bemerkte meine Gegenwart gar nicht.

Der katholische Pfarrer des Ortes versah sie auf meine Bitte hin mit dem Sterbesakrament. So, auf diese Art und Weise, war ein wertvolles Leben zu Ende gegangen, das reich

an Liebe und Aufopferung war für ihren Mann, der aus einem sibirischen Arbeitslager nicht zurückgekehrt war, für ihren Sohn und seine Familie und allen Menschen, die mit ihr in Berührung kamen.

Sie starb wohl langsam und einsam, psychisch und physisch, und das fünf Jahre lang.

In den drei Jahren vor ihrem Tod wurde sie kaum von jemandem besucht, weder von den guten Bekannten aus Ober-Erlenbach, noch von den Verwandten aus Wiesental, auch von ihren geliebten Enkelkindern nicht.

Beerdigt wurde sie auf schlichte und einfache Art und Weise, so wie sie gelebt hatte. Es war der 16.10.1975. Der Zufall wollte es, dass ihr Grab auf dem Münsterer Dorffriedhof neben dem meiner Frau zu liegen kam. Meine Sorge, ob meine Mutter im Jenseits jemals wird in geistiger Klarheit Gottes Herrlichkeit schauen können, wich bald der Gewissheit, dass sie ein Teil der triumphierenden Kirche sein wird, die alles Leid, alle Erdschwere, allen Streit und Hader und alle Verdienste hinter sich gelassen hat. Ein banaler Vorfall hier in der Wiesentaler Kapelle stärkte mich in dieser Hoffnung. Beim Requiem für sie, als ich im Gebet Gott beharrlich darum bat, ihrer Geist-Seele Klarheit zu verschaffen und der Priester die Worte sprach:

»Herr, gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr. Herr, lass sie ruhen in Frieden«, fing plötzlich eine bis dahin lang ausgefallene Birne wieder an zu leuchten. Man darf darüber lachen. Für mich war es in meinem Zweifel wie ein Omen, ein himmlisches Zeichen. Ich hoffe, dass mir der Leser diese Naivität wird verzeihen können.

Für mich begann nun eine Zeit der Einsamkeit und Besinnung in dem stillen, weltabgeschiedenen, kleinen Wiesental. Die seelische Leere durch den Verlust von Frau und Mutter hielt lange an. Der Friedhof wurde zu einem Orte, den ich gern aufgesuchter Ort, und die Grabpflege war mir ein in-

neres Bedürfnis. Meine Kinder waren immer noch teilweise in der Ausbildung, hatten ihre eigenen Probleme und kaum Zeit für ihren Vater.

Niedergang des hessischen Schulwesens

Der gewaltige Umbruch, die alles verändernde Revolution im Schulwesen vor allem sozialistisch geführter Bundesländer und bei uns in Hessen durch die sozial-liberale Koalition machte mich auch nicht gerade glücklich.

Geprägt war ich jahrelang durch den fatalen Kadavergehorsam und die Autoritätsgläubigkeit nazistischer Prägung. Natürlich wurde mir bald klar, wohin diese Art von Menschenführung führte:

Dieser Gehorsam führte zum Schlechten und zum Missbrauch. Sollte das Prinzip des Gehorsams nun völlig abgeschafft werden? Sicher nicht: denn Gehorsam zum Guten ist ein Wert für sich, dachte ich. In welchem ideologischen Gebäude gab es diese Vorstellung? Am deutlichsten schien mir dies in der Lehrmeinung der katholischen Kirche verankert zu sein. Armut, Keuschheit und Gehorsam, diese evangelischen Räte schienen mir nicht nur für Mönche und Nonnen bedeutsam zu sein. Sie sind leider in der deutschen Öffentlichkeit zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Dabei könnten sie eine wirksame Hilfe für viele Probleme der Erwachsenen aber auch vor allem der Jugend sein.

Die drei Triebe im Menschen scheinen hier angesprochen zu sein, deren Missbrauch die Menschen versklaven und unfrei machen. Armut gegen den Selbsterhaltungstrieb, der im Saufen, Fressen und in allen Süchten einen Riegel vorschiebt. Überhaupt scheint mir die Jagd nach Geld in der Konsumgesellschaft des Kapitalismus die Wurzel vieler Übel zu sein. Ich möchte hier mit meinen Behauptungen natürlich nicht den Wohlstand eines Menschen oder einer Familie diskreditieren,

wenn er sich im Bereich des Maßes und des Durchschnitts befindet.

Die Keuschheit ist zu verstehen als eine Kraft gegen den pervertierten Sexual- und Arterhaltungstrieb, der gezügelt und beschränkt auf Liebe und Ehe einem ein Höchstmaß an Freiheit sichert. Ich bin heute fest davon überzeugt, dass unsere Generation, die im Durchschnitt in der Jugend ca. vier Jahre später anfang, Sexualität zu praktizieren, glücklicher war als heutige Jungen und Mädchen, die durch Fernsehen, Film, Illustrierte und allzu frühe Aufklärung vorzeitig hineingeworfen werden in diesen schwierigen Problemkreis.

Und schließlich kommt der Gehorsam zum Guten, der nach meiner Meinung unverzichtbar in der Entwicklung eines jungen Menschen ist. Er ist die Waffe gegen den Machttrieb, der der Menschheit am nachhaltigsten zusetzt, ob es sich um eine Zweierbeziehung, um die Familie oder den Staat handelt. Wer nicht gelernt hat, zu gehorchen, der kann dann in der Verantwortung als gewählter oder von den Gesetzen und dem Staat bestimmter Vorgesetzter als Autorität nicht sehr erfolgreich befehlen.

Jede Pflanze, die gedeihen soll, wird beschnitten, gedüngt; jeder junge Baum wird durch das Anbinden vor dem Sturm geschützt, jeder Wald durchforstet, um die Pflanzen voneinander vom Wildwuchs zu bewahren, das Land von der Natur zur Kulturlandschaft umgewandelt, und zwar durch Eingriff und nicht durch Nichtstun und Zuschauen. Und ausgerechnet den jungen Menschen wollte man befreien von der Autorität der Erwachsenen in einer antiautoritären Erziehung. Man faselte etwas von frei wachsen lassen, von Selbstbestimmung, von Protest und erreichte schließlich, dass die Jugend so unfrei und problembeladen war wie nie zuvor. Sie sollte befreit werden von verknöcherten Paukern, von konservativen Besserwissern.

Der Jugend gehört die Zukunft. Diese Sätze hörte ich schon einmal, wenn auch mit anderen Vorzeichen und zu meinem Leidwesen. Kreuze raus aus der Schule, das Schulgebet abgeschafft, Religionsunterricht freigestellt oder ganz aus dem Plan herausgenommen, Gott aus der Präambel der Verfassung hinausgeworfen, das sollte Befreiung bringen von christlicher mittelalterlicher Knechtung.

Was es gebracht hat, das war das Chaos, wie wir alle wissen. Heute zeigen sich ähnliche Tendenzen. In der Erziehung wird das Prinzip von Lohn und Strafe diskreditiert. Der Täter verlangt mehr Beachtung als das Opfer. Die Strafe in der Schule und im Elternhaus sollte ganz der Vergangenheit angehören. Strafen für ungebührliches Verhalten waren plötzlich Repressionen, wodurch der junge Mensch seelischen Schaden nehmen könnte. Auf keinen Fall Stress! Er wurde abgebaut! Trotzdem stieg er unaufhörlich. Strafarbeiten wurden nicht mehr verhängt.

Der Bösewicht wurde früher zur Räson gebracht; heute sinnt er weiter auf irgendwelche Schandtaten. Man hofft stattdessen weiter auf den Sieg der Vernunft. Nachsitzen in der Schule kann man den Kindern doch nicht zumuten. Klassenbucheinträge wurden unpopulär, Schulverweisungen nicht mehr verhängt. Schwierigkeiten, an deren Bewältigung früher Jugendliche gewachsen sind, wurden aus dem Weg geräumt.

Handschrift als Fach in der Benotung wurde abgeschafft, die Rechtschreibung vernachlässigt. Die heutige Rechtschreibreform ist ein Zugeständnis für die, die sich nicht anstrengen wollen. Die Grammatik der deutschen Sprache zu beherrschen scheint nicht mehr in der Schule zumutbar zu sein, Vokabeln zu lernen wurde als altmodisch abgetan, zusammenhängender Geschichtsunterricht in chronologischer Folge war nicht mehr zeitgemäß.

Die Vermehrung des Einzelwissens nach dem Grundsatz »Wissen ist Macht« war plötzlich »didaktischer Materialismus«. Es genügte oft, wenn man über aktuelle Fragen gut diskutieren konnte, auch wenn man dabei der Schwätzeri Vorschub leistete. Bei all dieser teilweisen Zurücknahme des zu Lernenden war es kein Wunder, dass Hochschulprofessoren und Berufsverbände konsterniert waren über die geringen Kenntnisse der Abgänger aller Schularten.

Mir, als Realschullehrer, bereitete die Entwicklung vor allem im hessischen Schulwesen so manches Unbehagen. Mir taten junge Kollegen und Kolleginnen leid, die von ihrem Wesen her wenig Autorität besaßen und so manche Klasse ihnen auf dem Kopf herumtrampelte. Die Amtsautorität als Lehrer gibt es heute nicht mehr und Hilfe vom Schulleiter und dem Staat und seinen Gesetzen brauchten sie nicht zu erwarten.

Die Gefälligkeitsdemokratie mit ihren regierenden Parteien sah in der Jugend die zukünftigen Wähler, die man nicht verstimmen und von ihnen nicht zu viel verlangen durfte. Manche Lehrer waren mit fünfzig Jahren schon ein Nervenbündel. Ein älterer Kollege von mir wurde, als er zwei sich prügelnde Jungen trennen wollte, von einem in den Leib getreten. Als er beim Direktor die Bestrafung verlangte, wurde ihm gesagt, er solle den Vorfall nicht so ernst nehmen und hinzugefügt, ob er sich als Junge nicht auch schon mal geprügelt hätte. Der Kollege meinte daraufhin:

»Ja schon, aber nicht in der Schule, weil ich dann mit einer Bestrafung zu rechnen hatte«. Mein Kollege begnügte sich nicht mit dieser Auskunft und fragte beim Regierungspräsidenten an, ob er das Recht auf Notwehr hätte. Dieser beschied ihm schriftlich »im Prinzip ja, aber es käme auf den einzelnen Fall an«.

Der Kollege wusste natürlich wieder nicht, wie er sich das nächste Mal verhalten sollte, und der Schüler wartete auf eine

neue Gelegenheit, es anderen Schülern und den verhassten Paukern heimzuzahlen. Vielleicht wartete der Schüler auf eine Bestrafung und verachtete die »Pauker«, weil sie es nicht taten.

Die Kriminalisierung unserer Gesellschaft fängt schon in der Schule an, und wir brauchen uns nicht zu wundern, dass unser Staat heute die Bevölkerung nicht mehr vollständig schützen kann. Oft muss ich im Zusammenhang mit der Entwicklung der Pädagogik in diesem Jahrhundert an Ellen Key's Buch »Das Jahrhundert des Kindes« denken, das in unserem Studium eine große Rolle spielte. Es ging darin um die Befreiung von Kindern und Jugendlichen von der Repression durch die Erwachsenen.

Früher litt ein großer Teil der jungen Menschen unter den Erwachsenen, heute ist es umgekehrt. Hier zeigt sich wieder einmal, dass unser Volk in seinem Hang zur Gründlichkeit ins Extrem verfällt. Wieviel Eltern wird es wohl in der heutigen Zeit geben, die nicht mehr Herr über ihre Kinder werden können. Diese Art von befreiter Jugend war nicht mein Erziehungsideal. Diese jungen Menschen sollten eingebunden werden in die alten christlichen Erziehungsideale, wenn man so will in einige der preußischen Ideale wie Fleiß, Ordnungsliebe, Sauberkeit, Unbestechlichkeit, Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, Hilfsbereitschaft u.v.a.m.

Natürlich soll man für eigene Rechte eintreten, wenn sie begründet sind, aber auch die Rechte der anderen und die eigene Verantwortung sehen und wahrnehmen. Was passiert aber: Protest und Demonstration in einer Gesellschaft, der es noch nie so gut gegangen ist.

Die Negativentwicklung war auch in der Schule nicht zu übersehen. Man baute für Millionen Gesamtschulen, erzog aber die jungen Menschen nicht mehr zu den vorher genannten Idealen. Was war die Folge? Wissen und Können gingen zurück, die Gewaltbereitschaft nahm zu, Kinder wurden

süchtig durch Nikotin, Alkohol und Drogen, die Zerstörungswut nahm zu, Wände wurden durch politisch motivierte Parolen beschmiert. Manche Schüler kamen schon mit dem Schraubenzieher in die Schule, um in ihrer seelischen Leere Schulmöbel zu demontieren. Man hätte sich nur einmal in Schulbussen die Polstersitze anschauen müssen. Die Kommunen brachten Millionen auf, um diesen Vandalismus zu beseitigen. Zerstörte Seelen lassen eine zerstörte Umwelt hinter sich.

Ich selbst stand in der Schule oft vor der Frage, soll ich in meiner konservativen Einstellung, die natürlich auch für gutes Neues offen war, mich ändern und dem neuen Zeitgeist anpassen? Ich hätte das als Verrat betrachtet. In meinem Äußeren und Inneren blieb ich mir treu. Ich kam also weiter mit Anzug, Weste und Krawatte, gut rasiert zur Schule, während so manche junge Kollegen mit Jeans, einem Dreitagebart, offen stehendem Hemd oder Rollkragenpullover erschienen.

Mit meinen Jungen und Mädchen der eigenen Klasse, die ich jeweils sechs Jahre führte und betreute, kam ich gut zurecht; ja, man mochte mich sogar als Lehrer und als Mensch. Heute, als Zweiundsiebzigjährigem schlägt mir in den regelmäßigen Einladungen zu Klassentreffen noch Sympathie entgegen. Natürlich in manchen anderen Klassen, die von jungen, stark politisch orientierten Lehrern, die dem Modernismus Tür und Tor öffneten und sich mit ihren Schülern und Schülerinnen sogar duzten, hatte ich so manche Schwierigkeit. Man betrachtete mich dort bestimmt als ein Relikt vergangener Zeit und einen Pauker alter Schule. Meinen gleichaltrigen Kollegen und Kolleginnen, die wir früher in der selbständigen Realschule die Schülerschaft in den fünfziger und sechziger Jahren zu einem beachtlichen geistigen Niveau führten, ging es ebenso.

Einige davon hatten dann später in der Gesamtschule den vorzeitigen Ruhestand angetreten, weil sie physisch und psy-

chisch am Ende waren. Heute ist die Gesamtschule in Bad Homburg, die 1972 mit so vielen Lorbeeren aus der Taufe gehoben wurde, ein Torso. Sie begann mit ca. 2.000 Schülern und Schülerinnen. Heute gehen nur 800 dorthin. Der gymnasiale Zweig ist fast eingegangen. Man bevorzugt die anderen Homburger Schulen. Dieses sozialistische Experiment der Nivellierung ist misslungen. Wie konnte man auch die ideologisch motivierte Absicht haben, das in zwei Jahrhunderten gewachsene und bewährte dreigliedrige Schulsystem Deutschlands zu zerstören?

Der erste Direktor dieser Schule, ein Sozialdemokrat, ist an der Unbotmäßigkeit, dem Widerspruch, dem Mangel an Unterordnung und Gehorsam eines Teils der Lehrer und Schülerschaft krank geworden, vorzeitig in den Ruhestand gegangen und bald darauf gestorben.

Am Ende meiner die Erziehung betreffenden Überlegungen will ich mit einem Scherz aufwarten, der die antiautoritäre Erziehung, wie sie jetzt Gott sei Dank als überwunden erscheint, ins rechte Licht rückt:

Vier Personen sitzen in einem Zugabteil. Ein achtjähriger Bengel attackiert eine vornehme ältere Dame. Als Reaktionen von ihr ausbleiben, wird dieser Knabe immer dreister. Schließlich spuckt er der Dame ins Gesicht. Jetzt erst schaltet sich seine Mutter ein und sagt: »Verzeihung, das Verhalten meines Sohnes erklärt sich aus der Tatsache, dass er antiautoritär erzogen wird.« Ein gegenüber sitzender Achtzehnjähriger spuckt daraufhin der Mutter ins Gesicht und meint sarkastisch: »Verzeihung, ich wurde auch antiautoritär erzogen.«

Für den Niedergang im deutschen Schulwesen, ausgenommen vielleicht dem bayrischen, habe ich viele Zeitungsausschnitte gesammelt, die meine Ausführungen deutlich untermauern. Für den Leistungsabbau erschien die folgende

Glosse, die das Ganze karikierend übertreibt, aber gewisse Tendenzen deutlich macht:

Der Sack Kartoffeln

Eine Rechenaufgabe im Spiegel der Schulentwicklung.

Volksschule 1950: Ein Bauer verkauft einen Sack Kartoffeln für 20 Mark. Die Erzeugerkosten betragen 80 % des Erlöses. Wie hoch ist der Gewinn?

Realschule 1960: Ein Bauer verkauft einen Sack Kartoffeln für 20 Mark. Die Erzeugerkosten betragen 16 Mark. Berechne bitte den Gewinn, auch in Prozent ausgedrückt.

Gymnasium 1970: Die neue Mengenlehre betreffend. Ein Bauer verkauft eine Menge Kartoffeln (K) für eine Menge Geld (G). G hat die Mächtigkeit 20. Für die Elemente g aus G gilt: g ist eine Mark. In Strichmengen müsstest Du für die Menge G zwanzig Strichlein machen, für jedes Element g eines. Die Menge der Erzeugerkosten (E) ist um vier Strichlein weniger mächtig als die Menge G, zeichne das Bild der Menge E als Teilmenge der Menge G und gib die Lösungsmenge (L) an für die Frage: Wie mächtig ist die Gewinnmenge?

Integrierte Gesamtschule 1982: Ein Bauer verkauft einen Sack Kartoffeln für 20 Mark. Die Erzeugerkosten betragen 16 Mark. Der Gewinn beträgt vier Mark. Aufgabe: Unterstreiche das Wort Kartoffeln und diskutiere mit Deinem Nachbarn darüber.

Weiter reformierte Schule 1988: Ein kapitalistisch-privilegierter Bauer bereichert sich onerechtfertigunk an einen sak kartofeln um 4 marck. untersuche den tekst auf inhaltliche unt gramatische ortogravische und zeichensätsunksfeler,korigire die aufgabenstälunk und demonstriehr gegen die lösunk.

1995: äs giept keine kartofln mär.

Freu dich über diese Übertreibung. Sie versucht den Kern zu treffen.

Oder aus einer anderen Zeitung:

Roter Religionsunterricht

Auch 1985 ist die Mehrzahl der genehmigte Schulbücher in den Fächern Sozialkunde / Politik, Deutsch und Religion von der kulturevolutionären »Kritischen Theorie« der »Frankfurter Schule« geprägt. Deutscher und Hessischer Elternverein sorgen sich wegen der gewollten systematischen Verhetzung der Kinder gegen ihre Eltern. So findet sich folgendes Gedicht in einem Religionslehrbuch: Warum gehorchen?

Wenn Mama morgens schreit:
Aufstehen Kinder, höchste Zeit,
sagt ein richtig braves Kind:
die spinnt!
Vaters Sprüche: Das macht stark!
Alles Quark!
Wer am Morgen ohne Schimpfen,
Fluchen, Stinken, Naserümpfen
etwa brav zur Schule geht,
der ist blöd!
Lärmen, Prügeln, Türe knallen,
allen auf die Nerven fallen,
Grunzen, Quieken wie ein Schwein
das ist fein!

(aus Halbey HA Exodus, Religionsunterricht 4. Schuljahr,
6. Auflage 1979, Seite 54)

Die Negativtendenzen und der ausgelöste Missmut kulminieren im Protest gegen alles Positive. Alle Werte werden zu Unwerten gemacht: Die Schönen hässlich machen, die Gescheiten dumm, die Fröhlichen missmutig, die Wohlhabenden arm.

Aus einer anderen renommierten Zeitung schnitt ich folgenden Artikel aus:

Burn-out bei Lehrern

Sie werden getreten, beleidigt, bespuckt – Lehrer in Deutschland. In Leipzig hängten Schüler ihren Lehrer kopfüber aus dem Fenster. So wollen sie bessere Zeugnisnoten erpressen. In Berlin stach ein Schüler seinen Direktor nieder. In manchen Stadtteilen tragen die Lehrer jetzt Schutzwesten. In Hamburg sperrten Schüler ihre Lehrerin in eine dunkle Kammer. Dort blieb sie drei Tage lang. Beachten Sie: Lehrer für viele ein Traumberuf.

Doch für immer mehr Pädagogen wird der Job zum täglichen Horror-Trip »Sie leiden unter Stresssymptomen, halten dem täglichen Druck in der Schule nicht stand«, sagt ein Sprecher der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW). 50 Prozent der Pauker sind infarktgefährdet, schätzt der Deutsche Lehrerverband. Allein in Hamburg ist jeder zweite Lehrer, der vorzeitig aus dem Dienst scheidet, nervenkrank.

Grund für den Frust: Das Chaos im Klassenzimmer. Zerstörungswütige Schüler zertrümmern jährlich Mobiliar für 200 Millionen Mark. 400 brutale Angriffe von Schülern auf Schüler, Tag für Tag. Immer mehr Schüler (13 bis 17 Jahre) kommen bewaffnet zum Unterricht, in Hamburg jeder 4., in Berlin jeder 3., in Essen jeder 2.

Die Folge: Eine »ständig wachsende Menge von Lehrern träumt davon, alles hinzuschmeißen und nie wieder eine Schule von innen zu sehen«, beobachtete Thomas Zieher (47), Professor für Sozialpädagogik in Frankfurt.

Seelisch angeknackste Lehrer stellen mit 60 Prozent den Hauptanteil der Frühpensionäre. Allein in Hamburg lässt sich knapp die Hälfte der Lehrer vor Erreichen der Altersgrenze in den Ruhestand versetzen. Burn-out würde man heute sagen.

So weit die Kolportation unserer Medien. Was folgt daraus? Das Pendel wird über kurz oder lang zurückschlagen. Aus der These folgt die Antithese. Für die richtige Synthese wird noch viel Zeit vergehen. Ein Erziehungswissenschaftler müsste nun zu Beginn des neuen Jahrhunderts ein Buch schreiben mit dem Titel »Das Jahrhundert der Erwachsenen«.

Ellen Keys Werk »Das Jahrhundert des Kindes«, erschienen zu Beginn dieses Jahrhunderts, ist durch die Entwicklung überholt. Heute leiden nicht mehr Kinder unter der Repression der Erwachsenen sondern eher umgekehrt. Die Öffnung zur Freiheit ist überreizt. Es steht mir als bescheidenem Lehrer nicht zu, Vorschläge zum Besseren zu machen. Wenn ich aber etwas zu sagen hätte, dann die Erziehung zum christlichen Glauben.

Ohne Gott ist alles zum Scheitern verurteilt. Gehorsam dem göttlichen Naturrecht gegenüber, Stärkung der Autorität der Eltern und Erzieher. Stärkerer Einsatz von Lohn und Strafe in der Erziehung. Kinder und Jugendliche wollen streng geführt werden, aber in Liebe und Gerechtigkeit. Schwache Eltern und Erzieher schätzen sie nicht besonders. Wer gehorchen gelernt hat, kann auch später im Rahmen des Guten und der Gesetze befehlen.

Nach all diesen negativen Erfahrungen zog ich in den achtziger Jahren nach einer fast 40-jährigen Dienstzeit, psychisch

und physisch krank geworden, die Konsequenzen und bat darum, in den Ruhestand versetzt zu werden. Ich hatte nicht das Format eines Märtyrers, bis zum eigenen Ruin gegen Unverstand und ideologische Verirrungen anzukämpfen.

Ich habe mich oft gefragt, ob die befreite, emanzipierte Jugend glücklicher geworden ist. Ich glaube nicht. Sie ist ernster und problembehafteter geworden. Die verwirklichte Freiheit hat sie in größere Abhängigkeiten geführt. Warum werden heute so viele Jugendliche aus der Bahn geworfen? Sie werden kriminell, bilden Jugendbanden, werden Raucher, Trinker, Rauschgiftsüchtige, bilden autonome Gruppen mit einer erheblichen Zerstörungswut. Psychiater, Sozialarbeiter und Jugendstrafanstalten bekommen viel zu tun.

Ich will aber nicht ganz im Pessimismus verharren. Es gibt auch viele junge Menschen, die trotz aller widrigen Umstände der Zeit tüchtige Menschen wurden. Vielleicht hilft uns der liebe Gott, und wir finden einen für alle gangbaren und fruchtbaren Weg zwischen Autorität und Freiheit. Dies wird aber unter der Aufgabe der Ideale des Christentums nicht möglich sein.

Neuer Anfang

Die Jahre von 1972 bis 1975 waren für mich sehr schwer. Mir fehlte meine liebe Frau Els und damit die Ergänzung meiner maskulinen Existenz durch die kluge, differenzierte, feminine Art der Lebensmeisterung, wie sie in der Ehe durch das weibliche Element gewährleistet ist. Keiner sagte mir, was und wie ich kochen soll, wie ich auf mein Äußeres zu achten hatte. In Konfliktsituationen hatte ich keinen, der mir mit Rat und Tat zur Seite stand, keinen, der mich in meiner zur Trägheit neigenden Depression aufrüttelte und mir Mut machte, keinen, der auf die Schönheit und Wärme der Wohnung Wert legte.

Der Blumenstrauß, der mir zum Geburtstag überreicht wurde, stand drei Monate später noch ohne Wasser und vertrocknet in der Vase. Das Ehebett war kalt und leer. Der psychische Verfall meiner Mutter, den ich so deutlich erleben musste, trug auch nicht dazu bei, dass ich optimistischer in die Zukunft blicken konnte.

Der ständige Kampf in der Schule gegen die von außen herandrängende Indoktrination und den damit verbundenen Ungehorsam zermürbte mich. Ich fragte mich täglich:

»Wie kann man den Lernwillen steigern, das mir gesetzte Schulpensum erreichen und dem Erziehungsauftrag gerecht werden?«

Über erzielte Erfolge habe ich mich sehr gefreut. Damit meine Klassen zu einer Gemeinschaft heranwachsen, unternahm ich jedes Jahr 14-tägige Reisen nach Westberlin, Wilhelmshafen, in die Rhön, Bilstein im Sauerland, Undeloh in der Lüneburger Heide, Schlitz im Vogelsberg, Arriach in Kärnten und sogar Viareggio an der ligurischen Küste in Italien.

Davon war man stets begeistert, und man erzählt heute noch nach vielen Jahren von diesen schönen Erlebnissen.

Ich freue mich mit, wenn auf Klassentreffen die vorwiegend gut situierten Damen und Herren im Alter von 30, 40 und 50 Jahren ihren lebhaften Gedankenaustausch mit dem jeweiligen »weißt du noch, damals« beginnen. Ihre inzwischen erreichten Positionen im beruflichen und gesellschaftlichen Leben geben mir die Gewissheit, dass trotz des schweren Aufbaus mit der Revolution des Umbruchs unsere Tätigkeit in der Schule nicht ohne positive und fruchtbare Folgen geblieben ist.

Meine Zuversicht ist groß, dass sich trotz aller negativen Tendenzen im Schulwesen am Ende doch das Gute durchsetzt. »Durch Nacht zum Licht« kann man sagen. Es ist sehr beruhigend zu wissen, dass ein Anderer die Fäden in der Hand hält, die er sich von den Mächten der Finsternis – auch, wenn es manchmal den Anschein hat – nicht nehmen lässt.

Nach einem Jahr der totalen Vereinsamung und Trauer in meinem Witwertum begann ich langsam wieder Mut zu fassen und aufzuleben. Von Erinnerungen und Reminiszenzen, Reflektionen der Art, was wäre wenn, konnte ich auf die Dauer nicht leben. Ich wollte noch etwas vom Leben haben. Schließlich war ich erst 47 Jahre alt!

Vor allem fehlte mir das zweite Ich, eine liebende Frau, das lockende Wesen, das Weib, das der liebe Gott in weiser Voraussicht dem Mann aus den verschiedensten Gründen, vor allem zur Ergänzung, wenn man hier einmal von ihrer Gebärfähigkeit absieht, zur Seite gestellt hat. Eine mönchische Natur der Gottessuche und Askese war ich nicht.

Der Spiritualismus war nur ein kleiner Teil meines Wesens. Dem Drang zur Vollkommenheit stand mein Trieb, bzw. die materielle Erdgebundenheit im Wege. Es blieben also nur zwei Möglichkeiten der Lebensgestaltung:

Die Suche nach einem Weibe oder die Verwirklichung einer scheinbar völligen Freiheit im ungeteilten sexuellen Genuss als Playboy. Meine Fähigkeit, schnell zu Frauen Kontakte zu knüpfen, wäre mir hier entgegengekommen. Über diesen Gedanken muss ich im Nachhinein lächeln. Die Vorstellung an einen langsam alternden Casanova hat etwas Skurriles und Lächerliches an sich. Dabei wusste ich ganz genau, dass die Oberflächlichkeit und Verantwortungslosigkeit, die man dazu gebraucht hätte, nicht meine Art war. Für das erste weibliche Wesen, das ich liebte, hätte ich mich sofort verantwortlich gefühlt und es nicht sich selbst überlassen. Und so ist es dann natürlich auch gekommen.

Meine Überlegungen, wie ich am besten und am schnellsten einige Frauen kennenlerne, um mir eine für mich geeignete und passende auszusuchen, nahmen feste Formen an, als ich die damalige Illustrierte »Jasmin« zufällig in die Hand bekam. Ich betrachtete diese Art der Partnersuche, wie sie da angeboten wurde, zunächst mit gemischten Gefühlen und nahm sie nicht sehr ernst, weil mir die ganze Sache als ziemlich unseriös erschien. Mit Geld hatte dies Gott sei Dank nichts zu tun. Ich war einfach neugierig. In meinem ganzen Bekanntenkreis war kein Wesen zu erkennen, das für eine Werbung in Frage käme.

Auf den naheliegenden Gedanken, meine Jugendliebe Wilma aufzusuchen oder anzurufen, kam ich dummerweise nicht. Ich könnte mir aus diesem Grunde vor Zorn über diese verpasste Gelegenheit ein Ohr abbeißen oder kräftig in den Hintern treten, wenn das machbar wäre. Wilma wäre mir, wie ich heute weiß, wie eine reife, süße Frucht in den Schoß gefallen. Sie wäre nur allzu gern aus ihrer qualvollen, unbefriedigenden Ehe ausgebrochen, um wirkliches Glück zu finden.

Ich wusste dies alles nicht und hätte mich vor weiteren Schritten erst kundig machen müssen. Meine Befangenheit im katholischen Denken, Ehen nicht aufs Spiel zu setzen und

Familien nicht auseinanderzureißen, hatte vor allem Vorrang, auch vor meinem persönlichen Glück.

Nachdem ich der Illustrierten meine Daten, meine Interessen und Meinungen mitgeteilt hatte, schickte man mir sieben Adressen von Frauen zu, die angeblich zu mir passen sollten. Ich schrieb alle Sieben an und wartete mit einer gewissen Spannung auf deren Antworten. Die Erste teilte mir mit, dass sie im Urlaub einen Mann kennengelernt und sich in ihn verliebt hätte. Sie bedauerte, mir eine Absage erteilen zu müssen. Sie hätte mich sonst gern kennengelernt. Ich dachte, das kann ja heiter werden.

Das wurde es auch. Aus verschiedenen Gründen sprang der Funke nicht über oder das Treffen kam gar nicht zustande. Anders war das allerdings mit der fünften Frau auf meiner Liste.

Aus war es mit dem Playboydenken! Die Würfel waren gefallen, ob zu meinem Vorteil oder Nachteil, das konnte ich nicht entscheiden. Manchmal hängt das Schicksal an nebensächlichen Lächerlichkeiten.

Ich fuhr also nach Wiesbaden, um »Nummer Fünf« zu treffen. Wir waren an der Rhein-Main-Halle verabredet. Ich kam vom Norden Wiesbadens und musste durch die ganze Innenstadt fahren. Das verzögerte mein Kommen um 15 Minuten. Nummer fünf fand das unzumutbar und war verschwunden, als ich ankam. Außerdem hatte sie ein anderes Exemplar von einem Mann für mich gehalten, welches heftige Aversionen in ihr auslöste.

Nun stand ich also allein dort und dachte, soll die ganze Aktion umsonst gewesen sein? Zu meinem Schrecken stellte ich fest, dass ich vergessen hatte, den Brief mit der Adresse einzustecken. Dieses Vergessen und Zuspätkommen hielt ich für ein Eingreifen von oben und wollte das Auto zur Rückfahrt besteigen.

Plötzlich fiel mir der Name von Nummer fünf ein, und ich sah zur gleichen Zeit ein Telefonhäuschen. In meiner Naivität hielt ich es für möglich, dass ich zum Narren gehalten wurde. War es mein Schutzengel oder sein Widersacher? Meine Neugierde siegte.

Ich suchte die Telefonnummer einer gewissen Jutta Wegner und rief an. Diese Dame war inzwischen zu Hause und hob ab. Ich entschuldigte mich für mein Zuspätkommen und bat um ein nochmaliges Stelldichein. Sie fragte mich, ob ich der Mann mit der Vollglatze, den Jeans und dem hellen Pullover mit der amerikanischen Aufschrift »My darling« wäre.

Ich verneinte, und sie war sofort bereit, mich zu sehen. Wir trafen uns kurz danach an einer Bushaltestelle im Vorort Sonnenberg. Eine verhältnismäßig jung aussehende Dame, bekleidet mit einem dunkelblauen Sportmantel und gleichfarbigen Schuhen, kam sehr selbstbewusst und lebhaft auf mich zu und musterte mich lächelnd.

Mein erster Eindruck war positiv, und ich war von dieser weiblichen Erscheinung sympathisch angetan. Nach der Begrüßung und der gegenseitigen Vorstellung lud ich diese Jutta Wegner zum Kaffeetrinken ins naheliegenden Mövenpick ein. Wir begannen, angeregt voneinander zu erzählen.

Die ersten beiderseitigen Eindrücke waren wohl zur Zufriedenheit ausgefallen und Fräulein Wegner erzählte von ihrem Hausherrn, einem alten Oberst namens Schleyer, aber vorwiegend von ihrer Wohnung, von der sie begeistert zu sein schien. Jutta Wegner war zierlich gebaut und sehr charmant. In ihrer Art zu reden und zu lachen glaubte ich zeitweise sogar, einen Teenager vor mir zu haben. Nach dem gegenseitigen Abtasten mit dem Verstand, mit Augen und Ohren lud sie mich ein, ihr Domizil in Augenschein zu nehmen.

Die Wohnung war geschmackvoll eingerichtet und befand sich in einer vornehmen Villa in dem feudalen Wohnviertel

Sonnenberg. Auf mich machte alles in allem einen sehr guten Eindruck.

Mit meinem Hund Lissy, einem echten »Berger de Brie« (französischer Hirtenhund), fuhr ich an jedem Wochenende angeregt und begeistert zu Frl. Wegner. Mein Hund wurde von ihr mit besonderer Begeisterung empfangen. Ihre Tierliebe machte auf mich einen guten Eindruck. Lissy schien sie auch sogleich als neue Herrin zu akzeptieren. All dem schien nichts mehr im Wege zu stehen, um uns auch körperlich näher zu kommen.

Meine zweiten Flitterwochen waren angebrochen. Wir harmonierten zunächst nicht nur geistig-seelisch miteinander sondern fühlten uns auch als Liebespaar voneinander angezogen. Als sie mir einst hüllenlos einen spanischen Flamenco mit Castagnetten vortanzte, war ich begeistert hingerissen. Mein Wunsch, so etwas für immer zum Streicheln und Spielen zu besitzen, nahm handfest Gestalt an.

Nach der Überwindung einiger Schwierigkeiten bei mir schienen wir das geeignete Liebespaar zu sein. Durch die in der Trauerzeit über ein Jahr andauernde asketische Lebensweise, ohne auch nur eine Frau mit Lüsternheit zu betrachten, geschweige denn zu besitzen, war bei mir die physische Liebesfähigkeit auf Null abgesackt und musste erst aktiviert werden. Dazu war Jutta das geeignete Gegenüber.

Ich kam mir in dieser Zeit der Unvollkommenheit vor wie ein katholischer Priester, der den Beweis erbracht hat, dass der+++? Zölibat, die Ehelosigkeit, ohne sexuelle Betätigung zu schaffen sei. Natürlich, wenn ich daran dachte, vom Stadium des Jünglings bis zum greisen Mann auf die Freuden der körperlichen Liebe zu verzichten, so hätte ich dies wohl nicht geschafft. Ich war beileibe kein Heiliger, obwohl mich die Asketen der Kirchengeschichte, die großen Heiligen, immer mit einer großen Hochachtung erfüllt haben. Es muss etwas Großes sein, auf dem Wege zur Vollkommenheit in der

Nachfolge Christi die Körperlichkeit zugunsten reiner Spiritualität zu besiegen. Ihnen kam es wohl auf das Opfer an, das Kreuz Christi mit tragen zu helfen.

In den Sommerferien 1973 fuhren Jutta, Lissy und ich gemeinsam in den Urlaub. Lissy saß meist auf Juttas Schoß und schien ihr wichtigster Reisebegleiter zu sein. Heute im Nachhinein erinnere ich mich an einen Ausspruch Juttas. Ob er ernst gemeint war oder nur so dahing gesagt, entzieht sich meiner Kenntnis. Sie sagte einmal:

»Ich habe Dich wegen des Hundes geheiratet«. Ich habe damals gelacht und diesem Ausspruch keine Bedeutung zugemessen. In Bohinj an einem See in Sloweniern und in Südtirol traten die ersten Meinungsverschiedenheiten zwischen uns auf. Wir stritten uns über Dinge, die für mich unverzichtbar waren und bei ihr auf Desinteresse stießen. Es zeigten sich die ersten Grenzen unserer Gemeinsamkeit

Jutta lehnte es kategorisch ab, über Alpenpässe zu fahren oder mit Sesselliften oder Kabinenbahnen Berggipfel zu erobern. Türme bestieg sie grundsätzlich nicht, und Burgen konnten ihr kein Interesse abgewinnen. Historischen Spekulationen stand sie grundsätzlich teilnahmslos gegenüber. Ihre Begeisterungsfähigkeit für Naturschönheiten hatten ihre Grenzen. Für Schmuck, textile Kreationen, Wohnungseinrichtungen, Handtaschen u. a, hatte ich wiederum nicht viel übrig.

Trotz dieser sich bald abzeichnenden Gegensätze machte ich Jutta einen Heiratsantrag. Wir saßen auf einer Bank oberhalb von Kastelruth in Südtirol vor der Seiser Alm. Vor uns ragte das mächtige Massiv des Schlern auf. Es ging auf den Abend zu, und ein Hauch von Rot überstrahlte die Dolomitenberge.

Überwältigt von dieser grandiosen Bergwelt schienen mein Für und Wider der langfristigen Verbindung mit Jutta klein zu sein. Ich dachte mir, Gegensätze im Empfinden und Erleben kommen in jeder Ehe vor. Mit keinem Gedanken kam

ich auf die Idee, dass bei einer Frau, die über 20 Jahre allein gelebt hat, ein Zugehen auf das Du des Anderen mit der entsprechenden Bereitschaft des Gebens und Nehmens nicht mehr möglich sein wird. Den guten Willen dazu wollte ich ihr nicht absprechen. Für mich selbst hatte ich keine Bedenken; denn ich hatte es gelernt, in einer 24-jährigen Ehe Opfer zu bringen.

Jutta wollte erst zu Weihnachten heiraten. In diesem Falle hätte sie als Sachbearbeiterin in der Industrie- und Handelskammer in Wiesbaden, wo sie für den Export zuständig war, wie üblich viele Glückwünsche, verbunden mit lukrativen Geschenken der einzelnen Firmen, entgegennehmen können.

Als wir an einem sonnigen Sonntag im Herbst auf ihrem Balkon frühstückten, zeigten sich die ersten Fallstricke, welche unserer Verbindung gefährlich im Wege standen. Jutta wollte zwar ihren Beruf aufgeben, um mit mir eine Lebensgemeinschaft herkömmlicher Art einzugehen, um voll und ganz nur für sich und den Mann dazusein. Das war ganz in meinem Sinne; denn mit meinem Einkommen hätten wir ein gutes Auskommen gehabt. Ich bezog neben meinem Gehalt noch eine Pension von meiner verstorbenen Frau Else.

Jutta wollte aber Wiesbaden und ihre Wohnung nicht verlassen: die Stadt, ihre Wohnung und die ganze Umwelt liebte sie sehr. Es waren die schönen Dinge, die ihr als ausgesprochene Ästhetin ans Herz gewachsen waren. Nun sollte sie alles verlassen und in mein Eigenheim in das weltabgeschiedene Wiesental kommen. Ich konnte ihr Zögern, ja ihre Ablehnung gut verstehen. Jutta bat mich händeringend, mich doch nach Wiesbaden versetzen zu lassen. Der Einwand, mein Haus zu vermieten, sollte mir meinen Entschluss leichter machen. Ich lehnte diese Möglichkeit kategorisch ab.

Hier ließ ich mit mir nicht reden, obwohl ich zu großen Opfern aus Liebe wohl fähig gewesen wäre. Ich hatte mehr als sie zu verlieren. Wiesental war seit 1949 meine zweite Heimat

geworden. Ich hatte dort Eigentum, die Gräber meiner geliebten Mutter und das von Herzl, wie Els und ich uns stets nannten, mussten gepflegt werden. Außerdem liebte ich auch Bad Homburg, das in seiner Exklusivität Wiesbaden kaum nachstand. Meine Schülerschaft und das Lehrerkollegium wollte ich auch nicht missen.

So kam es, wie es kommen musste; Jutta musste sich fügen, wenn ihr die Verbindung mit mir wichtiger war als das Alt-hergebrachte.

Restlos erschüttert war sie, als sie an einem düsteren, regnerischen Novembertag zum ersten Male zu mir nach Wiesental kam. Meine kleine »Kate«, wie sie von Juttas letztem Freund genannt wurde, drückte ihre Stimmung. Noch nicht einmal einen Rasen gab es, wo sie im nächsten Jahr im Liegestuhl die Landschaft bewundern wollte.

Die spärliche Wohnungseinrichtung in einem fast zwei Jahre vernachlässigten Witwerhaushalt drückte ihre Stimmung noch weiter. Ein Blumenstrauß, im Sommer geschenkt, stand völlig vertrocknet in einer Vase. Wenn Jutta jetzt »nein« gesagt hätte, hätte ich es ihr noch nicht einmal übelnehmen können. Sie schien mich damals doch geliebt zu haben.

Zweite Ehe

So heirateten wir am 8.12.1973 und wurden vom Wiesentaler Pfarrer Rettig in der Kapelle getraut. Ich schätzte diesen Priester sehr und rechnete es mir als Ehre an, mit ihm befreundet zu sein. Wir haben oft bei einer Flasche Bier zusammengessen, wobei er genüsslich sein Klöbchen rauchte und wir über Gott und die Welt philosophierten.

Dieser Mann hat sich förmlich für seinen Glauben, die Kirche und die ihm anvertrauten Schäfchen in sieben Gemeinden aufgeopfert. Zwei Kirchen hat er hier in der Diaspora gebaut. Der als »Maurer verkleidete Pfarrer« half auch vielen Wiesentalern beim Bau ihrer Häuser.

Die Siedlung Wiesental wurde damals von 1948 bis 1950 auf dem Gelände des Führerhauptquartiers West »Adlerhorst« förmlich aus dem Boden gestampft. Aus den Ruinen erwuchs neues Leben. Finanziell half der damalige Mainzer Bischof Stohr den armen Heimatvertriebenen aus dem Sudentenland mit langfristigen zinslosen Krediten beim Errichten der anspruchslosen Häuschen.

Dieser Pfarrer Rettig, »Silvanus, der Waldmensch«, wie seine Amtsbrüder ihn nannten, verbrauchte sich bei seinem Liebesdienst und starb bald nach dem Tod meiner lieben Els an der gleichen Krankheit, einem Schlaganfall. Er lag im selben Zimmer des Nauheimer Krankenhauses. Der Zufall hatte es gewollt, dass Pfarrer Rettig in diesem Zimmer der Els die Sterbesakramente gespendet und ihr die letzte Beichte abgenommen hatte.

Neben dem großen Schmerz, den ich damals empfunden hatte, war ich seltsam getröstet, dass Els nach ihrer langen Zeit der Glaubensferne, hervorgerufen durch ein Nietzsche-

studium und die Verführungen durch die Naziideologie, nun versehen mit den Tröstungen der Kirche vor ihren Herrgott getreten war. Dieses Zimmer, in dem ich drei Wochen lang, Nacht für Nacht, mit meiner kranken Frau zusammen war, spielte noch ein weiteres Mal eine Rolle in meinem Leben.

Juttas Mutter, Erna Wegner, wurde auch, nachdem sie drei Wochen von ihrer Tochter in Wiesental gepflegt wurde, in dieses Zimmer zum Sterben eingewiesen. Sie hatte Blutkrebs und nur noch einige Tage zu leben. Am letzten Morgen, wo ihr Tod zu erwarten war, wollte Jutta nicht hinauf in ihr Zimmer. Sie hatte Angst, diese Situation seelisch nicht ertragen zu können. Ich ging also allein hin und musste mit ansehen, wie aus Muttis Mund und Nase unaufhörlich das Blut lief. Die Schwester hatte ihre Last, diese Situation zu beherrschen. Ich stützte mit der Hand Muttis Kopf und sprach beruhigend auf sie ein. Ihre letzten Worte waren, ehe sie das Bewusstsein verlor, stockend, leise geflüstert:

»Ich ... muss doch ... etwas ... essen, um wieder ... Kraft ... zu ... bekommen.«

Juttas Schwäche, dem Unvermeidlichen zu begegnen, zeigte sich auch bei Lissys, unseres Hundes, Ende. Der Hund war 14 Tage in der Gießener Tierklinik mit dem Erfolg, dass er kurze Zeit später tot war. Doch zunächst freute sich Lissy riesig, als wir sie dort abholten. Sie wich nicht mehr von unserer Seite. Kurz darauf an einem Morgen wurden Jutta und ich wach durch ein Zucken Lissys und pfeifende Atemgeräusche. Es war abzusehen, dass das letzte Stündlein unseres Lieblings geschlagen hat.

Jutta floh in die Diele, weil sie diesen Zustand nicht ertragen konnte. Ich nahm Lissy in die Arme wie ein kleines Kind und setzte mich mit ihr auf den Boden. Ihre Zuckungen wurden immer schwächer, und bald lag sie still und tot in meinen Armen. Meine vorher still und zärtlich gesprochenen Worte werden sie wohl nicht darüber hinweggetröstet haben, dass

die Hilfsbereitschaft der Menschen auch ihre Grenzen hat. Meine Frau war für lange Zeit untröstlich, als wenn sie ein eigenes Kind verloren hätte. Traurig und wortlos beerdigten wir unsere treue Lissy im Walde.

Nach dieser gedanklich vorausschauenden Abschweifung komme ich wieder zu unserer Heirat. An Herrn Pfarrer Rettigs Reaktionen merkte ich, dass es ihm gar nicht recht war, mich in den Stand der Ehe zu führen. Er meinte, dass ich Fräulein Wegner doch gar nicht genau kenne, um diesen Entschluss in aller Tragweite zu übersehen. Ich verheimlichte ihm sogar, dass Jutta aus der evangelischen Kirche ausgetreten war. Dies tat sie wohl nicht aus religiösen Erkenntnissen, denn sie war absolut areligiös, sondern einzig und allein aus finanziellen Erwägungen. In ihrem Personalausweis war diese Veränderung noch nicht eingetragen. Im Eheunterricht ließ Jutta nicht erkennen, dass alle religiösen Fragen bei ihr auf Gleichgültigkeit stießen. Ich weiß nicht, ob der gute Franz Rettig uns bei klarer Erkenntnis der Sachlage getraut hätte.

Ich bekenne heute, dass ich damals recht glücklich war. Die noch nicht so alte Scheuer brannte lichterloh, und der Verstand war wie bei so vielen Männern in Gegenwart jüngerer, attraktiver Frauen in andere, weiter südwärts gelegene Regionen abgewandert.

In meinem vergammelten Haushalt brachte Jutta mit Energie und Tatkraft bald eine gewisse Ordnung, und die Wohnung gestaltete sie zu einem ansehbaren Schmuckstück. Alte Möbelstücke wurden verschenkt oder landeten im Sperrmüll, und das Beste aus ihrer Wohnung zierte von nun an unser Heim.

Auch meine Kleidung, die ärmlich und abgenutzt war, musste den Weg ins Vergängliche antreten und Neuem, Kostbarerem weichen. Diese Kleidung sollte einen neuen Menschen aus mir machen. Auf dem Weg zur Ästhetik habe ich

mich stets meinen Frauen, hier vor allem Jutta, gebeugt, weil ich der Auffassung war und bin, dass Frauen im allgemeinen einen besseren Geschmack und mehr Sinn für Schönheit haben als Männer. In dieser Hinsicht kann man sie sogar als die kulturellen Elemente unserer Nation bezeichnen. Ich spürte die neue Richtung und war damit sehr zufrieden. Auf mehreren anderen Gebieten war es mit der Eintracht und der Harmonie nicht so gut bestellt.

Ich hatte mit Els und später allein stets ein gastfreies Haus und eine Menge guter Bekannter, die Wiesental und uns gern aufsuchten. Jutta dagegen lebte ziemlich isoliert und war mit diesem Zustand zufrieden. Sie hatte natürlich auch einige Freunde, mit denen sie aber nie in enger Gemeinschaft lebte.

Ich weiß heute nicht so recht, ob die Kontaktarmut seelische Ursachen hatte oder ob es nur Sparsamkeit oder vielleicht Geiz war. Im Laufe der ersten Jahre vergraulte sie mich durch Unfreundlichkeit und Renitenz mehrere meiner Freunde und Bekannte. Bei Einladungen mangelte es ihr an gastfreundlicher Großzügigkeit und Freigiebigkeit, obwohl kam das nötige Geld von mir kam.

Durch die Heirat verlor ich zwar die Pension meiner ersten Frau, aber eine Abfindung von 22.000 DM war nicht zu verachten. Damit errichtete ich auf Veranlassung von Jutta einen Anbau mit der Einrichtung eines modernen Badezimmers mit Badewanne, denn das bisherige mit Waschbecken und Dusche entsprach nicht den Ansprüchen.

Nach fünf Jahren des Zusammenlebens hier in Wiesental wollte ich Juttas Hang zur Urbanität und etwas mehr Glanz entgegenkommen, indem ich sie aus der Einsamkeit Wiesentals befreite und ihr meine Eigentumswohnung in Bad Homburg anbot. Sie war sofort begeistert dazu bereit, und der Umzug ging schnell vonstatten. Nachdem ich meinem Sohn und seiner Frau schon Haus und Grundstück Höhenweg 6 in

Wiesental überschrieben hatte, war ich froh, nun meiner Tochter das Haus Höhenweg 2 zu übereignen.

Einige Monate zuvor hatte ich festgestellt, dass ich in der Bad Homburger Wohnung im 9. Stock (Penthauswohnung) nicht glücklich werden konnte, während Jutta sich darin absolut wohl fühlte. Hier in dieser Kurstadt mit einer glänzenden Vergangenheit aus Kaiser Wilhelms Zeiten lebte sie auf und hatte nun viele Möglichkeiten, ihren Interessen nachzugehen.

Mir selbst fiel das Dach auf den Kopf, die Einengung in diesem Hochhaus bedrückte mich, und ich empfand plötzlich sehr deutlich, dass Wiesental meine zweite Heimat war. Das Haus dort hatte ich selbst gebaut und viele Erinnerungen waren damit verbunden, die schöne Landschaft zog ich der geschäftigen Kurstadt vor.

Es erfolgte, wie es zu erwarten war, eine zeitliche Trennung von meiner Frau. Vom Montag bis zum Freitag war ich allein in Wiesental, das Wochenende verbrachte ich mit Jutta in Bad Homburg. Dass sie diese drei Tage nach Wiesental kam, war nicht erörterungswürdig. Im Grunde genommen ging mit dieser Entscheidung mein Witwerdasein begrenzt weiter. Mir war am Anfang nicht bewusst geworden, dass ein solcher Zustand auf die Dauer nicht gutgehen konnte. Auch der Nachteil der täglichen Autofahrt zur Schule und zurück (50 Kilometer) konnte mich nicht bewegen, ganz in Homburg zu bleiben. Um eine Gleichstellung in der Güterverteilung unter meinen Kindern zu erreichen, baute ich für Kristina die untere Hälfte meines Hauses zu einer vollständigen Wohnung aus.

Damit ich mich in Wiesental nicht zu einsam fühlte, half ich meinem Sohn beim Anbau seines Hauses. Ich beförderte das ganze Baumaterial von der Straße zur Baustelle und mauerte den Rohbau zum großen Teil selbst aus. Zwischen dem Grundstück und der Straße errichtete ich eine 1,50 m hohe Mauer. Neben der geistigen Arbeit in meinem Beruf tat mir

die körperliche Arbeit gut. Nur einmal befürchtete ich einen Herzinfarkt oder Schlaganfall wegen allzu großer Anstrengung. Mir wurde ganz schlecht, und ich glaubte zu stürzen. Das Hinaufschaffen der zum Teil nassen, schweren Hohlblocksteine bis in den Giebel, den ich als Laie mit Akkuratess ausmauerte, war doch etwas zu viel für mich.

Für das Kochen und Zubereiten meines Essen verwandte ich nicht allzu viel Zeit. Mahlzeiten aus Konserven oder Eintopfsuppen, die für drei Tage reichen mussten, ernährten mich vorwiegend. Ich war kein Hausmann. Außerdem hatte ich nicht viel Zeit für ausgeklügeltes Essen und eine gepflegte Wohnung. Die Unterrichtsvorbereitungen und Heftkorrekturen nahmen viel Zeit in Anspruch. Gesund war diese Lebensweise keineswegs. Parodontose und der Verlust einiger Zähne waren die Folge.

Meine Wochenenden in Bad Homburg verliefen stets nach dem gleichen Schema. Am Sonntagmorgen ging ich stets allein zum Gottesdienst. Es war mir nicht gelungen, bei Jutta irgendein Interesse an religiösen Fragen wachzurufen. Die Vorstellung, dass sich liebende Eheleute in geistiger, seelischer und körperlicher Hinsicht eine Einheit bilden sollten, war bei uns auf vielen Gebieten nicht durchsetzbar.

Von mir kann ich sagen, dass reizvolle, schöne Frauen in ihrer Wirkung mich nicht unbeeindruckt gelassen haben. Im Geiste und meiner Phantasie habe ich oft die Ehe gebrochen. Mir kam aber in meinem rationalen Verstand die Fähigkeit zu Hilfe, mir die Folgen negativer Art auf mich, meine Frau und die »Geliebte« auszumalen.

Ständig zu lügen war eine der Folgen und unakzeptabel, wenn man noch Achtung vor seinem Selbstwert hatte. Dabei war mir bewusst, dass kein Mann und keine Frau gefeit davor ist, sich heftig in einen anderen Partner zu verlieben und den Pfad der Tugend zu verlassen. Meine Ehe mit Jutta zeigte

Merkmale der Brüchigkeit, und es war eine Frage der Zeit, wann das Schicksal mit uns ein böses Spiel trieb.

Als Religionslehrer und überzeugter katholischer Christ hielt ich die Ehe für ein Sakrament und damit für unauflösbar. Wenn ich mir vorstelle, dass ein Großteil vor allem der jungen Ehen geschieden werden, und was das für ein Leid und Kummer über die Kinder und Eheleute bringt, dann halte ich die Treue unter Eheleuten für einen Wert, der für glückliche und gesunde Familien unabdingbar ist und unserem ganzen Volk zugute kommt. Diese Auffassung hat bei mir in einer 24-jährigen Ehe mit Els, einer glücklichen, wie ich meine, festen Bestand gehabt.

Im Rückblick darauf, welche Gründe es waren, weshalb meine Ehe mit Jutta mit einer Trennung, nicht aber mit einer Scheidung endete, komme ich zu folgenden Schlüssen: Jutta war bis zu ihrem 45. Lebensjahr allein und nicht gewohnt, ihre persönlichen Bedürfnisse mit einem geliebten Menschen zu teilen. Mehrere Freundschaften bzw. Liebschaften waren bei ihr vorher nach kurzer Zeit in die Brüche gegangen. Ihre Hinwendung zu Männern war mehr von gesellschaftlich und finanziellen Überlegungen geprägt als von körperlicher Hinwendung zu einem Mann.

In einer lichtvollen Eingebung während eines Spazierganges hat sie mir einmal gestanden, aus bestimmten Gründen nicht ehefähig gewesen zu sein. Warum hat sie zugestimmt, als ich ihr eröffnete, den Großteil der Woche in Wiesental zu verbringen: Ja, warum blieb ich nicht die ganze Woche bei ihr? Fragen, die ein bezeichnendes Licht auf uns warfen, wobei ich in diesem Zusammenhang feststellen muss, dass Juttas feminine Anziehungskraft auf mich durchaus nicht nachgelassen hatte.

Diese teilweise Trennung von uns beiden war zunächst keine Gefahr für die Ehe. Sechs Jahre ging diese merkwürdige, gefährdete Beziehung gut. Am Wochenende gaben wir uns

der Gemeinsamkeit hin, wobei ich immer mehr zu spüren bekam, dass Jutta mich in keiner Weise begehrte. Hier konnten Zweifel in mir an ihrer Liebe zu mir aufkommen. Sie entzog mir immer mehr ihren Körper, den ich im Herbst ihres Lebens immer noch für schön und reizvoll hielt.

Ihre Hingabe betrachtete sie als Pflichtübung mit der gebotenen inneren Abwehr. Selbst Hand in Hand oder per Arm spazierenzugehen musste ich abschreiben.

Am Schluss war ich zu stolz, Berührungen zu suchen, die nicht erwünscht waren. Wie lange konnte so etwas gut gehen? Es war deshalb nicht verwunderlich, dass ich schöne, interessante Frauen mit einer besonderen Aufmerksamkeit zur Kenntnis nahm. In Wiesental war wegen der mageren 200 Einwohner kaum eine Möglichkeit dafür vorhanden.

Eines Tages sollte der äußere Anlass und die innere Bereitschaft die Weichen umstellen zu einer Fahrt, die ins Unge- wisse ging. Der Anlass war die Besitzerin eines Blumengeschäftes in Ober-Erlenbach, die mich noch von meiner Tätigkeit dort von 1946 bis 1948 kannte. Sie war auch vertraut mit der Tatsache, dass ich in dieser Zeit eine Liaison mit Frl. Wilma Balsler hatte.

Während sie mir einen Blumenstrauß für meine Frau Jutta zusammenstellte, erzählte sie mir unentwegt von meiner Jugendliebe. Ich war aufs Höchste elektrisiert. So erfuhr ich, dass die einst so geliebte Wilma Organistin in Petterweil war, zwei inzwischen verheiratete Kinder hatte, eine tüchtige Hausfrau war, den Führerschein erworben hatte und zwischen Ober-Wöllstadt und Petterweil hin und her pendelte. Ihre in 40 Jahren erworbene und vervollkommnete Fähigkeit als Organistin verwandelte sie in bare Münze, indem sie privaten Orgelunterricht gab.

Mein lebhaftes Interesse an ihr war plötzlich und unerwartet erwacht. Wie wird sie jetzt wohl aussehen, dachte ich un-

entwegt. Der Wunsch, dies herauszufinden, wurde immer drängender in mir. Vielleicht konnte ich mit ihr auch einmal sprechen. Der Gedanke, in ihre Ehe einzubrechen, lag mir fern. Meinen und ihren Seelenfrieden wollte ich auf keinen Fall aufs Spiel setzen, eingedenk des Sprichwortes »Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert«. War ich überhaupt bereit dazu, mit ihr zu reden, wo ich sie doch im Frühjahr 1947 so schnöde im Stich gelassen hatte? Meine Gedanken und Gefühle waren voller Widersprüche. Nun, es war doch nicht verboten, sie einmal in der Kirche während des Gottesdienstes zu sehen und ihr Orgelspiel zu hören.

Jugendliebe

Diesen Wunsch setzte ich alsbald in die Tat um, und zwar in einer Weise, dass ich nun Sonntag für Sonntag von Bad Homburg nach Petterweil zum Gottesdienst fuhr, und das nur, um einen Blick von ihr zu erhaschen. Es war mir dabei klar, dass ich es leicht hatte, sie zu erkennen, sie aber bestimmt nicht in einem älteren, stark veränderten Herrn unter Hunderten von Kirchenbesuchern ihren ehemaligen Freund vermuten würde.

Diese meine Besuche in Petterweil hielten ein Jahr lang an. Was ich dabei hörte war wunderschön, was ich aber sah stand in keinem Verhältnis zu meinen sonntäglichen Anstrengungen. Hinter dem Notenpult der elektronischen Orgel sah ich nur das gelockte dunkelbraune Haar der darunter vermuteten Wilma. Neben der Orgel stand stets ein korpulenter Herr, in dem ich ihren Ehemann vermutete. Nach dem Gottesdienst musterte ich beim Hinausgehen alle Besucher in der Hoffnung, sie zu erkennen. Das Glück war mir lange nicht hold. Meist musste ich, und das eigentlich immer, traurig nach Homburg fahren, ohne sie erkannt zu haben.

Einmal war ich fest davon überzeugt, dass sie es sei und folgte dieser Person unauffällig, bis sie in einem Hause verschwand. Unsicher geworden zweifelte ich an meiner Erkenntnis und war dann fest davon überzeugt, dass es nicht Wilma war.

Verfluchte 38 Jahre, dachte ich, der korpulente, glatzköpfige Herr, der voraussichtlich eine 55-jährige Matrone suchte und sie nicht erkennen konnte. Was hat die Zeit aus uns gemacht, aus dem lockigen Romeo und seiner schönen Julia, resümierte ich. Ich änderte jetzt meine Taktik und stellte mich

in meinem Auto an den Straßenrand und beobachtete alle Wegfahrenden. Sie musste ja nach Wöllstadt fahren, nahm ich als Prämisse an, die zweite bestand darin, dass ein dicker Herr neben ihr sitzen musste. Diese Vorstellung trog aber. Kein Paar dieser Art fuhr an mir vorüber. Stattdessen sah ich oft eine gut aussehende Dame, deren Alter mit dem von Wilma übereinstimmen konnte, allein an mir vorbeifahren. Dies konnte sie sein, dies musste sie sein.

In den folgenden Wochen inspizierte ich ihr Auto gründlich. Der Rosenkranz, der am Rückspiegel hing, machte mich fast sicher in meiner Vermutung. Ich konnte sie nun Sonntag für Sonntag im langsamen Vorbeifahren betrachten und feststellen, dass sie mit ihren 55 Jahren durchaus noch ihre weiblichen Reize besaß. Als Glück betrachtete ich es, dass sie mich nicht erkannte. Nun hatte ich die Möglichkeit, sie in der Unterhaltung mit anderen Leuten vor dem Kirchenportal genauer zu studieren.

Sie war's, ihr charmantes Lächeln, ihre Kontaktfreudigkeit, ihre Art zu reden waren unverwechselbar.

Eines Tages fasste ich mir ein Herz und rief die Wilma von Friedberg aus an. Ich wusste, dass sie drei Kilometer von hier aus entfernt wohnte und dass Friedberg ihre Einkaufsstadt war. Es wäre schön gewesen, wenn ich sie da zufällig getroffen hätte. Da dem nicht so war und ich mich ihr nahe fühlte, wagte ich es, mich ihr akustisch zu nähern. Ich war sehr aufgeregt, da ich ja auch mit einer schroffen Abfuhr rechnen musste. Andererseits verließ ich mich auf ihre sprichwörtliche Kontaktfreudigkeit und ihre wohltuende Freundlichkeit.

Zu meiner großen Freude reagierte sie mit einem herzlichen Erstaunen und rief:

»Alfred, bist du es wirklich?« Sie konnte es nicht fassen, dass ich sie inzwischen oft gesehen hätte, dass ich ihr Auto kannte mit allen Details und vieles inzwischen herausbekommen hatte. Am Ende sagte sie:

»Ruf doch wieder einmal an, aber nicht in den nächsten vier Wochen, mein Mann hat Urlaub und ist zu Hause«. Ich war sehr beglückt über diese Kontaktaufnahme und wunderte mich, dass die sympathische Stimme trotz der 38 Jahre die gleiche geblieben ist.

Nach fünf Wochen meldete sich aber unter der mit Fischer im Telefonbuch eingetragenen Nummer mehrmals keine Wilma. Ich nahm dies für einen Wink des Schicksals und ließ wieder ein Jahr vergehen. Insgeheim hatte ich Angst vor den Konsequenzen einer Begegnung zwischen uns beiden. Die Neugierde und der zwingende Wunsch nach einer Unterhaltung, besser gesagt nach einer Aussprache, ließ mir aber keine Ruhe. Nachdem ich festgestellt hatte, dass sich inzwischen ihre Telefonnummer geändert hat, rief ich nach diesem langen Zeitraum wieder einmal an.

Ich erlebte wieder eine freudig überraschte Wilma, die es sehr bedauerte, mir nicht beim letzten Anruf die geplante Änderung mitgeteilt zu haben. Ich war des Glückes übervoll, als sie mich aufforderte, beim Gottesdienst zu ihr hinauf auf die Orgelempore zu kommen.

Diesmal ließ ich nicht wieder so eine lange Zeit verstreichen sondern stellte mich schon am kommenden Sonntag auf der Empore ein. Ich war voller innerer Unruhe, und Wilma wird es nicht minder gewesen sein. Die ersten Worte, die ich nach einer Pause von 38 Jahren an meine Jugendliebe richten wollte, waren lange vorher einstudiert. Ich vermutete, dass Wilma schon lange vor Beginn des Gottesdienstes von oben zum Eingangsportal schaute in der Hoffnung, mich erkennen zu können.

»Das muss er sein«, dachte sie, als sie einen nicht gerade schlanken Mann von ca. 60 Jahren, bekleidet mit einer hellen Windjacke und dunklen Hosen, hereinkommen sah. Ich war also avisiert, während ich sie mit einem nervösen Herzflimmern nach dem Öffnen der Tür plötzlich vor mir stehen sah.

Sie jetzt in die Arme zu schließen wäre mir etwas theatralisch vorgekommen. Außerdem hätte ich nicht wissen zu können, ob ich nicht sofort mit einer Ohrfeige bedient worden wäre. Später hörte ich, dass sie in dieser Zeit ihrer Vertrauten, der Nichte, gesagt haben soll:

»Der Morys hat sich bei mir gemeldet. Er braucht sich nichts einzubilden. Zwischen uns spielt sich nichts mehr ab«.

So standen wir uns also gegenüber von den widerspruchsvollsten Gefühlen innerlich aufgewühlt. Mit meiner einstudierten Rede war es aus. Ich sagte bestimmt etwas Belangloses, während sie mir einen gefassteren Eindruck zu machen schien. Wir musterten uns zunächst, und ich hatte den Eindruck, dass diese gegenseitige Prüfung nicht grenzenlose Enttäuschung bei einem von uns beiden ausgelöst hätte. Sie war hier die Hausherrin und ich der Gast, deshalb schien sie mir etwas mehr Sicherheit auszustrahlen. Dass wir im Hause Gottes waren, ist uns in diesen Augenblicken wohl nicht bewusst geworden.

Gott sei Dank wurde die beiderseitige Verlegenheit bald durch den Beginn der Hl. Messe beendet, und Wilma musste kräftig in die Tasten greifen. Selbst ihre Beine spielten mit, indem sie damit die Bässe trat. Ich ließ mich gefangen nehmen durch die feierliche Liturgie, das Spiel meines verlorenen Mädchens, den kräftigen Gesang der Gemeinde und den Duft des Weihrauchs, der bis zu uns heraufzog und mir meine Sinne durcheinanderbrachte.

Ich sah im Geiste meine siebzehnjährige Wilma in der Kirche von Ober-Erlenbach neben mir auf der Orgelbank sitzen, sicher ihres Amtes waltend und dann und wann mir lächelnden Gesichts einen verliebten Blick zuwerfen. Wie hatte ich dieses Glück nur so grausam zerstören können?. Es war nicht mehr zurückzuholen. Jetzt konnten wir Zwei nur reden und Erinnerungen austauschen. Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.

Nach dem Gottesdienst, als die Gläubigen die Kirche verlassen hatten, bat Wilma mich, doch auch etwas zu spielen. Ich schlug ihr Notenbuch auf, wo neben einigen Präludien auch kurze klassische Klavierstücke standen. Ich spielte daraus »Erster Verlust« von Robert Schumann. Heute frage ich mich, warum ich auf Anhieb gerade dieses Werk aufgeschlagen hatte. Es war für unsere Situation bezeichnend. Die Melodieführung ahmt das Fallen von Tränen nach, von Kindertränen.

Vor dem Gotteshaus, ehe wir uns verabschiedeten, stellten Wilma und ich gemeinsam fest, dass wir nach der Freude des Wiedersehens uns nicht schon wieder für 38 Jahre trennen müssten. Das Bedürfnis nach einem Wiedersehen und einer ausgiebigen Unterhaltung über die verflossene Zeit war auf beiden Seiten vorhanden. Wir verabredeten uns zu einer bestimmten Uhrzeit auf dem großen Parkplatz in Friedberg.

Von dort aus fuhren wir zum Johannisberg in Bad Nauheim hinauf und wanderten durch einen dichten, dunklen Wald bis hinauf zu einem freien Feld, wo der helle Sonnenschein uns fast blendete. Wir beide waren sehr erregt, und aus der Wilma sprudelte es nur so heraus. Ihr ganzes Leben von 1947 bis zur Gegenwart lief durch ihre Schilderung in der Vorstellung meines Geistes an mir vorbei.

Ich nahm sie an der Hand, um meine Anteilnahme spürbar werden zu lassen.

Und nun hörte ich, dass mein geliebtes Mädchen von damals nach unserer Trennung von ihrer Mutter, der sie wegen ihrer Strenge aus Angst fast hörig war, in eine Ehe hineingedrängt wurde, in der sie weder Glück noch Erfüllung gefunden hat.

»Willy«, sagte die Mutter, »ist ein anständiger Bursch, hat einen Beruf und wird einmal das Einfamilienhaus erben«. Diesen Kriterien konnte sich Wilma nicht entziehen, wenn sie den familiären Frieden nicht gefährden wollte.

Fast 40 Jahre neben einem ungeliebten Mann herzuleben ist wohl ein Kreuz, das schwer zu tragen ist. Wilma glaubte am Anfang der Ehe, dass Liebe vielleicht in der kommenden Zweisamkeit sich entwickeln könne. Aber diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Dieser Mann war geizig, er gab ihr noch nicht einmal das ihr zustehende Taschengeld. Er Mann spielte den Pascha und ließ sich bedienen.

Als Putzfrau und Haushaltshilfe schuftete sie sich vormittags ab, während die Kinder im Kindergarten oder in der Schule waren. Am Sonntagvormittag und anderen kirchlichen Festtagen erlaubte er ihr, die Orgel zu spielen, um ab und zu etwas von ihrem sauer verdienten Geld abzuzweigen. Am Nachmittag um vier Uhr war für den Ehemann der Arbeitstag zu Ende, damit er sich beim Fernsehen, die Zigarette ständig in der Hand haltend und auf dem Sofa liegend, seiner »hart verdienten« Muße hingeben konnte. Dabei saß er tagsüber vorwiegend nur im Büro und verkaufte für die Raiffeisengenossenschaft Produkte an die Bauern der Umgegend.

Es war nicht verwunderlich, dass mich Wilmas Lebensbeichte tief aufwühlte. Dies hätte ich früher wissen müssen. Wie gern hätte ich sie nach dem Tod meiner Frau Else aus dieser tristen Ehe herausgerissen und befreit. Wie hätte sich meine Mutter gefreut, von ihr betreut zu werden. Sie hatte doch schon 1947 den Wunsch, Wilma einst als Schwiegertochter in die Arme schließen zu können. Vielleicht hätte man sogar den geistigen Verfall meiner Mutter aufhalten können!

Gedanken über Gedanken strömten auf mich ein. Ich war auf einmal tief traurig, dass das Schicksal so herzlos an uns vorübergelaufen war und uns ein gemeinsames Glück nicht gegönnt hat. Meine Schuld, dachte ich tief betroffen.

Im Anschluss an unseren Spaziergang, der von zwei Lebensschicksalen auf das Tiefinnigste geprägt war, lud ich Wilma zu einem Kaffeestündchen in das Restaurant »Johannisberg« ein. Zuvor genossen wir von dort die herrliche Aus-

sicht über Bad Nauheim und die Wetterau. Wir werden in diesem Augenblick wohl das Gleiche gedacht haben: Warum nur haben wir so lange auf schöne gemeinsame Erlebnisse verzichten müssen?

Nach all den trübsinnigen Gedanken, denen wir uns lange hingegeben hatten, brach aus uns neue Lebensfreude, wohl wegen des lang erhofften Wiedersehens, und wir erzählten uns lustige Begebenheiten aus früherer Zeit, und ich machte meinem Ruf als guter Witzeerzähler alle Ehre. Wir lachten und scherzten wie Teenager. Plötzlich griff Wilma an meinen Hinterkopf, streichelte meinen spärlichen Haarkranz und sagte schelmisch:

»Da war früher mal ein dunkles, gelocktes Haupthaar, das so manches Mädchenherz höher schlagen ließ.«

Ich sagte dabei nur trocken: »Streichele nur und lass höher schlagen«.

Im Auto dann gab ich ihr zaghaft einen scheuen Kuss, den sie ohne Widerstreben hingenommen hatte. Wir fuhren nun schweigsam und versonnen nach Friedberg. Vor der Abfahrt meinte nur Wilma, dass wir auf äußere Bekundungen unserer Sympathie im Auto verzichten sollten; denn viele Wöllstädter hielten sich im Raum von Bad Nauheim und Friedberg auf.

Wie erstaunt war ich aber und beglückt, als Wilma mich plötzlich in die Arme nahm und leidenschaftlich küsste. Dies fand in Sekundenschnelle statt, und flugs war sie im Gewirr der vielen Autos auf dem großen Parkplatz verschwunden.

Ich genoss den schönen aber doch so schmerzlich empfundenen Nachmittag noch einige Augenblicke nach und fuhr dann gedankenschwer und von Sorgen für die Zukunft umschattet nach Bad Homburg.

Alte und neue Liebe

Am kommenden Sonntag fuhr ich wieder nach Petterweil und ging ungeniert hinauf zur Empore. Der dicke Herr, den ich zuerst für Wilmas Ehemann gehalten hatte, entpuppte sich als ein Bauer, der wohl auch in ihrer Nähe sein wollte oder die Gemeinde und den Gottesdienst lieber von oben genoss.

Nach dem Gottesdienst, der wie stets auch dank Wilmas Einfühlungsgabe und ihrem Können sehr feierlich und ein-drucksvoll bei einer immer voll besetzten Kirche zu Ende ging und die letzten Beter das Haus verlassen hatten, küsste mich meine süße Organistin, deutete auf das über dem Altar-raum herabhängende schwere Kreuz und sagte:

»Er hat's auf jeden Fall gesehen, dass ich dich immer noch lieb hab.«

Nun schrieb ich mit zitternder Hand meine Wiesentaler Adresse auf einen Zettel, gab ihn ihr und bat sie, mich dort einmal in meiner Einsamkeit zu besuchen, damit wir unsere Fähigkeiten im vierhändigen Klavierspiel nach so langer Zeit wieder aufnehmen können.

Wilma wird wohl in diesem Augenblick weniger an die Etüden von Czerny oder Clementi gedacht haben als an die Folgen, die aus einer glücklichen Zweisamkeit entstehen können, und zwar einer Zweisamkeit mit vier Händen, wo alle Möglichkeiten offenstehen. Es war deshalb nicht verwunderlich, dass sie zögerte, aber dann doch ihr Kommen schließlich in Aussicht stellte. Ob sie wohl an die Möglichkeit gedacht hat, ein zweites Mal wie vor 38 Jahren verlassen werden zu können?

Pünktlich zur vereinbarten Zeit fuhr meine Liebe in ihrem kleinen Polo vor meinem Hause vor. Ich kam ihr voller Erwartung, sicher mit stark erhöhter Pulsfrequenz, entgegen und begrüßte sie herzlich. In der Wohnung angekommen, löste sich der lang anhaltende Gefühlsstau und artete in einer leidenschaftlichen Küsserei und Umarmung aus, die im Bett endete, wo wir alles nachholten, was wir in unserer scheuen, keuschen und zurückhaltenden Winterliebe von 1946/47 versäumt hatten.

Für uns begann nun im Herbst des Lebens ein Frühling, wie wir ihn damals in unserer Unerfahrenheit und Naivität nicht hätten vorstellen können. Wir liebten uns und waren glücklich, sehr glücklich. Wir hatten plötzlich viel Zeit für uns. Wilma weinte im Bett, sie weinte Freudentränen. Alles schien sich für uns in Wohlgefallen aufzulösen. Die Sterne standen für uns günstig, oder war es etwa der liebe Gott, der uns dieses lang entbehrte Glück gönnte, trotz seiner Gebote? Der Teufel konnte wohl an der Erfüllung einer reinen Liebe nicht interessiert sein. Ich hatte hier wohl in dem abgelegenen Wiesental die Möglichkeit, lange insgeheim ein Märchen wahr werden zu lassen.

Meine Frau Jutta war anscheinend an meiner Treue nicht sonderlich interessiert, sonst hätte sie mich nicht so lange allein gelassen. Wilmas Mann war berufstätig und durch die jahrelange Bindung an eine Nachbarin mit anderen Interessen absorbiert. Wilmas Arbeitgeberinnen waren zu jeder Alibi-funktion bereit. Unsere Situation im Verhältnis zu unseren beiderseitigen Ehepartnern war so günstig, dass wir sogar, ohne ein großartiges Lügengebäude aufzubauen, gemeinsam verreisen konnten.

So verbrachten wir eine volle Woche des Glücks in einem wunderschönen Landhaus in der Nähe von Nassau an der Lahn. Es gehörte einer der Arbeitgeberinnen, zu der Wilma

ein fast freundschaftliches Verhältnis hatte. Für meine Frau besuchte ich Verwandte in Bayern.

Natürlich fühlte ich mich in diesem Lügengebäude trotz des inneren Glücks nicht wohl. Ich staunte vor mir selbst, dazu fähig zu sein; denn mein Leben verlief im Durchschnitt so gradlinig, dass ich zu größeren Unwahrheiten in meinem Leben nicht aus Not zu greifen brauchte.

Unser beiderseitiges Glück schien ungetrübt zu sein bis auf die Tatsache, dass wir nicht zusammen wohnen konnten. Aber auch da spielte uns das Schicksal alle Trümpfe zu.

Meine Frau Jutta kam nach mehreren Monaten hinter die Machenschaften meine und machte mir zunächst die Hölle heiß. Sie befürchtete ein Scheidungsverfahren und sah zunächst ihre Felle wegschwimmen. Sie machte sich Sorgen um die Absicherung im Alter, die in der Ehe mit einem Beamten gesichert war.

Leid und Eifersucht, die aus Liebe erwachsen, waren nicht vorhanden; denn Jutta liebte mich nicht. Als sie erfuhr, dass ich mich nicht scheiden lassen wollte, dass sie meine Eigentumswohnung weiter bewohnen konnte; dass sie neben ihrer Rente von mir 400 DM monatlich bekommen sollte, die Umlagen der Wohnung nicht zu tragen brauchte und Telefon und ihre Krankenzusatzversicherung von mir beglichen bekam, legte sich ihr Unmut. Später heute fand sie meine Wilma ganz passabel und duzte sich sogar mit ihr.

Trotz der günstigen Begleiterscheinungen verlief das Zusammenkommen zwischen Wilma und mir doch nicht so ganz ohne seelisches Leid und starke nervliche Belastungen ab. Neben all dem Glück und der Freude im Einswerden unserer Liebe blieben die schmerzlichen Erfahrungen im allgemeinen und im besonderen mit unseren Ehepartnern nicht aus.

Willy Fischer betrachtete trotz einer Trennungsvereinbarung seine Frau nach wie vor als sein Eigentum. Abscheu und

Aversion erfüllten sie, sie zeigte ihrem Mann die Krallen und bedauerte es im tiefsten, nicht schon viel früher sich von diesem Menschen getrennt zu haben.

Meine Schwierigkeiten, diese Jahre der Veränderungen durchzustehen, lagen auf einem ganz anderen Gebiet. Ich hatte religiöse Skrupel schlimmster seelischer Art. Für mich war das Sakrament der Ehe nach wie vor unauflösbar. Ich kam mir als großer Sünder vor, als Ehebrecher und wagte jahrelang nicht, zur hl. Kommunion zu gehen. Ich machte mir Selbstvorwürfe und klagte mich an, jahrzehntelang Dinge als Religionslehrer gelehrt zu haben, die ich jetzt mit Füßen trat.

Als ich eines Tages mit Wilma zusammen einer Brautmesse in einer schönen bayrischen Barockkirche beiwohnte, sprach ein rhetorisch hochbegabter Jesuitenpater über den Sinn und die Bedeutung der Ehe. Es schien mir, als wenn dieser Priester nur für mich diese Predigt gehalten hätte. Ich war geistig und seelisch am Boden zerstört. Dieser Widerspruch von Liebe und religiöser Notwendigkeit vor Gott machte mich fertig. Dabei ist doch merkwürdigerweise dieser Jesus Christus ein Gott der Liebe. Hier rangen Gottes- und Menschenliebe in meinem Innern.

Da der Frauenarzt zur selben Zeit in der Brust meiner Frau einen Knoten entdeckte, der im Krankenhaus als bösartig erkannt wurde, war der Entschluss bei mir gefallen: gegen die Liebe, für die Ehe.

Ich schrieb also nach dem schönen Urlaub mit Wilma einen Scheidebrief, der an Wilmas Arbeitgeberin adressiert war, damit er dem Ehemann nicht in die Hände fiel. Wegen dieser Grausamkeit kam ich mir charakterlich sehr schlecht vor. Ich kam mir vor wie Abraham, der seinen Sohn Isaak auf Gottes Gebot schlachten sollte. Fortwährend dachte ich an Wilmas seelische Reaktion, die beim Lesen des Briefes heftigste Gefühlsstürme auslösen musste, da er unvorbereitet wie eine Bombe einschlagen musste.

Hoffentlich kann sie das seelisch verkraften, dachte ich. Wie ein Schwein kam ich mir vor, zumal es nach ca. 40 Jahren das zweite Mal war, wo ich die Absicht hatte, Wilma zu verlassen.

Beim Lesen des Briefes war es Wilma, als wenn man ihr den Boden unter den Füßen weggezogen hätte. Sie weinte herzerreißend, und eine Welt brach bei ihr zusammen. So hatte ich die Reaktion eingeschätzt und konnte nicht helfen. Ihre Arbeitgeberin, die mit der ganzen Entwicklung vertraut war, meinte:

»Aber so etwas kann er doch mit ihnen nicht machen!«

Am Abend war Wilma ganz aufgelöst vor Schmerz und Gram. Die Verzweiflung brach aus ihr heraus, sie richtete sich halb auf, faltete die Hände so fest zusammen, dass die Finger weiß wurden und rief bittend und zugleich anklagend:

»Herrgott, hilf mir, lass mich nicht zugrunde gehen!« Dieser Ruf war wohl so eindringlich, dass sich ein barmherziger Gott dem nicht entziehen konnte.

Ich hatte mit Jutta eine Aussprache mit dem Ziel, unsere Ehe wieder ins rechte Lot zu bringen. Ich hatte sogar die Absicht, ganz von Wiesental nach Homburg zu gehen, um, wie es sich für Eheleute eigentlich gehört, ganz zusammen zu sein. Jutta war aber der Meinung, dass sich unsere Ehe nicht wieder ganz reparieren ließe. Es kam im Laufe der Debatte ein so heftiger Streit auf, dass wir zornentbrannt jeder sein eigenes Zimmer aufsuchte. Es war die gleiche Zeit, in der Wilma Gott so leidenschaftlich um seine Hilfe anflehte.

Am nächsten Morgen war Jutta nach wie vor der gleichen Auffassung. Sie blieb hartnäckig und sagte bestimmt:

»Du kannst hingehen und deine Geliebte anrufen und bei ihr bleiben!« Ich tat dies sofort, wählte die Nummer von Wilmas Arbeitgeberin – es war nach acht Uhr, und Wilma musste da sein, wenn sie sich nicht krank gemeldet hat – und hatte

Wilma Gottseidank an der Strippe. Meine ernste und unumstößliche Botschaft lautete:

»Wilma, verzeih mir, die Würfel sind gefallen! Ich werde dich niemals wieder verlassen, bis an mein Lebensende nicht!« Dann packte ich meine Sachen und reiste nach Wiesental.

Jetzt endlich konnte ich ganz für Wilma da sein, die dringend meine Hilfe brauchte. Ihr Nervensystem war schon arg strapaziert, da ihr Ehemann versuchte, sie zu tyrannisieren. Sie kam allerdings oft zu mir nach Wiesental, und er konnte sie nicht demoralisieren. Schließlich reichte er die Scheidung ein die sich über einen langen Zeitraum hinzog und nervenaufreibend war. Doch auch dies war schließlich überstanden.

Wilma und ich sind seit der Scheidung im Jahre 1999 in Wiesental ganz zusammen. Wir lieben uns und sind glücklich und hoffen, dass uns der Herrgott ein gemeinsames langes Leben in geistiger und körperlicher Frische schenken möge als Ausgleich für das lange Fernsein voneinander.

Hätten wir damals 1948 geheiratet, so hätten wir unser 50-jähriges Ehejubiläum feiern können. Die Ehefrau Jutta lebt getrennt von mir, aber dem Gesetz nach ungeschieden weiter in meiner Eigentumswohnung in Bad Homburg und hat die Lebensqualität beibehalten, die sie seit der Eheschließung in Anspruch nehmen durfte. Mich als Mann vermisst sie nicht.

Während ihrer langen Krebserkrankung standen Wilma und ich ihr hilfreich zur Seite und kümmerten uns um sie. Heute, nach acht Jahren ist es immer noch fraglich, ob sie es schaffen wird, gesund zu werden oder ob sie daran zugrunde gehen wird. In diesem Falle wird sie unseren Beistand bis an ihr Lebensende haben.

Danach werden Wilma und ich heiraten, was wir eigentlich schon vor einem halben Jahrhundert hätten tun sollen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Es wäre durchaus im

Bereich des Möglichen, dass einer von uns Beiden zuerst stirbe. Dann bliebe dem Zurückgelassenen nur übrig, zu sagen:

»Herr, Dein Wille geschehe.«

Betrachtungen zu Tod und Zukunft

Zum Schluss meiner Aufzeichnungen liegen mir noch einige Überlegungen und Wünsche am Herzen, die allen Lesern meiner Memoiren tieferen Aufschluss über mein Inneres geben sollen. Ich weiß nicht, ob irgend jemand so viel Geduld aufbringen kann, sich mit dem Lebensweg eines Durchschnittsbürgers eines anderen Menschen intensiv zu befassen.

Für Jugendliche könnte es interessant sein, diesen Lebensweg als Anschauungsmaterial zu studieren, da sich doch sehr viel über einen Menschen und seine geschichtlichen Zeitumstände herauslesen lässt. Sollte es keiner tun außer meinen Nachkommen, so ist es mir auch recht, und ich betrachte dann die Arbeit als Übung, um nicht im Alter geistig zu verkalken.

Je näher ich dem Ende meiner Laufbahn als handelnder und fühlender Mensch komme, umso mehr beschäftige ich mich mit dem Leben und dem jetzigen Zustand meiner Mutter Anna, meiner Ehefrau Els, meinem Vater Emil und leider auch mit Wilma. Ihr viel zu früher Tod blieb mir nicht erspart. Doch davon mehr im nächsten Kapitel.

Vieles von dem Glück und dem Schmerz meiner Lieben ist mir bekannt, aber ebenso Vieles bleibt mir verborgen, und sie entrücken mir zu meinem Leidwesen immer mehr.

Wo sind sie jetzt? Sind sie glücklich? In was für einer Dimension ihres Seins existieren sie? Sind sie für das Gute im irdischen Leben belohnt und für ihre Schwächen, Unzulänglichkeiten und schuldhafte Verfehlungen oder Unterlassungen bestraft worden? Wenn ich für die Vier jetzt entscheiden könnte, würde ich sie allzu gern in das Zentrum der Glückseligkeit, der vollkommenen Harmonie, kurz gesagt in die

Nähe unseres unfassbaren, großen Schöpfers und Gottes setzen. Mir bleibt heute nichts anderes übrig, als für das Gute, das sie mir gegeben, zu beten:

»Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und dein Licht leuchte ihnen.

Vergüte meiner Mutter die unsägliche Angst um ihren einzigen Sohn während des Krieges und den Schmerz, den geliebten Ehemann in den Weiten Russlands ohne ein Lebenszeichen verloren zu haben.

Verzeihe meiner lieben Frau Else ihre ideologischen Verirrungen in der Nazizeit, aber belohne sie für alle Opfer und ihre Hingabe in der Erziehung der Kinder, ihren vehementen geistigen und nervlichen Einsatz in ihrem Beruf als Lehrerin und in ihrer Liebesbereitschaft zu ihrem Ehemann.

Meinem Vater Emil verzeihe alle seine Schwächen. Er hat dafür bezahlt schon zu seinen Lebzeiten in einer grausamen Verschleppung und seinem einsamen Sterben ohne den Beistand seiner lieben Frau und des Sohnes.

Herr, mache sie glücklicher als in ihrem irdischen Leben.«

Für meine Kinder und die vier Enkelkinder, heute auch Ur-enkelinnen, hege ich auch einige Wünsche und Überlegungen. Sie sind in den Wohlstand, in größere Fürsorge, in eine lange friedvolle Zeit mit guten Ausbildungsmöglichkeiten hineingeboren worden. Sie werden von Natur aus weichlicher, schwächer und ichbezogener sein. Die Härte und Entbehrungen, die unsere Generation erdulden musste und stark dabei wurde, führten zum grandiosen Wiederaufbau Deutschlands aus geistigen und materiellen Trümmern.

Es wäre wünschenswert, wenn die folgenden Generationen das Erreichte halten könnten und es nicht aufs Spiel setzen durch Leichtfertigkeit und einen gewissen Lebensüberdruß, der aus dem Wohlstand und der übersteigerten Freiheit und ihrem Missbrauch resultieren könnte. Die Sorglosigkeit und die Übersättigung mit irdischen Gütern könnte auch zu

einem Verlust des christlichen Glaubens führen; kurz gesagt, der Glaube an Gott kann schwinden, und damit würde das Fundament, das uns alle trägt, brüchig werden und beim nächsten Sturm alles zum Einsturz bringen.

Dies ist meine Sorge. Nur mit Gott, dem Halten seiner Gebote und der Achtung vor seinem Naturrecht ist Segen, Harmonie und Frieden zu erwarten. Was aus Gottlosigkeit und den damit verbundenen atheistischen Ideologien zu erwarten ist, haben uns der Nationalsozialismus und der Bolschewismus gelehrt, nämlich Chaos und Untergang.

Eine weitere Sorge von mir hängt mit dem Wohlstand in unserem Volk zusammen, mit dem Geld, das inzwischen zu Billionen die privaten Bankkonten füllt und der damit verbundenen Macht. Pessimistisch stimmt mich der Gedanke, dass die Völker und damit jeder einzelne Mensch allzu wenig aus der Geschichte lernen und dem Widersacher Gottes, dem Satan, so oft Tür und Tor öffnen.

Hier hilft nur eins, das Gebet, wie es der katholische Dichter Reinhold Schneider in den apokalyptischen Zeiten des Zweiten Weltkriegs zum Ausdruck brachte, und zwar in seinem Gedicht:

Allein den Betern kann es noch gelingen.

Werden diese beiden Dinge, Macht und Geld, den Menschen schaden oder helfen?

Allein den Betern kann es noch gelingen

*Allein den Betern kann es noch gelingen,
das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten
und diese Welt den richtenden Gewalten
durch ein geheiligt Leben abzurufen.
Denn Täter werden nie den Himmel zwingen:
Was sie vereinen, wird sich wieder spalten,
was sie erneuern, über Nacht veralten,
und was sie stiften, Not und Unheil bringen.
Jetzt ist die Zeit, da sich das Heil verbirgt,
und Menschenhochmut auf dem Markte feiert,
indes im Dom die Beter sich verhüllen.
Bis Gott aus unsern Opfern Segen wirkt,
und in den Tiefen, die kein Aug entschleiert,
die trocknen Brunnen sich mit Leben füllen.*

Geschrieben während des Krieges

Nachwirkungen

Inhalt

Der Krieg und seine unselige Wirkung bis weit in die Friedenszeit hinein.	361
Bytom 2013.	388
Wilma	391
Foto-Galerie	394
Bildnachweis	400

Der Krieg und seine unselige Wirkung bis weit in die Friedenszeit hinein

Es ist nun schon über 70 Jahre her, dass der unselige zweite Weltkrieg sein Ende gefunden hat. Dennoch lassen mich die Erlebnisse von damals nicht in Frieden und ich habe erneuten Anlass gefunden, die wichtigsten Geschehnisse noch einmal mit einem erweiterten Blickwinkel niederzuschreiben.

Zwar hatte ich dies schon vor Jahrzehnten getan und die entsprechenden Aufzeichnungen finden sich unverändert im ersten Teil dieses Buches. Die Ereignisse sind weitgehend unverändert in meinem Gedächtnis vorhanden, und ich schreibe sie nochmals so auf, wie ich sie in Erinnerung habe. Dadurch wird sich vieles wiederholen, was bereits im ersten Teil zu lesen ist. Doch nicht zuletzt mit Hilfe meiner Kinder ergaben sich neue Ansätze der Betrachtung:

Mein Sohn Michael, in seiner Bereitschaft seinem fast 90 jährigen Vater eine große Freude zu bereiten, verwirklichte den Gedanken, mich auf eine große Reise mitzunehmen. Aus Berufsgründen fuhr er ein feudales Auto, das nebenbei Ferienerreisen zu einem ungeahnten Spaß werden ließ. Auf diese Art und Weise gab er mir die Möglichkeit, meinen Kriegseinsatz bei der Kriegsmarine an der Atlantikküste in der Seefestung Gironde-Süd noch einmal aufleben zu lassen. Gleichzeitig konnte von meiner Seite aus der Versuch unternommen werden, meinem Sohn Michael, der in einer langen Friedenszeit aufgewachsen war, die höchste Bitterkeit im Erleben von Gefahren des Krieges zu verdeutlichen.

Sein Verständnis war durch das Lesen eines Buches über die deutschen Seefestungen, die bis zum Kriegsende in deutscher Hand waren, vorgebildet. Auf unserer Reise war es mir möglich, ihn an alle Schauplätze meiner Kriegserlebnisse zu

führen. Er sah die Spitze des Zerstörers Z 24, eines der letzten Kriegsschiffe Deutschlands im Atlantik, aus dem flachen Wasser der Gironde-Mündung herausragen. Michael hatte gelesen, dass unser Zerstörer durch häufige Moskitojagdbomberangriffe, die in der Morgen- oder Abenddämmerung stattfanden, völlig durchlöchert und schließlich durch neue Unterwassersprengkörper am 24.8.1944 um 1.00 Uhr gesunken war.

Erwähnungswürdig ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass dabei durch den feindlichen Beschuss von ca. 30 Moskitojagdbombern ein Stahlmantelgeschoss von 2 cm in meine Gasmasken-Büchse eingedrungen und dort stecken geblieben ist. Bemerkenswert und kaum zu verstehen ist auch, dass dies ca. 7-8 cm vor meinem Herzen geschah. Ich hatte die Gasmaske im angewinkelten linken Arm, hatte wegen der besonders heißen Tageshitze nur die Turnhose an und den Stahlhelm auf dem Kopf (Gasmaske und Stahlhelm waren Vorschrift für jeden Mann der Besatzung bei Angriffen dieser Art).

Ähnliche Ereignisse erlebte ich mehrmals, sie versetzten mich noch heute in Staunen und sie sagen mir, dass mein Schutzengel es darauf angelegt hatte, mich heil den Krieg überstehen zu lassen. Auch in meinem hohen Alter, wo Schwäche, Unsicherheiten im Gleichgewicht Stürze möglich machen, bin ich jahrelang vor Schaden bewahrt worden. Ich betrachte meinen Schutzengel deshalb als meinen besten Freund, spreche mit ihm und danke ihm. Im Gebet mit meinem Herrn und Heiland findet er oft lobende Erwähnung und ich danke auch besonders dafür, dass unser liebender Sohn Gottes ausgerechnet diesen Engel an meine Seite gestellt hat.

Schon direkt im Anschluss an meine Einberufung musste mein Schutzengel Höchstleistung leisten, und ich möchte die Er-

eignisse, die zu meiner Stationierung in Gironde-Süd führten, hier noch einmal zu Papier bringen.

Laut Marschbefehl im Mai 1944 hatte ich mich an Bord des Zerstörers Z 24 zu melden, der im Hafen von Bordeaux lag. Das löste nach der langen Zeit der Ausbildung – in Sicht auf Schiffsführung, im Morsen, Winken, Standortbestimmung auf See – eher Neugierde aus, etwas zu erleben, was der Langeweile entgegenstand. An den Tod zur See hatte ich in keiner Weise gedacht.

Am Bahnhof in Gotenhafen verabschiedete ich mich von einem Mädchen namens Irene Sperling aus Szukken im Memelland. Die Eltern hatten sie aus Sorge vor den anrückenden Russen zu Onkel und Tante geschickt. Traurig wegen des Abschieds und der Ungewissheit des Wiedersehens drückte ich das hübsche Mädchen an mich und küsste es zum ersten Mal. Mein Bedürfnis nach Liebe war in meinen 18 Lebensjahren als Einzelkind unglaublich gestiegen, und das weibliche Element war für mich ein unbekanntes Eldorado voller unbekannter Reize. Es begann süß, musste aber streng wegen einer »Pflichterfüllung« verschoben werden, die unverschuldet Millionen von Männern und Frauen auferlegt wurde.

Irene habe ich weder wiedergesehen noch etwas von ihr gehört oder gelesen. Die Wilhelm Gustloff, vor Anker im Hafen von Gotenhafen liegend, könnte auf der Fahrt in der eiskalten Nordsee durchaus Irenes Grab geworden sein, als das Schiff von einem russischen Torpedo getroffen wurde und Tausende von hoffnungsfreudigen Menschen im Januar 1945 in den Tod gerissen wurden.

Ich fuhr also im Juli 1944 als Marinesoldat alleine los, begleitet von meinem traditionellen Seesack und wusste nicht, was auf mich wartete. Es war eine Reise quer durch Deutschland und Frankreich, von Nordost bis Südwest. Was in 1-2 Tagen zu bewältigen gewesen wäre, dauerte länger als eine Woche. Ich war am Anfang der Reise voller Optimismus.

Durch den propagandistisch aufgeblähten Siegeswillen konnte ich mir nicht ausmalen, wie ein zunächst siegreiches Volk in einem zermürenden Krieg in Russland, Frankreich, Italien, dem Balkan und auf See einer hochgerüsteten alliierten Armee standhalten sollte. In dieser geistigen Verblendung wurden mir nach und nach die Augen geöffnet. Diese Reise wurde zu einem Alptraum, wobei die größte Gefahr mir gar nicht bewusst war, die nämlich von der Résistance ausging, dem französischen Untergrund, der alles Deutsche hasste.

Man witterte nach der Invasion den Sieg. In dieser Situation fuhr ich durch Südfrankreich. Züge fielen aus, deutsche Militärlastwagen brachten mich weiter. Die Stadtkommandanturen befanden sich zum Teil in Auflösung. Die Verteidigung der südfranzösischen Küste wurde nach der Invasion der Alliierten aufgegeben. Die deutschen Streitkräfte waren vom Nordwesten und Süden aus auf dem Rückzug. Frankreich konnte nach fast vierjähriger Besatzung auf völlige Freiheit hoffen.

Mir war vieles unbekannt, meine Vorstellungen nährten sich von ständigen Siegesnachrichten sowie der Versicherung, die militärische Lage zu beherrschen. Das war für mich in dieser Situation auf dem gefährlichen Weg psychologisch gesehen, hilfreich.

Ich erinnere mich an einen Spaziergang durch Toulouse, weil mein Zug, so erfahren in der städtischen Militärkommandantur, erst in einigen Stunden in Richtung Bordeaux abgehen sollte. Ich traf dabei auf keinen deutschen Soldaten, was mich sehr verwunderte. Die Franzosen nahmen den deutschen Soldaten einfach nicht zur Kenntnis, oder ich bemerkte kalte Ablehnung in den Augen Vorbeigehender. Angst und Einsamkeit machten sich bei mir bemerkbar. Ich begab mich schnell wieder in die Kommandantur. In Bordeaux erfuhr ich zu meinem Schrecken, dass mein Zerstörer vor einer halben Stunde den Hafen verlassen hatte und sich auf der Fahrt

durch die Garonne in die erweiterte Gironde befand. Erst im Hafen von Le Verdon-sur-Mer, an der Spitze des Festlandes könne ich an Bord gehen. In mir bereitete sich Angst aus, doch immer noch mit dem Bewusstsein, die französische Vichy-Regierung werde unter dem Diktat der deutschen Besatzung die innere Sicherheit gewährleisten.

Meine Fahrt begann damit, einen Nebenbahnhof ausfindig zu machen. Dabei durchquerte ich ein anrühiges Hafengebiet finsterner Art. Erschreckt war ich, als eine merkwürdig aussehende »Dame« mich am Arm ergriff und in ein Nebengebäude hineinziehen wollte. Sie hatte knallrote Lippen, war auffällig leicht gekleidet und selbst die Fußnägel waren knallrot angemalt. Ich erschrak und hatte plötzlich Angst. »Du, Matrose, komm f...«

Äußerst aufgeregt murmelte ich etwas vor mich hin, drückte meinen Seesack heftig an mich und lief davon. Ich war mit meinen 19 Jahren noch »Jungfrau«. Sexualität zum ersten Mal auf diese Art und Weise zu erleben war für mich höchst abschreckend und ich dachte gleichzeitig an Partisanen, die hier ungefährdet töten könnten. Jeder gehasste »Boche« auf die Fahne des Sieges geschrieben, brachte Ruhm und Ehre. Atemlos kam ich an diesem »Bahnhof« an, der einer üblichen Haltestelle ähnlicher war. Viele Menschen, Männer, Frauen auch Kinder mit einem Schulranzen, stiegen in den Zug ein, der nur aus drei anhängenden Wagen hinter einer kleinen alten Lokomotive bestand.

Mich, den auffälligen Mitreisenden beachtete man nicht, nur einige ältere Frauen zeigten mitleidiges Interesse für den sehr jungen hübschen dunkelgelockten Deutschen. Ich war in der Situation durchaus nicht glücklich. Viele Gedanken quälten mich. Ich war ein gefährdeter Fremdkörper.

In einer etwas größeren Ortschaft, wo Türme einer Ölraffinerie in die Luft ragten, hielt der Zug, und die Leute stiegen alle aus. Bombentrichter, zerstörte Häuser und eine beschä-

digte Raffinerie waren zu sehen. Eine deutsche Kommandantur war wegen der Bedeutung des Ortes vorhanden. Ich erfuhr hier Näheres über den weiteren Weg. Die Bahnfahrt war zu Ende, es waren noch etwa 60 Kilometer bis zu meinem Zielort. Ein deutscher Lastwagen, bewaffnet mit einem fest-sitzenden Maschinengewehr und einigen mitreisenden Soldaten, stand bereit zur Fahrt nach Le Verdon-sur-Mer. Ich war froh, wieder unter Landsleuten zu sein und deutsch sprechen zu können.

Man wunderte sich über mich und meinen Auftrag. Die Kameraden behaupteten, deutsche Soldaten kämen nicht mehr zu westlichen Einheiten, eher würde demnächst ein Gegenstrom einsetzen, ein Rückfluss aus Westfrankreich in Richtung Deutschland. Ich fiel aus allen Wolken. Eigentlich waren Reden dieser Art verboten. Ein Soldat wollte scherzen und sagte süffisant: »Wärs Du bei einem einsamen französischen Bauer als Hilfskraft geblieben, dann wäre der Krieg für Dich zu Ende gewesen.« Ich war von diesem Defätismus überrascht. Das hatte mit früherer deutscher Überheblichkeit und dem eingebläuten Siegeswillen nichts mehr zu tun. Mir fiel eine Welt zusammen. Auf dem fahrenden Lastwagen erfuhr ich, unbewaffnete Soldaten durften nicht mehr allein unterwegs sein. Es sollten immer drei oder besser vier zusammen sein. Lastwagen müssten ein leichtes Maschinengewehr mitführen.

Immer unsicherer werdend, sah ich bald meinen Zerstörer auf Reede in der breiten Gironde-Mündung liegen. Ich hatte nicht das Gefühl, in einem sicheren Hafen zu landen. Durch Funkübermittlung wurde vom Hafen aus der Schiffsführung mitgeteilt, ein Matrose III (Laufbahn) namens Alfred Morys wolle an Bord. Ein sich bald näherndes Beiboot mit einem Leutnant zur See nahm meine zackig durchgeführte Meldung entgegen und meinte erstaunt:

»Mit einem Zugang haben wir schon lange nicht mehrgerechnet. Steigen Sie ein!« Selbst wortlos und in allgemein depressiver Stimmung hörte ich ihn sagen:

»Wir und ich in besonderen Maße wundern uns, dass Sie auf Ihrer langen und unsicheren Reise trotz der starken Partisanentätigkeit hier angekommen sind.«

Langsam wunderte ich mich selbst darüber. An Bord kümmerte sich niemand um mich und ich wurde gleich in eine hektische Unruhe hineingenommen. Es ertönte im Lautsprecher des Schiffes in klirrendem lauten Ton der Buchstabe F für Fliegerangriff und alles sauste die Auf- und Niedergänge zu ihren Bestimmungsstandorten, meist an den Abwehrwaffen und machte sich fertig zur Abwehr feindlicher Moskitojagdbomber. Ich wurde mitgerissen, denn ich wusste ja nicht, wohin ich in dieser 360 Mann starken Besatzung gehörte.

Es wurde oft geübt und die Abend- oder Morgendämmerung war die beste Zeit für die feindlichen Flugzeuge, uns zu überfallen. Man teilte mir, so bald ein wenig Ruhe eintrat, einen Schlafplatz zu. Da es auf dem ganzen Schiff keinen freien mehr gab, musste ich im Kartenraum auf dem Sofa nächtigen. In der Nacht unternahm der Zerstörer eine See-reise nach La Rochelle und kam am Morgen zurück. Ich wurde dabei erheblich seekrank und befand mich in einem schlimmen Zustand. Ein anderes Mal fuhren wir die 100 Kilometer zum Hafen von Bordeaux. Dort holten wir aus den riesigen Verpflegungslagern alles heraus, was wir brauchten. Danach wurden diese gesprengt. Fehlende Munition wurde ins Schiff gebracht und ich musste zum ersten Mal Granaten über kurze Strecken tragen.

Nach einer kurzen Schießerei und einer Explosion verließen wir Ende Mai den Hafen. Wie ich nach dem Krieg erfuhr, rüsteten sich zu dieser Zeit alle deutschen Soldaten, die Hafenstadt Bordeaux und das ganze Umland zu verlassen. In der Gironde-Mündung fungierten die Festungen Gironde

Nord mit der Stadt Royan als Mittelpunkt und Gironde Süd mit der Festung Soulac sur mer als Zentrale. Vier Wochen später war alles frei von deutschen Soldaten – bis auf uns in den Seefestungen. Es wurde eine Frontlinie von ca. 25 km Länge eingerichtet, indem etwas erhöht liegende Straßen- und Bahnübergänge als strategisch wichtige Punkte besonders bewaffnet und vermint wurden. Einheimische, die innerhalb dieses Terrains wohnten, mussten evakuiert werden.

Gironde Süd, unsere Festung mit dem Hauptort Soulac, in Friedenszeiten ein beehrter Badeort, war im Großen und Ganzen eine Tiefebene von 300 Quadratkilometern. Der übliche mediterrane Winterregen hatte große Teile der Gesamtfläche unter Wasser gesetzt, wo nur Straßen, eine Bahnlinie, einige kleine Ortschaften und nur wenige Landesteile aus dem Wasser herausragten. Mitten durch das Land lief ein Kanal, den wir Ventsac nannten. Die Besonderheit dieses Kanals bestand darin, dass er parallel an einem erhöhten Damm entlang lief. Dieser Damm war teilweise die Grenze unseres Befestigungsareals – die Grenze zum »Feindesland«. Das Hinterland mit den Ortschaften St. Vivien, Soulac, Le Verdon, Lesparre, Montalivet und der Spitze Point de Grave musste durch deutsche Soldaten geschützt werden. Eine größere An-



Damm zwischen den beiden Kanälen, an dem wir unseren Wachposten hatten. Die Brücke und Straße im Vordergrund wurde erst nach dem Krieg gebaut.

zahl von Kanonen sollte verhindern, dass ein Schiffsverkehr zwischen dem Ozean und über die verengende 100 km auf Bordeaux zulaufende Gironde möglich wurde.

Mein Kapitän des Zerstörers Z24, der Ritterkreuzträger Korvettenkapitän Birnbacher, hatte aus den überlebenden Besatzungen von Z24 und des Torpedobootes T24 das »Seebataillon Narvik« geschaffen, das in der Hauptsache die Festung »Gironde Süd« vom August 44 bis Ende April 1945 verteidigt hat.

In unserem Militärdienst dort durchlebten wir eine Zeit lang verhältnismäßig viel Freizeit. Das neu gegründete Marine-Bataillon Narvik wurde in so viele operierende Teile geteilt, dass die Außengrenzen von eindringenden Feinden geschützt werden konnten. Militärische Übungen wurden nicht mehr durchgeführt.

Wir, ca. 20 Marinesoldaten, hatten die Aufgabe, »Sperrpunkt 7« an der Außengrenze an einem Straßenübergang über den Kanal zu verteidigen. Massenangriffe des Gegners fanden jedoch nicht statt. Vereinzelt flogen Flugzeuge über unsere Stellung und beschossen uns. Granatfeuer von drüben waren wir gewohnt, und wenn das übliche Pfeifen der heransausenden Geschosse erklang, lagen wir schon blitzschnell in einer Vertiefung. Das Verhalten des Gegners war ungewöhnlich. Frankreich baute unter General De Gaulle seine neue Armee auf, die im zu Ende gehenden Krieg in Südwestdeutschland kämpfte. Für die Bekämpfung der Atlantikfestungen hatten sie wohl keine Soldaten übrig.

Uns gegenüber lagen zivil gekleidete Partisanen, Tausende von Hass erfüllte Franzosen und Spanier, die schon während der ganzen Besatzungszeit versuchten, deutsche Soldaten aus dem Hinterhalt zu töten. Der Hass war gnadenlos. Offiziell wurde von den Franzosen diese Gegnerschaft zu den deutschen Soldaten »Résistance« genannt, Widerstand. Wir selbst

waren uninformiert, wussten nicht, welcher Gegner uns gegenüber lag. Viele republikanisch gesinnte Spanier waren von Francos Polizei verfolgt über die Grenze nach Frankreich geflüchtet, wo die gehassten Deutschen, die Franco zum Sieg verholfen hatten, jetzt auch Frankreich beherrschten. Wir nannten diese Gegner Macchies, weil wir vermuteten, dass sie sich in weiten Teilen Südfrankreichs in Dornbuschsteppen versteckten. (Macchia)

Die Führung unserer Festung, vom Fregattenkapitän Herrn Edler von Berger angeführt, die wohl etwas mehr wusste, ließ uns im Ungewissen. Wir kämpften also gegen ein Phantom, das unbekannt und unerbittlich war. Unsere Aufgabe bestand darin, den Sperrpunkt sieben zu halten, an einer Straße, die über den Kanal führend nach zwei Kilometern eine kleine Ortschaft erreichte. Der Übergang war gesprengt und ein großes Loch, mit Wasser gefüllt, versperrte den Durchgang. Vor uns und an beiden Seiten hatten Pioniere Treminen gelegt, welche Überraschungsangriffe durch den Gegner ausschließen sollten. Wir kannten die sicheren Gassen, die ins Vorfeld führten. Der etwas erhöhte Damm, den wir in einem Schlauchboot erreichen konnten, wies ein fast mannhohes Loch auf, welches Tag und Nacht von zwei Soldaten besetzt war, die alle vier Stunden von nachfolgenden Posten abgelöst wurden. Vor ihnen befand sich ein schweres Maschinengewehr mit den entsprechenden Munitionsgurten, das im Notfall eines Angriffs das ganze Vorfeld mit tödlichen Garben bestreichen konnte.

Vor allem die vier Stunden der Nachtwache erschienen uns unselig lang und bargen die Gefahr, einzuschlafen und eventuell Opfer des grausamen Feindes zu werden, der nicht schoss, um nicht die ganze Besatzung des Sperrpunktes zu wecken. Stattdessen mussten Messer und Dolche töten. Es passierte meinem Wachkameraden Hasso Tatter und mir einmal eine böse Überraschung, als wir den Kampf ums Wach-

bleiben verloren hatten und eingenickt waren: Der über uns auf der Böschung wachhabende Obermaat Press hatte leise übergesetzt, sich angeschlichen und uns dann laut angebrüllt:

»Ei ja, wie sie filzen!« Wir zuckten zusammen und glaubten, unser letztes Stündlein hätte geschlagen. Zitternd erhoben wir uns, schuldbeladen, die ganze Besatzung gefährdet zu haben und mussten erfahren, dass in der letzten Nacht die Wachen von Sperrpunkt 8 niedergemetzelt worden waren.

»Ihr könnt von Glück reden, wenn die schlafende Besatzung im Hinterland unter dem Leutnant Maskow nicht erfährt, was hier eben geschehen ist! Dieses Wachvergehen kann bitter für euch ausgehen.«

Der Obermaat, Träger des Eisernen Kreuzes erster Klasse aus der Seeschlacht um Narvik, ließ unser schwerwiegendes Wachvergehen allerdings nicht publik werden.

Über die Abläufe am Sperrpunkt 6 hatte sich der Obermaat nicht in Einzelheiten geäußert, doch ich denke, dass ein solcher Überfall der üblichen Taktik der Partisanen entsprach. Hätten diese Résistance-Kämpfer ihren Überraschungsangriff weiter fortgesetzt, wäre es sicher schnell zu einem heftigen militärischen Schlagaustausch gekommen. Offene Kämpfe gehörten aber nicht zur Strategie der Partisanen.

Eines Nachts kam Press wieder vorbei, angesäuselt nach einer Geburtstagsfeier und sagte etwas beschwingt: »Tatter, Morys, ich schleiche ins Vorfeld und komme mit einem Gefangenen zurück. Passt auf und schießt nicht auf mich.« Der Obermaat kam jedoch nicht zurück. Stattdessen hörten wir zwei Schüsse und seine Familie aus Ostpreußen musste nach dem Krieg vergebens auf ihn warten. Seine Tat lässt sich wohl nur damit erklären, dass unsere Festungsleitung dringend die Aussage von Gefangenen brauchte, um sich zu orientieren, ob Angriffe bevorstanden.

Die uns lange Zeit unbekanntem Gegner waren überwiegend Zivilisten, zu vielen Tausenden in Frankreich im Rücken deutscher Soldaten operierend, versteckt, nach Möglichkeiten suchend, um von 1941 bis zum Kriegsende der deutschen Armee Schaden zuzufügen. Sie wurden fieberhaft gesucht und Tausende von ihnen wurden nach ihrer Gefangenschaft erschossen. Die Franzosen verehrten sie, die Deutschen aber, auf internationale Kriegsentscheidungen bauend, glaubten das Recht auf ihrer Seite zu haben und gingen in aller Härte gegen sie vor. Wegen der großen Zahl deutscher Opfer war die Militärjustiz besonders rücksichtslos. Der Hass in beiden Lagern wurde größer und größer. Gefangene auf beiden Seiten konnten nicht mit Milde rechnen – vor allem beim Rückzug der deutschen Armee aus Frankreich passierten grausame Verbrechen. Wir in unserer Festung ahnten davon nichts. Wir wussten nicht, dass unsere Gegner zur Résistance gehörten und vom französischen Volk hoch verehrt wurden. Denn in Gironde Süd fanden kaum größere Kampfhandlungen statt.

Unsere Gegner an den Stützpunkten sahen wir selten. Schusswechsel zwischen uns, den Soldaten aus den Festungen in ihren Wachposten und dem gegnerischen Gegenüber erfolgten meist über größere Entfernungen. Wir befürchteten Granateinschläge, die gefährlich waren und Maschinengewehrgarben kleinerer französischer Flugzeuge, die immer wieder zielsuchend um uns piffen.

Diese Art der Kriegsführung schien am Anfang, bis auf die Verpflegung und Unterbringung, keine Schwierigkeiten zu machen. In die leer stehenden Häuser durften wir nicht gehen. Vor dem Winterregen gruben wir Löcher in die Erde und bedeckten sie mit gekrümmten Wellblechdecken. Die nannten wir Heinrichsbau, der jeweils vier Soldaten Schutz gegen Regen bot. Wir wurden nie richtig satt und suchten stattdessen in verlassenen Bauernhöfen und nach Vergrabe-

nem aussehenden Erdhügeln nach Essbarem. Mein Freund und ich fanden dabei einmal haltbares eingemachtes Pökelfleisch, in Kisten verpackte Weinflaschen und sogar ein zerlegtes Tandem, das uns in der Festung den Titel »die tausenden Selbstversorger« einbrachte. Am Anfang der Festungszeit ist uns mal eine arme Kuh in den Weg gelaufen und hat für ca. drei Wochen unsere Ernährung bereichert.

Fehlenden Telefondraht mussten wir manchmal in Stoßtrupps aus dem großen Vorfeld der Festung holen. Da der Gegner uns regelmäßig beschoss, mussten wir einige Vorsichtsmaßnahmen ergreifen. Dazu diente die Nacht, die uns den nötigen Sichtschutz gab. Eine dieser Aktionen ist mir in besonderer Weise in Erinnerung geblieben, weil sie mich mein Leben hätte kosten können. Doch auch in dieser Situation war mein Schutzengel zur Stelle.

Ich machte mir oft Gedanken, ob unser schweres französisches Maschinengewehr auch im Ernstfall seiner Bestimmung nachkommen würde. Der Munitionsgurt war immer vorschriftsgemäß eingelegt. Hasso und ich hatten dessen Funktion aber noch nie ausprobiert, denn eine Schießerei hätte sofort die Besatzung unseres ganzen Sperrpunktes auf den Plan gerufen.

Einmal aber sollte alles anders sein. Hasso und ich waren im Schlauchboot über den vorderen Kanal gefahren und stiegen auf dem Damm in den etwas tieferen MG-Stand hinunter. Unsere vierstündige Wache begann. Es war Anfang März 1945, kurz nach 20 Uhr am Abend und wir hofften, die lange Zeit bald überstanden zu haben und dann wie gewohnt um Mitternacht unser Quartier am Südrand von St. Vivien zur Nachtruhe aufsuchen zu können. Das ebene Vorland zwischen Vensac und Queyrac lag sichtbar vor uns, aber die Abenddämmerung hatte die Landschaft vor uns schon etwas duster gemacht. Vor uns lag ein Graben, der sein Wasser leise

murmelnd in den vor uns liegenden Kanal schüttete. Im Laufe der Zeit hatte sich der Graben vertieft.

Plötzlich sah ich etwa 70-80 Meter vor mir Objekte, die sich leicht auf und ab bewegten. Ich nahm das Fernglas zu Hilfe und mir wurde plötzlich schreckhaft klar: Der Feind nähert sich, heute Abend in der Dunkelheit sind wir dran. Ohne meinen Freund Hasso zu informieren, richtete ich den Lauf des Maschinengewehrs aus und zog den Abzug durch.

Das Rattern durchbrach erschreckend laut die Abendstille. Ich schoss über die Personen, die sich jetzt tiefer ducken mussten und dadurch nicht mehr zu sehen waren. Mir war klar geworden, das MG-Feuer konnte sie tief am Boden halten und ein Aufstehen unmöglich machen. Wie zu erwarten, waren unsere bewaffneten Kameraden aus ihren Unterkünften herbeigeeilt und nach einigen Minuten zur Stelle. Seitlich warteten sie durch die beiden Kanäle und näherten sich von beiden Seiten einer Gruppe von acht Franzosen, forderten Sie mit dem Gewehr im Anschlag auf, aus ihrem Versteck herauszukommen. Natürlich hörte ich rechtzeitig mit dem Schießen auf.

Ich war glücklich, diesen unblutigen Ausgang des dramatischen Geschehens ermöglicht zu haben. Kein Mensch erlebte einen Schaden. Alle hatten überlebt!

Das Schönste an diesem Abend war die Tatsache, dass wir nicht vor Müdigkeit eingeschlafen waren. Außergewöhnlich an der ganzen Angelegenheit war nur, dass diese Gefangenen keine Uniform trugen. Es handelte sich um Partisanen. Ich habe an diesem Abend sicher daran gedacht, dass sie uns im Schlaf überraschen wollten, um uns lautlos zu töten. Das hatte ich durch meine Aufmerksamkeit verhindert. Die Gefangenen wurden zu unserem Stützpunkt gebracht. Hasso und ich wurden als Wache abgelöst und wir gingen mit.

Meine Kameraden machten ein Feuer, damit die Gefangenen ihre Kleider trocknen konnten. Der Vorfall aus dem Nach-

barsperrpunkt war vergessen, und wir betrachteten die Gefangenen als mit uns Leidende und waren freundlich zueinander. Was mit den Gefangenen im Einzelnen gesprochen wurde, konnte ich wegen meiner bescheidenen Sprachkenntnisse nicht richtig verstehen, jedoch sind mir zwei Dinge in Erinnerung geblieben. Einmal der unblutige Ausgang des Geschehenen und die mehrfach auf beiden Seiten geäußerte Meinung »la guerre est fini«.

Tatsächlich sollten es auch nur noch wenige Wochen dauern, bis der Krieg wirklich zu Ende war. In der Nacht kamen dann mehrere Soldaten aus dem Zentrum der Festung und führten die Gefangenen nach dorthin ab. Mein Eingreifen zur Abwehr einer großen Gefahr fand seitens meiner Vorgesetzten keine besondere Würdigung. Man war wohl der Meinung, dass diese Reaktion von jedem Soldaten zu erwarten gewesen war. Niemand verlor auch nur ein Wort darüber und Offiziere aus der Festung, wie meinen Kompaniechef Oberleutnant Maskow, habe ich die ganze Zeit nicht zu Gesicht bekommen. Lediglich unser ehemaliger Obermaat Kindsgrab, der jetzt den Rang eines Oberfeldwebels innehatte und unser direkter Stützpunkt-Vorgesetzter war, meinte mit einem süffisanten Lächeln:

»Morys, Anerkennung für ihr Handeln! Meiner Meinung nach hätten sie das EK 1 verdient«.

Es war bekannt, dass Adolf Hitler als Soldat im ersten Weltkrieg sieben Franzosen gefangen genommen und dafür das EK 1 erhalten hatte. Dieses trug er bis zu seinem unseligen Ende auf der Uniformjacke. Auf dem Rückzug der deutschen Soldaten in die Festung Gironde Süd hatte man schlicht vergessen, Orden und Auszeichnungen mitzunehmen. Später ließ mir Obermaat Kindsgrab Dank und Anerkennung des Oberleutnant Maskow aussprechen und man gewährte mir vier Tage Urlaub im Badeort Soulac sur Mer. Diesen Urlaub nahm ich auch und er bekam mir gut. Damals ahnte ich na-

türlich nicht , dass ich diesen Ort über sechzig Jahre später noch einmal besuchen sollte.

Zur Vorbereitung auf unsere Atlantikreise schenkte mir mein Sohn im Jahre 2007 ein 1965 erschienenes Buch des französischen Militärhistorikers Jacques Mordal mit dem Titel »Les poches de l'Atlantique«, das 1966 in einer deutschen Übersetzung in den Handel kam. Dieses Buch, »Die letzten Bastionen«, hatte ich dann 2008 im Gepäck, als wir uns der ehemaligen »Festung Gironde Süd« näherten.

Bevor wir auf dieser Reise die Küste erreichten, besichtigten wir den deutschen Soldatenfriedhof Berneuil, an der N 137 gelegen, 8 km südlich von Saintes. Für mich war das ein sehr trauriges Erlebnis. Ich hielt mich dort mehrere Stunden auf und entdeckte unter den tausenden von Gräbern viele von ehemaligen Kameraden, Offizieren von unserem Zerstörer und dem Grabstein unseres Flottillenchefs Fregattenkapitän Edler von Berger. Er bekleidete diesen Rang schon seit 1941, erlebte die Seeschlacht von Narvik, verlor eines seiner Schiffe, versenkte aber im heftigen Schneegestöber durch einen Torpedotreffer einen englischen Kreuzer. Den zweiten Zerstörer verlor er in einem Seegefecht im Ärmelkanal und den dritten im Golf von Biskaya, als deutsche Kriegsschiffe,



Auf dem Soldatenfriedhof
Berneuil



Grab des Fregattenkapitäns von
Berger

darunter auch Z 24, unter Deckung der Luftwaffe im Januar 1945, zwei unter neutraler Flagge fahrende Handelsschiffe von Ostasien kommend im Hafen von Bordeaux einbrachten. Sie waren eine Gabe des Verbündeten Japan. Hier hatte die englische Flotte bei Gibraltar diese zwei Dampfer zu spät erkannt und passieren lassen.

Im zweiten Teil meiner Memoiren habe ich schon darauf hingewiesen, dass ich im Jahre 1961 mit meiner Frau Else auf der Rückfahrt nach einem Spanienurlaub zwischen Soulac und Pointe de Grave (Nordspitze unseres Festungsbereichs) auf einem Waldweg das mit Blumen geschmückte Grab unseres Flottillenchefs und späteren Festungskommandanten von Berger fand. Der Anblick dieses Grabes im Zusammenhang mit dem ganzen Kriegsgeschehen in der Festung war damals für mich sehr ergreifend. Auch meine zwei kleinen Kinder, Kristina und Michael waren dabei.

Man hatte in den 60er Jahren in einer großen Aktion alle verstreut in Südwestfrankreich liegenden gefallenen, erschossenen oder in Kriegsgefangenschaft gestorbenen deutschen Soldaten exhumiert und auf diesen großen Zentralfriedhof Berneuil umgebettet.

Auf unserer Reise 2008 überquerten wir die Girondemündung mit der Fähre zwischen Royan und Pointe de Grave und fanden schließlich am Rande des inzwischen sehr bedeutenden Badeortes Soulac sur Mer ein reizendes Hotel (L'Amelie), das mit großer Hingabe von dem Schweizer Ehepaar Ruth und Konrad Bachmann betrieben wurde. Wir fühlten uns dort sehr wohl und fuhren von dort aus zu den Schauplätzen meiner Kriegszeit.

Ein Ort war dabei von herausragender tragischer Bedeutung, der für mich im gesamten Geschehen der Kriegsergebnisse zum bedrückendsten Ereignis geworden ist, und der mich bis zu meinem Tod begleiten wird. Wir hielten im Ort

Vensac und gingen zu Fuß an den Kanal, wo unser Nachbarsperrpunkt Nr. 8 gewesen sein musste. Dieser Ort war damals von größerer strategischer Bedeutung. Er besaß einen Bahnhof und war an der Bahnlinie Bordeaux - Le Verdon der vorletzte Haltepunkt. Ich erinnere mich besonders an den Morgen des Ostersonntag 1945, als unsere starke Festungsgeschütze in Aktion trat. Nach dem eher ruhigen Frontleben vorher, brüllten plötzlich ungewohnte Explosionsgeräusche auf, und über uns piffen die Granaten in einer Weise, die uns plötzlich und deutlich und in das Kriegsgeschehen versetzte. Offensichtlich wurde mit einem Angriff der französischen Armee auf die Festung Gironde Süd gerechnet und man versuchte, Ansammlungen militärischen Materials im Bahnhof Vensac zu zerstören.

In der Nähe des ehemaligen Nachbarsperrpunkt 8 stießen wir zufällig am Straßenrand auf einen Obelisk, der etwa zwei Meter groß, aus edlem Material gefertigt und am Fuß geschmückt mit einem Kunst-Blumenstrauß war. In goldenen Lettern waren darauf die Namen von acht Männern verzeich-



Obelisk der erschossenen Franzosen »Mort pour La France«

net, die wohl an dieser Stelle für das französische Vaterland gestorben waren.

Für mich war der Anblick des Obeliskens ein ziemlicher Schock, da es sich hier vermutlich um ein Denkmal für die von mir gefangenen Widerstandskämpfer handelte, die offensichtlich nach ihrer Festnahme von dem Festungskommando als Partisanen erschossen worden waren. Damals im Frühjahr 1945 hatte ich zusammen mit meinen Kameraden gehofft, dass auch die Gefangenen Franzosen das Ende des Krieges erleben würden.

Für mich war die Erkenntnis, dass hier die acht Franzosen, die ich gefangen genommen hatte, von einem deutschen Kommando erschossen wurden, eine grauenhafte Vorstellung. Meine Begleiter, Sohn Michael und Ehefrau Wilma erschrakten auch über meine Reaktion. Mein Herz pochte wild, ich ergriff Michaels Arm und brachte es mühsam heraus: »Das hier geht auf mein Konto.« Ich konnte jedoch damals nicht erfassen, welche Tragweite und Brisanz dieser Augenblick hatte, schwarz auf weiß zu erfahren, meine Gefangenen waren erschossen worden. Noch heute, nach 72 Jahren, werde ich von Gewissensbissen geplagt.

Ein Gedanke in diesem Zusammenhang, der mich heute ebenfalls beschäftigt, ist der Umstand, dass keiner meiner Vorgesetzten auf die Gefangennahme reagiert hatte.

An dieser Stelle möchte ich mich wieder auf das Buch des französischen Militärgeschichtlers Jaques Mordal beziehen. Nach seinen Recherchen haben die letzten Kommandanten der Atlantikfestungen von Dünkirchen, L'Orient, Saint Nazaire und Royan das Richtige getan und in Verhandlungen mit französischen Offizieren diese Küstenabschnitte friedlich übergeben. Dadurch konnten viele Soldaten und Zivilisten den Krieg überleben. Leider kam es dennoch zu einem verheerenden Angriff durch die englische Luftwaffe, wobei die Stadt Royan fast vollständig zerstört wurde und hunderte

von Zivilisten den Tod fanden. Lediglich die Führung der Festung Gironde Süd lehnte eine kampflose Übergabe durch Verhandlungen kategorisch ab.

Im Februar 1945 führte man uns einen Film über die heldenhafte Verteidigung der Hafenstadt Kolberg durch die Generale Gneisenau und Nettelbeck gegen den Usurpator Napoleon vor. Der Film wurde für uns extra eingeflogen, um den möglicherweise eingeschlafenen Kampfeswillen neu zu beleben. Der Erfolg dieser Verteidigung Kolbergs war allerdings kaum vergleichbar mit unserer Situation in der Festung. Hier sehnten sich wohl alle nach Frieden, die Franzosen wie auch die Deutschen, die nach fast sechs Jahren an Opfern, aussichtslosen Entbehrungen, Hunger Tod und Elend und der Zerstörung fast aller großen Städte zermürbt waren. Es war im Grunde unfassbar, dass unsere Festungsoffiziere auf Kampf bestanden und alles dazu vorbereiteten.

Was wollte man eigentlich?

Wollte man fremdes Land gegen den Besitzer verteidigen? Wollte man Hitlers aberwitzigen Befehl zum Kampf bis zur letzten Patrone ernst nehmen, oder setzte man die Ehre über den Willen zum Leben? Ich glaube man resignierte einfach, obwohl Anfang April 1945 das Ende des Krieges greifbar nahe war. Denn die beiden führenden Offiziere der Festung waren Ritterkreuzträger, Träger der höchsten Auszeichnung für Tapferkeit, die das Deutsche Reich im Krieg zu vergeben hatte. Wollten sie allein sich treu bleiben? Glaubten sie, dass die 1.000 Untergebenen auch so empfänden und fühlten?

Nach einem Bombenangriff auf unsere Stellung und die Stadt Saint-Vivien musste ich wie alle meine Kameraden die vorgezogene Front verlassen und uns ein großes Stück weiter auf der Straße nach Soulac sammeln. Der Marsch in das Innere der Festung Gironde Süd stand bevor und der Angriff der französischen Armee war angelaufen. Unsere Führung hatte den Plan aufgegeben, das große weite Vorfeld zu vertei-

digen. Dafür reichten unsere Kräfte nicht aus. Hinter einem langen Panzergraben sollten die ersten Stellungen bezogen werden:

In dieser Situation trat unser Obersteuermann Kindsgrab, der Vorgesetzte unserer Gruppe, an mich und meinen Kameraden Hasso Tatter heran, und gab uns den Befehl, mit unserem Tandem zu den verlassenen Stellungen zurückzukehren, um aus seiner Hütte seine Maschinenpistole, sein Marinefernglas sowie einige persönliche Dinge zu holen. Er wäre während des Luftangriffs in Saint Vivien gewesen und hätte nicht mehr selbst zurückkommen können.

Uns war klar, dass das ein gefährliches Unternehmen war. Dennoch machten wir uns sofort auf den Weg. Unser Tandem mussten wir teilweise über die von Bomben aufgerissene Straße tragen und wir hatten Angst, schon bald auf eindringende französische Soldaten zu treffen. Bis in die Hütte schafften wir es nur mühsam, danach begann es gefährlich zu werden. Aus der Ferne hörten wir französische Panzer heranziehen. Wir warteten in Sorge ab und versteckten uns in einem kleinen Wäldchen, das teilweise von Überschwemmung des Winters betroffen war. Ich kletterte auf einen Baum und blickte aus einer Entfernung von circa 500 m unseren früheren Sperrpunkt. Dort tummelten sich tatsächlich schon französische Soldaten und schossen vor Siegesfreude mehrere Salven in die Luft.

Wir mussten eine Entscheidung treffen und hatten doch in Anbetracht der Lage kaum eine Wahl. Ergeben und Kriegsgefangenschaft kam für uns nicht in Frage. Auch ein Durchschlagen zu den eigenen Reihen schien inzwischen unmöglich. Wir hatten zwar unsere Waffen einschließlich der zurückgeholten Maschinenpistole dabei, aber unser Leben jetzt in den letzten Kriegstagen aufs Spiel zu setzen, dafür fehlte uns der Heldennut. Sollten wir die Anzahl von Millionen gefallener deutscher Soldaten noch um zwei Menschenleben erhöhen?

Andererseits wäre es auch denkbar gewesen, von den Franzosen an unsere eigenen Leute ausgeliefert zu werden, was mit Sicherheit unseren Tod als Deserteure bedeutet hätte. Jedenfalls fanden wir uns in einer verzweifelten Lage. Alles lief auf einen kriegerischen Zusammenstoß zu. Keine Macht konnte das verhindern. Schon während der friedlichen Zeit der letzten Monate hatten französische Flugzeuge über dem Festungsgebiet Flugblätter abgeworfen und darin vor der Sprengung des 1933 gebauten Überseebahnhofs »Môle d'Escal« gewarnt. Die Zerstörung dieses Prestigeobjektes hätte den sicheren Tod des verantwortlichen Offiziers zur Folge. Das war der Festungskommandant von Berger. Er hatte sich monatelang einem Führerbefehl entgegengestellt, diesen tidenunabhängigen Anleger für Transatlantikschniffe zu sprengen.

Schließlich wurde ihm das Kommando entzogen und es wurde ein linientreuer Oberst namens Sonntag eingeflogen, der dieses Problem schnellstens in die Tat umsetzen sollte. Das Schicksal wollte es anders, denn diese Oberst hantierte bei der Besichtigung unseres Stützpunktes an einer durch den langen Regen freigelegten Mine derart ungeschickt, dass diese schließlich explodierte und ihn ins Jenseits beförderte. Die Folge war: Festungskommandant wurde wieder von Berger, der die Sprengung des Überseebahnhofs nun schnellstens in die Tat umsetzen musste.

Aus einer Entfernung von einigen Kilometern hörten wir den Donner der Explosionen und dachten daran, was die Franzosen angedroht hatten. In dem französischen Buch las ich, dass der Übersee-Bahnhof Ende der zwanziger Jahre aus deutschen Reparationsgeldern nach dem ersten Weltkrieg erbaut worden war. Als ich den nicht abwendbaren Unsinn einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen dem französischen Militär und der lächerlich kleinen Truppe der Besatzung von einigen 100 Soldaten überdachte, kam ich zu

dem Schluss: Ein baldiger Untergang unserer Festung durch einen unsinnigen Kampf war nicht mehr aufzuhalten. Hasso und ich befanden uns hinter den angreifenden französischen Truppen und so kamen wir zu dem Entschluss, uns nicht an diesem Irrsinn zu beteiligen.

Die Entscheidung, nicht zu meinen Kameraden zurück zu kehren, gibt mir heute, nach so langer Zeit Rätsel auf. Es widerspricht meinem Denken Fühlen und Handeln, ja meiner ganzen Art, Verpflichtungen der Treue nicht einzulösen. Es muss Gottes Wille gewesen sein, der mich vor dem »Heldentod« bewahrt hat. Wäre ich im Zusammenhang von Sperrpunkt 8, der Festung Gironde Süd in französische Gefangenschaft gekommen, hätten die Freunde der acht von mir festgenommenen Partisanen nicht gezögert, mich mit dem Tod zu strafen, wie sie es mit dem Festungskommandanten und acht Offizieren von Z 24 getan hatten. Von der drohenden Gefahr ahnte ich damals nichts, ich wusste ja nichts von dem Schicksal »meiner« Gefangenen. Meine Absicht war, auf keinen Fall in französische Kriegsgefangenschaft zu kommen.

Am Abend, als es finster geworden war, brachen wir auf. Unsere Gewehre versteckten wir im Unterholz. Danach mussten wir den Kanal überqueren, wobei wir ganz nass wurden. Neben der Erkenntnis, die ganze Nacht in der nassen Kleidung frieren zu müssen, bestand außerdem noch die Gefahr, auf eine der vielen vergrabenen Minen zu treten. Die letzte Möglichkeit, auf Gott zu vertrauen, hatte man uns genommen. Dem Glauben an den liebenden und schützenden Gott hatte uns die nationalsozialistische Erziehung entfremdet.

Mit viel Glück erreichten wir die Eisenbahnlinie, die Bordeaux mit Le Verdon verband. Von Schwelle zur Schwelle schreitend, gingen wir im Finstern einer ungewissen Zukunft entgegen. Hasso Tatter und ich hatten auf unserer Odyssee wohl schon fünfzig Kilometer auf dem Weg nach Süden zu-

rückgelegt, als wir auf einem bewaldeten Hügel unsere Nachtruhe verbrachten. Wir hörten plötzlich auf der in der Nähe verlaufenden Straße das Rasseln von Panzerketten. Uns beiden wurde bewusst, dass der Kampf um die letzte und kleinste Atlantikfestung unmittelbar bevorstand.

Frankreich wollte zum Schluss des Krieges einen Sieg über das verhasste Nazi-Deutschland, und die Deutschen wollen noch einmal in einer ehrenvollen Niederlage deutsches Heldentum dokumentieren. Nur aus diesem psychologischen Blickwinkel lässt sich diese tragische Entwicklung erklären. Der Ablauf ist in dem erwähnten Buch »Die letzten Bastionen« schnell erzählt. Unser Seebataillon Narvik, bestehend aus den Überlebenden des Zerstörers 24 und des Torpedoboots 24, wurde nach den Luftangriffen auf die Schwerpunkte in der Festung zurückgezogen. Sie gruben sich an der Nordspitze von Pointe de Grave ein, errichteten Maschinengewehrstellungen, verstärkt mit leichten Abwehrgeschützen und vielen Schützenlöchern. Die Franzosen eröffneten den Angriff in einem stundenlangem Bombardement nach amerikani-



Deutsche Kriegsgefangene der Festung Gironde Süd

schem Muster, um die Reihen der Verteidiger zu lichten und sie moralisch zu schwächen. Nach einer kurzen, aber wohl wirksamen Artillerievorbereitung traten die Panzer zum Angriff an, danach folgte die Infanterie. Nach Aussage des französischen Buches kämpften die deutschen Verteidiger verbissen und machten es dem Angreifer schwer, schnell Herr der Lage zu werden. Ein großer Teil der deutschen Soldaten fiel im Kampf, die anderen gerieten in Gefangenschaft. Aus der Beschreibung des Autors scheint versteckt so etwas wie Bewunderung für die Verlierer dieser tragischen Auseinandersetzung durchzuschimmern.

Die französischen Einwohner von Le Verdon, die vorher nicht evakuiert worden waren, und auf eigenen Wunsch in ihren Häusern blieben, hatten ein schwieriges Verhältnis zu den Kämpfern der Partisanen. Ein großer Teil der Zivilbevölkerung lehnte diese Leute ab, denn sie taten nicht viel zu Ruhme Frankreichs. Verschiedene Eigentumsdelikte gegenüber der Bevölkerung störten das Verhältnis zusätzlich.

Mit der deutschen Besetzung in den Vormonaten waren die Franzosen gut zurechtgekommen. Viele arbeiteten für die Deutschen und erhielten dadurch mehr Lohn als durch ihre traditionellen Arbeitsplätze in der Landwirtschaft. Viele der Untergrundkämpfer hatten in den Jahren zuvor im spanischen Bürgerkrieg gekämpft. Nach dem Sieg der Faschisten waren sie von der Regierung unter Franco ins benachbarte Frankreich geflohen und hatten dort im Untergrund gegen die deutschen Besatzer gekämpft.

So war es nicht verwunderlich, dass nach der Kapitulation der Festung Gironde Süd und der Gefangennahme der Überlebenden, das unrühmliche Treiben dieser Partisanen weiterging. Vor allem viele Offiziere der neuen französischen Armee unter De Gaulle empfanden Scham über dieses unsoldatische

Handeln. Auch der Autor Jaques Mordal zeigt sich verärgert über die Ereignisse, die sich nach der Eroberung abspielten.

Ein Partisan, er wird in dem Buch als Spanier bezeichnet, erschoss den von mir menschlich geschätzten Flottillenchef von Berger durch ein Fenster. Der Offizier war in einem Haus in Le Verdon interniert worden. Ebenso wurden später acht Offiziere von Partisanen erschossen, die als Kriegsgefangene unter dem Schutz des international anerkannten Kriegsrechts standen. Ein anderer Partisan traf Vorbereitungen, auch noch den Kommandanten Birnbacher zu erschießen, als der Kommandant der französischen Streitkräfte im letzten Augenblick dazwischentrat. Er verhinderte diesen Mord an einem gefangenen Offizier und befahl stattdessen allen Partisanen, Birnbacher und die restlichen Offiziere des Seebattallion Narvik beim Vorübergehen zu grüßen.

Bestraft für ihre feigen Morde wurden die Täter aber wahrscheinlich nicht. Birnbacher kehrte nach 2 Jahren französischer Gefangenschaft in sein Heimatland Österreich zurück. Als Mitte der 50er Jahre in Deutschland die Bundeswehr aufgebaut wurde, meldete er sich zur Marine und durchlief eine beispiellose Karriere bis hin zum Kommandeur der NATO-Seestreitkräfte in der Nordsee. 1970 wurde er in den Ruhestand verabschiedet und 1991 starb er in seinem Heimatort Villach in Kärnten.

Was mich als nunmehr 92-Jährigen zunehmend quält, ist die Erkenntnis, dass nicht nur meine Gefangennahme der acht Partisanen deren Erschießung zur Folge hatte sondern als Folge auch die Rache der Partisanen an den acht deutschen Offizieren auf meine »Tat« zurückzuführen ist.

Ich hatte mich wirklich gefreut, dass die Gefangennahme am Kanal du Gua unblutig verlaufen war und auch meine Kameraden hatten so empfunden. Dass am Schluss sechzehn

Menschen durch diesen Umstand ihr Leben verloren, wird mich jeden Tag für den Rest meines Lebens bedrücken.



Soldatenfriedhof Berneuil: Hier ruhen die Gefallenen der Festung Gironde Süd

Während unserer versuchten Flucht nach Spanien hatten mein Freund Hasso und ich uns gegenüber einer französischen Bauernfamilie als abgestürzte englische Piloten ausgegeben und waren von diesen Leuten aufs Üppigste bewirtet worden. Der Besitzer hatte regelrecht mit seinem Jagdeifer geprahlt und hätte uns am liebsten die Maschinenpistole abgekauft. Hätten wir sie ihm doch einfach geschenkt! Sie war uns sowieso zu nichts mehr nütze. Vielleicht wäre er uns dann nicht einmal böse gewesen, wenn er später erfahren hätte, verhasste Deutsche bewirtet zu haben.

Zu gerne hätte ich auf dieser Fahrt ihre Großzügigkeit und Menschlichkeit von damals nach so vielen Jahren ein wenig vergolten. Ich fand leider die Stelle und das Haus trotz eifriger Suchens nicht mehr.

Im Nachhinein, aus heutiger Sicht, erscheinen all diese Vorgänge nur noch absurd. Und die Geschichte hat bewiesen, dass aus Feinden Freunde werden können.

Bytom 2013

Sehr erfreulich verlief eine Reise in meine alte Heimatstadt, die nach dem Krieg polnisch wurde und nun Bytom heißt. Wieder unterstützte mich mein Sohn Michael, ohne den dieses Unternehmen gar nicht zustande gekommen wäre. Zu Zeiten des Eisernen Vorhangs wäre das sowieso undenkbar gewesen.

Es wäre mir dabei von allergrößter Wichtigkeit gewesen, in meinem Haus zu stehen und die jetzigen Besitzer kennenzulernen. In meinem ehemaligen Haus mit Leuten zu sprechen, die gewiss Hemmungen hatten, aber das Recht auf ihrer Seite. Denn der Krieg und Deutschland als Verursacher waren Schuld an der ganzen Entwicklung.

Die Menschen dort bewirteten mich, meinen Sohn und meine Nichte, die Frau meines Neffen, mit Namen Johanne. Sie stammt aus Polen, so dass Polnisch ihre Muttersprache ist. Ihre sprachliche Vermittlung erleichterte das herzlich verlaufende Treffen. Ich beschenkte die Leute großzügig und sie bemühten sich, gute Gastgeber zu sein.

Unser ehemaliges Siedlungshaus stand mit zwanzig anderen da, neun waren nicht mehr vorhanden. Der ganze Goethepark, früher gepflegte, war in sechzig Jahren in einen Wald verwandelt. Ich sah aber, dass er wohl neu kultiviert werden sollte.

Ich wäre gerne in das Haus hineingegangen, aber das wollten die Leute nicht, was ich nachvollziehen kann. Bei schönem Wetter verbrachten wir im Garten einige schöne Stunden.

Mir hat es dennoch sehr gefallen, festzustellen, dass diese neuen Besitzer bemüht sind, das Haus mit Garten in einen

guten Zustand zu versetzen. Ihr Bestreben ist es, es zu erhalten und nicht verfallen zu lassen.



Bytom Józefa Bema, ehemaliger Wertherweg 2013



Bytom Park Mickiewicza 2013, ehemaliger Goethepark

Die Autobiografie ist in mehreren Etappen entstanden, die ursprünglichen Text sind in dieser Ausgabe zusammengeführt. Diese zweite Auflage ist gestrafft, indem unwesentliche Ereignisse zugunsten eines besseren Leseflusses gekürzt wurden.

Dennoch komme ich nicht umhin, nachdem nochmals weitere Jahre verstrichen sind, auf ein wesentliches und schmerzliches Kapitel in meinem Leben einzugehen.

Dieses beschreibe ich auf den folgenden Seiten.

Wilma

Die Ursache für meine romanhafte Lebensbeschreibung war meine Jugendliebe und die spätere ersehnte Lebensgefährtin und Ehefrau Wilma. Es ist mir mit großen Schwierigkeiten gelungen, sie im fortgeschrittenen Lebensalter endlich, nachdem wir beide verheiratet waren und Kinder hatten, zu einem gemeinsamen Lebensglück zu gewinnen.

Ich denke, dass der gesamte Ablauf dieser Ereignisse so ungewöhnlich war, dass eine von außen wirkende Hilfe kräftig dabei mitgeholfen hat. Wir hatten es sicher verdient und konnten in dem bekannten Wallfahrtsort Maria Rain in Ober-Bayern den Bund fürs Leben schließen.

Ein indischer, katholischer Priester, Pfarrer an diesem schönen Ort, hatte uns endlich dazu verholfen. Wir waren überglücklich! Die standesamtliche Eheschließung war die begleitende Form, die uns zu Mann und Frau machte.

Es passiert sicher selten, dass ein Paar im Alter von Großeltern in eine beglückende Ehe eintritt, obwohl das mühelos schon vierzig Jahre früher hätte geschehen können, was widrige Umstände aber verhindert hatten.

Es musste viel nachgeholt werden, und wir haben es glücklich getan.

Wir reisten viel, vorwiegend in die Alpen, die uns begeisterten. Wir waren jetzt in einem Alter, das offen und reif war für das Aufnehmen der Wunder der Natur und ihrer Schönheit. In unserer späten, beglückenden Zweisamkeit erschloss sich im Wandern, Schauen und Staunen Gottes Welt auf eine gänzlich neue Art.

Die Zeit lief viel zu schnell, und wir waren zu unserem Bedauern nicht in der Lage, sie aufzuhalten.

Ich denke, die Fehler im Laufe unseres Lebens waren zu eminent, um nur Belohnung zu empfangen. Wo das Glück am vollsten, da wartet oft der eintretende Gegenschlag, der das Leben zu einem Ausgleich bringt. Im Grunde meines Herzens hatte ich ihn ängstlich erwartet.

Eine Krankheit suchte meine geliebte Frau Wilma heim, die unheilbar, schreckhaft den Rest unseres Daseins verdüsterte: Bauchspeicheldrüsenkrebs.

Es war kein Kraut dagegen gewachsen, und es blieb nur ein Weg dafür offen: Gott zu bewegen, uns in der trostlos kommenden Zeit beizustehen. Ich betete und war bereit, alle Opfer zu bringen, um den Herrn der Welt zu bewegen, dabei gnädig zu sein.

Der damalige polnische Papst Johannes Paul II als frommer, gläubiger Katholik führte die Kirche, obwohl er selbst sterbenskrank war. Er war mir ein großes Vorbild, an dem ich mich orientieren konnte, und der mir Kraft gab.

Ich als gläubiger Christ beschwor ich den Herrn ohne Unterlass, gnädig zu sein und es meiner geliebten Wilma nicht allzu hart werden zu lassen. Zu dieser Zeit ihres Leidens spielte dabei eine polnische Nonne namens Maria Faustyna Kowalska eine dominierende Rolle. Ich entdeckte ihr Tagebuch, das mir zum Rettungsanker wurde.

Diese Nonne stand, Nicht-Katholiken werden es kaum verstehen, mit Gott in Verbindung. Jesus erschien ihr wiederholt. Dabei offenbarte er ihr, es wäre ihm am Kreuz so erschienen, als hätte sich sein Vater im Himmel von ihm abgewandt. Das hätte seinen Ruf »Warum hast du mich verlassen?« zur Folge gehabt.

Jesus gestand daraufhin der Nonne, dass dieser Zustand jedoch seine Barmherzigkeit erschuf, eine Barmherzigkeit für

verzweifelnde Menschen, die um Hilfe baten. Maria Faustyna erhielt den Auftrag, Kündlerin dieser Barmherzigkeit zu werden und einen Orden zu gründen. 2005 sprach Johannes Paul II sie heilig.

Mein inständiges Bitten an den Sohn Gottes, meiner geliebten Frau zu helfen, wurde scheinbar nicht erhört. Ihr Tod nach längerem Leiden musste daraufhin von Wilma und mir ergebn getragen werden. Es bedeutete für uns, Gottes Willen in Ergebenheit zu respektieren und ein dramatisch verlaufendes Leben in Liebe und Gläubigkeit geduldig zu tragen bis zu seinem Ende, bis zur Erlösung.

Der Herr hatte uns ja vorher in unserem Glück und unserer Zuwendung übermäßig beschenkt. Darin erkannte ich schließlich seine Barmherzigkeit.

Wilma starb am 31. 3. 2011.

Foto-Galerie



Viktor Morys (Urgroßvater, untere Reihe 2. v. re.)



Emil Morys 1920



Anna Morys & Sohn Alfred 1927



Anna Morys geb. Kunze 1935



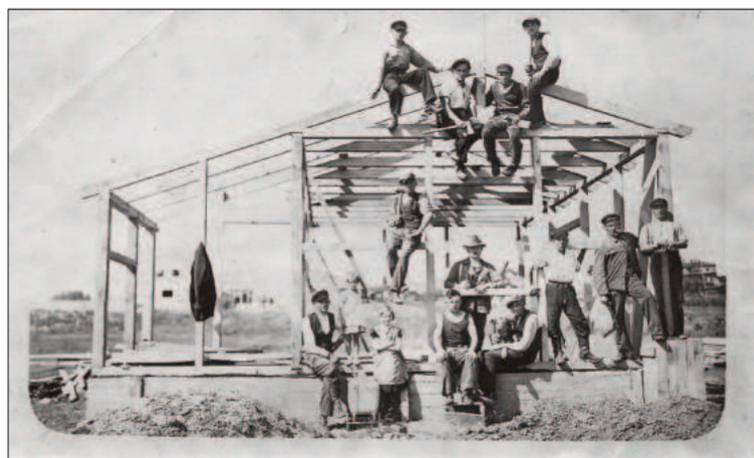
Alfred Morys 1941



Familie Morys 1936



Beuthen 1929



Bau des Hauses Wertherweg 10 1934



Beuthen Wertherweg 1937



Bytom, Józefa Bema 2012, ehemaliger Wertherweg



Volksschule 1936
Alfred Morys: 2. v.r., untere Reihe



Lehrer in Ober-Erlenbach 1946



Anna & Alfred Morys 1943



Alfred Morys 1947



Familie 1958

Bildnachweis

Verkehrsverein Beuthen Oberschlesien, Wilgrö Scharfdruck Dortmund:
Karte Beuthen 1941 und Ausschnitt Seite 2,

Fotoska.eu:

Postkarten altes Beuthen mit bestem Dank für die Zustimmung Seiten 12,
16 und 42,

Google-Maps-Bilder bzw. StreetView:

Seite 368: StreetView © Google Dez. 2009

Seite 397: StreetView © Google 2016, Aufnahme von 2012

Sämtliche übrigen Fotografien entstammen der privaten Sammlung des
Autors.